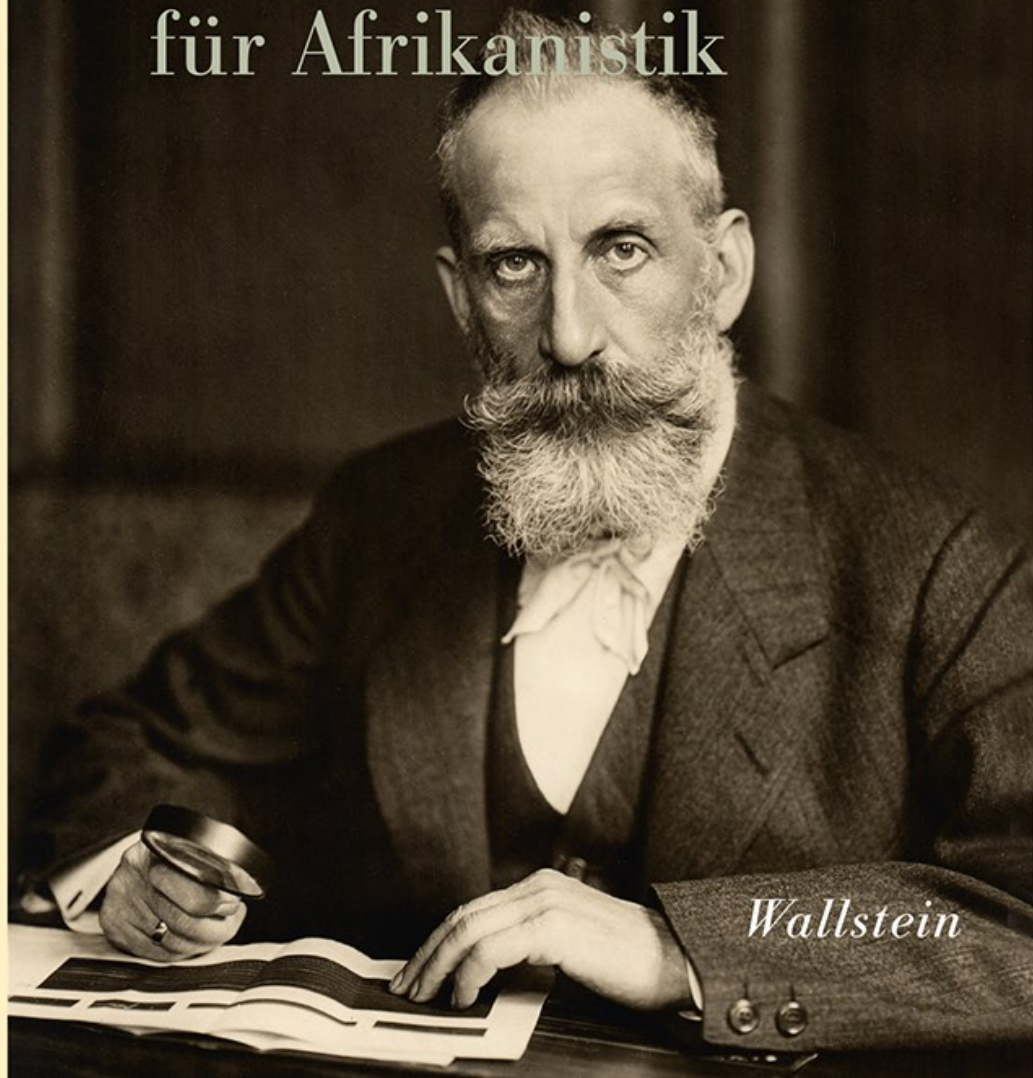


Ludwig Gerhardt

Meinhof
Carl Meinhof

Das Leben
des ersten Ordinarius
für Afrikanistik



Wallstein

Ludwig Gerhardt

Carl Meinhof – Das Leben des ersten Ordinarius für Afrikanistik

Wissenschaftler in Hamburg
Band 5

Herausgegeben von
Ekkehard Nümann

|||W_S

Ludwig Gerhardt

Carl Meinhof

Das Leben des ersten Ordinarius
für Afrikanistik

WALLSTEIN VERLAG

Gefördert von der



Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz
CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z.B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Ludwig Gerhardt 2022

Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2022

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond

Redaktion, Koordination und Lektorat: Dr. Johannes Gerhardt, Hamburg

Umschlag: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Umschlagfoto: Carl Meinhof (1927)

Lithografie: SchwabScantechnik, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-5041-0

ISBN (Open Access) 978-3-8353-8049-3

DOI <https://doi.org/10.46500/83535041>

Inhalt

Vorwort des Herausgebers	7
Carl Meinhof – Autodidakt und afrikanistisches Alphanier Ein Geleitwort von Roland Kießling	9
1. Barzwitz	13
Das Umfeld	13
Die Jugendjahre	21
2. Von Barzwitz nach Zizow	29
Erster Schritt: Von Barzwitz nach Halle	29
Zweiter Schritt: Von der Latina an die Universität	38
Dritter Schritt: Vom Studium ins Amt	41
Vierter Schritt: Von Stettin nach Zizow	49
3. Zizow	55
Das Mekka der afrikanischen Sprachforschung	55
Der Durchbruch: »Grundriss einer Lautlehre der Bantusprachen«	64
Von Zizow nach Afrika und zurück nach Berlin	76
4. Berlin	81
Die Berufung an das Seminar für Orientalische Sprachen	81
Tätigkeit am Seminar für Orientalische Sprachen	90
Die Etablierung: »Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen«	94
Mtoro bin Mwinyi Bakari – ein Swahili-Lektor in den Mühlen der deutschen Justiz	97
Professor Carl Meinhof	104
Der Kampf um die Kolonialakademie	111
5. Hamburg	131
Herr im eigenen Institut	131
»Die Sprachen der Hamiten« – Carl Meinhof als Rassist	144
Menschen im Seminar 1 – die »eingeborenen Sprachgehilfen« bis zum Ende des Ersten Weltkrieges	158
Menschen im Seminar 2 – die Wissenschaftlichen Hilfsarbeiter bis zum Ende des Ersten Weltkrieges	170
Das Seminar für Kolonialsprachen im Ersten Weltkrieg	175

Seminar für Kolonialsprachen ohne Kolonien	178
Krach im Institut	182
Krise	187
Universität ohne Theologie	190
Der Fall Theodor Lessing	192
International African Institute – Carl Meinhofs erste internationale Niederlage	193
Menschen im Seminar 3 – Emmi Kähler-Meyer	196
Der 70. Geburtstag	198
Die Südafrikareise 1927/28	201
Menschen im Seminar 4 – Ernst Dammann, Ernst Zyhlarz und Johannes Lukas	204
Das Seminar unterm Hakenkreuz und der lange Weg zur Meinhof-Nachfolge	211
Alterswerke und Ehrungen	218
Der Zweite Weltkrieg und die Folgen	224
6. Was bleibt	235
Anmerkungen	241
Anhänge	263
Stammtafel (Auszug)	263
Carl Meinhofs Lebensdaten im Überblick	264
Literatur	266
Bildnachweis	274
Dank	276
Personenregister	278

Vorwort des Herausgebers

Mit der Schriftenreihe »Wissenschaftler in Hamburg« würdigt die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung Persönlichkeiten, die sich um die Forschung, Lehre und Bildung in der Hansestadt besonders verdient gemacht haben. Werner von Melle, der erste Präsident der Stiftung, sah es seit ihrer Gründung im Jahr 1907 als wichtigste Aufgabe an, hochkarätige Wissenschaftler für die Stadt Hamburg zu gewinnen, so auch Carl Meinhof, der nach der Gründung der Hamburgischen Universität 1919 der erste Ordinarius für Afrikanistik weltweit wurde.

Von Anfang an waren die Beziehungen zwischen der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung und Carl Meinhof eng: Sie gewährte dem 1909 ans Hamburger Kolonialinstitut Berufenen eine deutliche Gehaltszulage und förderte von Beginn an den Druck der von ihm initiierten »Zeitschrift für Kolonialsprachen« sowie die ebenfalls in Hamburg erscheinende phonetische Fachzeitschrift »Vox« – außerdem die beiden Festschriften anlässlich des 70. und 80. Geburtstages von Meinhof und weiterhin seine große Forschungsreise nach Südafrika 1927/28.

Das Gründungskapital der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung wurde wesentlich durch die kolonialen Aktivitäten ihrer Gründer in Afrika gebildet. Mit den Erträgen des Kapitals finanzierte sie die wissenschaftlichen Forschungen Carl Meinhofs über afrikanische Sprachen am Kolonialinstitut in Hamburg – seinerzeit die »koloniale Metropole« des Deutschen Kaiserreichs.

Die eingangs erwähnte Würdigung ist im Falle Carl Meinhofs kritisch ausgefallen: In seinem epochalen Werk »Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen« leistete er einen entscheidenden Beitrag zur Begründung der Afrikanistik als wissenschaftliche Disziplin, später hat er jedoch mit den rassistischen Inhalten seines Buches »Die Sprache der Hamiten« den eigenen Ruf nachhaltig beschädigt.

Die Böttcher Stiftung hat einmal mehr die Publikation eines Bandes dieser Reihe hochherzig unterstützt, wofür wir ihr zu großem Dank verpflichtet sind.

Dr. Ekkehard Nümann

Carl Meinhof – Autodidakt und afrikanistisches Alphanier

Ein Geleitwort von Roland Kießling

Carl Meinhof – Begründer der Afrikanistik, Urvater der Bantuistik, wilhelminischer Nationalchauvinist, Kolonialwissenschaftler, Ober-Hamit und Rassist – dies wäre vermutlich das Bukett von Epitheta, die eine Online-Suche an die Spitze einer Meinhofschen KWIC-Liste, d. h. der mit seinem Namen oftmals verknüpften »KeyWords in Context«, spülen würde. Dabei verstört ein gewisses semantisches Spannungsverhältnis: gloriöser Glanz im Lob Meinhofs fachlicher Verdienste, zunehmend getrübt und überschattet vom Vorwurf, der kolonialen Ausbeutung des afrikanischen Kontinents eine pseudowissenschaftliche Grundlage geschaffen zu haben. Es ist daher gewiss nicht leicht, aus heutiger Sicht unbefangen und ausgewogen über Carl Meinhof zu schreiben, der 1909 als »der einzige wirklich wissenschaftliche afrikanische Philologe« auf den neu eingerichteten und weltweit ersten Lehrstuhl für Afrikanistik am Hamburger Kolonialinstitut, dem Vorläufer der Universität, berufen wurde und der seinen bantuistischen Weltruhm im Spätwerk durch den misslungenen Versuch einer linguistischen Untermauerung der rassistischen Hamitentheorie nachhaltig ruinierte.

Ludwig Gerhardt gelingt dieser biographische Balanceakt zwischen Licht und Schatten mit großer Bravour: Meinhofs Verdienste zu würdigen, ohne seine nationalistischen und kolonialpolitischen Verstrickungen unter den Teppich zu kehren, bzw. seine Verirrungen zu benennen, ohne aber in ein »Meinhof bashing« zu verfallen. Er liefert hier nicht weniger als eine erste geschlossene Gesamtdarstellung von Meinhofs Leben und afrikanistischem Wirken, akkurat recherchiert, amüsant und pointiert – ein Lesevergnügen auch für ein größeres Publikum, das nicht zuvorderst an den Details der Spirantisierung von Bantu-Plosiva vor »schweren« Vokalen interessiert ist, sondern an der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik, gespiegelt im Werdegang einer herausragenden Persönlichkeit, deren Wirken von 1909 von 1943 eng mit Hamburg verknüpft war.

Wer war Carl Meinhof? In einem pietistisch geprägten bildungsbürgerlichen Elternhaus aufgewachsen und den väterlichen Fußstapfen in

ein hinterpommersches Pfarramt folgend, war Meinhofs Interesse und Leidenschaft früh auch für afrikanische Sprachen entbrannt, die er überwiegend aus zweiter Hand von Missionaren und deren Kindern erlernte. Ohne je in Afrika gewesen zu sein, schuf er im Alleingang und als Autodidakt neben seiner Arbeit als »Landpastor, der mit erheblichen Dienstgeschäften belastet war«, gewissermaßen als Hobby in seiner knappen Freizeit, die Grundlagen der modernen Bantuistik und einer methodisch fundierten Wissenschaft von den afrikanischen Sprachen. Bis dahin waren diese aufgrund eines weitgehenden Fehlens althehrwürdiger Schrifttraditionen in der vom orientalistisch-altphilologischen Geist durchdrungenen Akademia des 19. Jahrhunderts als geschichtslose Schmuttelkinder geringgeschätzt und einer wissenschaftlichen Betrachtung nicht für würdig befunden. Mit diesem Denkmuster eines überkommenen akademischen Zeitgeists räumte Meinhof gründlich auf, indem er zeigte, dass sie nach eben denselben Prinzipien funktionieren wie die Sprachen der Hochkulturen der Alten Welt. Damit hatte Meinhof die afrikanischen Sprachen an die Diskurse der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft angeschlossen, vom vormaligen Paria-Status erlöst und in das Pantheon würdiger Studienobjekte aufgenommen. All dies ist von Ludwig Gerhardt so anschaulich und ohne jede fachesoterische Attitüde präsentiert, dass auch linguistische Laien und Laiinnen sowohl die Dimension und Tragweite der bantuistischen Glanzleistung Meinhofs nachvollziehen können als auch seine späteren hamitischen Irrwege.

Aus einer Vielzahl von publizierten und unveröffentlichten Quellen hat Ludwig Gerhardt – selbst Afrikanist, der sich in direkter Nachfolge im Amte intensiv und kritisch mit dem Werk Meinhofs auseinandergesetzt hat – weitverstreutes Material zusammengetragen und in ein Gesamtportrait Meinhofs integriert, das erstaunlich viele Facetten seiner kantigen Persönlichkeit aufblitzen lässt. So scheint Meinhof als Alphetier der Afrikanistik jedwede sachliche Kritik als Majestätsbeleidigung empfunden zu haben, wie sich in der erstmalig detailliert aufgearbeiteten Auseinandersetzung mit seinem Schüler Martin Heepe zeigt. Bislang unbekannt Details zu inneruniversitären Vorgängen sind mit Sorgfalt erschlossen, z.B. die Kontroverse über die Bewertung von Meinhofs enthusiastischem Engagement in der Mission im Zusammenhang seiner Berufung auf den Hamburger Lehrstuhl. Das

ganze ist zudem garniert mit Exkursen zu den Mitarbeiter*innen am »Seminar für afrikanische Sprachen« im Umfeld Meinhofs und gewürzt mit Episoden wie der Warzen-Anekdote – Denkwürdiges aus dem Alltag kuriose Anfragen an den praktizierenden Afrikanisten.

Die vorliegende Biographie Meinhofs gewinnt aber nicht zuletzt dadurch ihren großen Wert, dass Ludwig Gerhardt all diejenigen besonders würdigt, die – am unteren Ende der damaligen akademischen Hierarchie angesiedelt und ohne faire Aufstiegschance – oftmals mit großem Fleiß und Einsatz die sprachlichen Daten produzierten, ohne die weder der Lehrbetrieb noch die wissenschaftlichen Karrieren deutscher Afrikanist*innen möglich gewesen wären: die »eingeborenen Sprachgehilfen«, die Meinhof in stattlicher Zahl am Seminar zur Unterstützung der Sprachausbildung beschäftigte. Mit ihnen tritt eine noch immer vernachlässigte hässliche Dimension der afrikanistischen Fachgeschichte hervor: der alltägliche Rassismus, der Afrikaner*innen nicht erst unter den Nazis, sondern bereits im wilhelminischen Deutschland und in der Weimarer Republik entgegenschlug. Obgleich Meinhof selbst Afrikanern und Afrikanerinnen im persönlichen Umgang ein – für seine Zeit – ungewöhnlich hohes Maß an Wertschätzung entgegenbrachte, die über die von ihnen als »Sprachgehilfen« geleistete Dienste hinausging, und sie nach Kräften unterstützte, erreichten diese Kräfte doch offenbar ein jähes Ende, sobald es um die Auseinandersetzung mit Obrigkeiten ging, wie sich in seiner ambivalenten Haltung in der Affäre um den Swahili-Lektor Mtoro bin Mwinyi Bakari zeigt.

Die inneren Widersprüchlichkeiten in Meinhofs Wirken liegen letztendlich wohl darin begründet, dass er von den Implikationen seiner eigenen wissenschaftlichen Innovationen überholt wurde. In einer Gesellschaft, die so stark von patriarchalischen, chauvinistischen und rassistischen Grundhaltungen geprägt war wie das Deutsche Reich, erscheint er zunächst als fortschrittlicher Neuerer, der Afrikaner – wie auch Frauen (Maria von Tiling, Emmi Kähler-Meyer) – in der Wissenschaft förderte, soweit dies im wilhelminischen Rahmen möglich war. Von paternalistischer Sympathie zu den Menschen Afrikas durchdrungen, konnte er die starren akademischen Denkmuster seiner Zeit zwar durchbrechen, nicht aber die eigenen psychologischen Denkmuster, in denen die Ideologie der Überlegenheit der »hellfarbigen, lockenhaarigen Rasse« tief verwurzelt war und blieb. Allein dies

kann begründen, warum Meinhof in seinem zwielichtigen hamitistischen Spätwerk die gesicherten Bahnen der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft verließ und die eigenen Methoden über Bord warf, die zuvor seinen bantuistischen Weltruhm begründet hatten.

1. Barzwitz

Das Umfeld

Eines Tages, bald nach Ostern 1842, fuhr ein Wagen aus Rügenwalde heraus gegen Nordosten zu. Kaum hatte er die letzten Häuser im Rücken, so versank er bis über die Speichen im Morast und konnte nur mit vieler Mühe wieder flott gemacht werden. Denn Chausseen gab es damals im »Rügenwalder Amte« noch nirgends, und der Boden war zähe und schwer. 1 ½ Meilen weiter hielt der Wagen endlich in dem stattlichen Bauerndorf Barzwitz, nur noch ein kleines Stückchen von der Ostsee entfernt, und setzte den neuen Pfarrer mit den Seinigen ab.¹

So wird der Einzug von Friedrich Meinhof nach Barzwitz,² Kreis Schlawe, in Hinterpommern 15 Jahre vor der Geburt seines Sohnes Carl geschildert.

Ähnlich wie in Barzwitz hatte es – unter Bestätigung aller Vorurteile, die im restlichen Reich über Ostelbien herrschten – auch in den davorliegenden pommerschen Dienststellen Friedrich Meinhofs ausgesehen, die bereits eben zitierte Broschüre »Pastor Meinhof« von Hermann Petrich beschreibt das sehr anschaulich:

Am 1. Mai wurde er Pastor daselbst [in Drosedow; LG], nachdem er 14 Tage vorher mit seiner Cousine Sophie Meinhof, die des Pfarrers in Mörz bei Belzig Töchterlein war und ihm eine liebe und treue Gehilfin geworden ist, Hochzeit gehalten. Sie kamen miteinander in ein ödes ausgestorbenes Haus, das nach einem Brande eben erst neu aufgebaut war. Der Eindruck, den die Gemeinde bot, war kaum weniger trostlos. Spiel, Branntwein und Tanz hießen die Götzen, die darin angebetet wurden. Ein gottloser Küster tat es den anderen zuvor, trank und zankte mit ihnen. Er sagte zum Pastor: Sie wollen die Leute auf einen andern Weg bringen, Herr Prediger? Sie sollen sich bekehren? Sie kennen die hinterpommerschen Völker noch nicht, das ist Hottentottenzeug!³

Trotz dieser schwierigen Bedingungen sollte Friedrich Meinhof bis zu seinem Tode, also fast 40 Jahre, in Barzwitz als Pastor wirken. Seine



Friedrich Meinhof (1800–1881)



Dorfkirche von Barzwitz

erste Ehefrau Sophie, geb. Meinhof, eine 16-jährige Cousine, die er kurz vor seinem Amtsantritt geheiratet hatte, starb 1845 früh und hinterließ ihm neun Kinder. Friedrich Meinhof heiratete bald darauf erneut, wieder eine Pfarrerstochter, Auguste Strecker. Auch diese ließ ihn 1850 nach fünf kinderlosen Jahren als Witwer zurück. Die dritte Frau, Clara war die Tochter des angesehenen Gymnasialprofessors und Dichters Carl Giesebrecht.

Vor ihrer Heirat war sie Leiterin einer Mädchenschule in Neustettin gewesen. Sie hatte zwei Schwestern, Friderike und Julie. Julie heiratete Dr. Theodor Adler, den Direktor der Latina, der Lateinschule der Franckeschen Stiftungen in Halle. Friederike begleitete sie dorthin. Clara bekam noch drei weitere Kinder – Maria, Carl und Johannes –, die sie selbst hat unterrichten können, da sie bei Hausarbeiten durch eine Tochter Friedrichs aus erster Ehe entlastet wurde. Sie hat den Unterricht mit »großer Freude« und offensichtlichem Erfolg betrieben.⁴

Durch die Verwandten seiner Mutter bekam Carl Meinhof später Kontakt zu großbürgerlichen Kreisen und zu Wissenschaftlern, die seinen weiteren Lebensweg fördern und mitbestimmen sollten.

Friedrich Meinhof war eine bedeutende Pastorenpersönlichkeit, die im Dorf und Umgebung ein hohes Ansehen genoß. Er war nicht nur

von zündender Originalität auf der Kanzel und im täglichen Leben, sondern auch ein sehr guter Landwirt,⁵ der seine große Landwirtschaft auf dem Pfarrhof vorbildlich und beispielgebend führte.⁶

Petrich erwähnt, dass sogar die politischen und theologischen Gegner von ihm beeindruckt waren: »Wenn er in Neustettin auf die Kanzel stieg, blieben selbst die Gegner nicht zu Hause; sie entschuldigten sich: ›Verrückt ist er zwar, aber wir müssen doch hören, was er sagt.«⁷ An anderer Stelle heißt es:

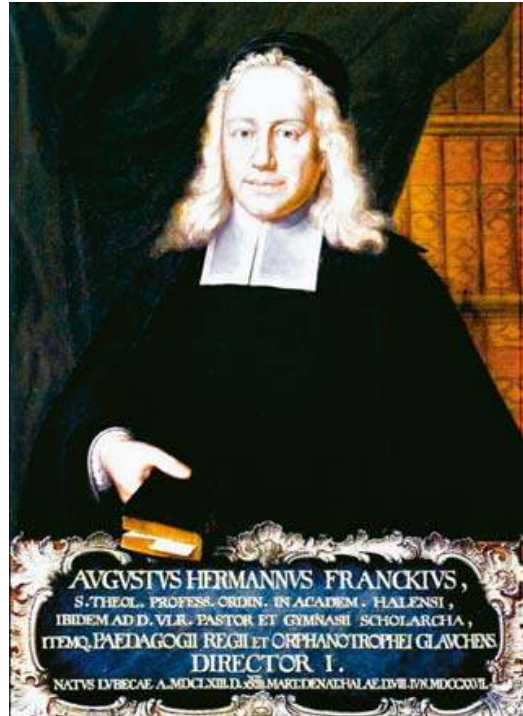
Es war auch ganz wunderbar, wie Pastor Meinhof die Leute zu fassen vermochte, daß sie aufmerksam zuhörten. Nur einmal mußte er ein ungewöhnliches Mittel ergreifen. Ein anderer hatte eben lange und langweilig gepredigt, und als er nun Amen gesagt und Meinhof in den Altar trat um die Schlußansprache zu halten, wandten sich viele zum Ausgang. Da begann er: »Neulich war in Berlin eine Menagerie mit Löwen, Elefanten und Tigern«; sogleich machten die Flüchtlinge kehrt und ließen sich willig von den Tieren zu den Menschen führen.⁸

Was seine theologische Ausrichtung betraf, so wird Friedrich Meinhof als »Erweckungsprediger« bezeichnet – eine Charakterisierung, die wohl zu Recht besteht. Die Broschüre »Pastor Meinhof« schildert ihn als einen »Gläubigen«, der in einem Erweckungserlebnis seinen Gott gefunden hatte und dann Gleichgesinnte suchte, mit denen er dieses Erweckungserlebnis teilen konnte.⁹ Die Erweckungsbewegung hatte sich unter der Fremdbezeichnung »Pietismus« in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Reaktion gegen das aufklärerische und vernunftbetonte Christentum herausgebildet.¹⁰ Sie spielte nicht nur im Pfarrhaus in Barzwitz eine kaum zu überschätzende Rolle, sondern war auch dadurch, dass sie sich stark für Missionsarbeit einsetzte, prägend für den jungen Carl Meinhof.

Als der Begründer der Bewegung gilt Philipp Jacob Spener. Dieser hielt während seiner Amtszeit in Frankfurt a.M. erste Erbauungsveranstaltungen neben den offiziellen Gottesdiensten ab und versammelte Konventikel zum gemeinsamen Bibelstudium.¹¹ Dies führte zur Bildung eines »Kirchlein[s] innerhalb der Kirche« (ecclesiola in ecclesia) und führte zu Konflikten mit der lutherischen Orthodoxie. Spener folgte



Philipp Jacob Spener (1635–1705),
Stich von Bartholomäus Kilian (1683)



August Hermann Francke (1663–1727),
unbekannt

einem Ruf als Hofprediger nach Dresden. In dieser Zeit kam es zur Freundschaft mit dem gleichgesinnten August Hermann Francke, der in Halle nach Gründung des Waisenhauses Professor an der dortigen Universität war. Nach einem Zerwürfnis mit dem sächsischen Kurfürsten musste Spener aber seine Stelle verlassen, ging an die Nikolaikirche in Berlin und konnte die Stelle dort zur Förderung der sich an vielen Orten entwickelnden pietistischen Gemeinden nutzen. Wie eng die Verbindung der führenden Köpfe des Pietismus war, geht daraus hervor, dass Spener eine lebenslange Freundschaft mit Francke pflegte¹² und Taufpate von Nikolaus von Zinzendorf war.¹³ Dieser wurde ein Hauptrepräsentant des Pietismus. Auf ihn geht die Gründung der Brüdergemeinde in Herrnhut zurück, die im selben Jahr stattfand, in dem Francke starb.

Der Pietismus breitete sich vom sächsisch-böhmischen Grenzgebiet in der Lausitz aus und gewann großen Einfluss auf das religiöse Leben nicht nur im protestantischen Deutschland, sondern in allen protestantisch dominierten Gebieten Europas. Charakteristisch für diese Art des



Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760),
Bildnis von 1854

Christentums ist eine ausgeprägte individuelle Frömmigkeit, die ihre Kraft aus einem Erweckungserlebnis bezieht, in dem der Gläubige eine besondere Verbindung zu Gott herstellt. Viel von der bürgerlichen Innigkeit, die z.B. das Weihnachtsfest umgibt und die bis zu seiner schwer erträglichen Verkitschung reicht, hat ihren Ursprung bei eben jenem Graf Nikolaus von Zinzendorf, der der Unmittelbarkeit des Glaubens in Hunderten von frommen Liedern ein Denkmal gesetzt hat.¹⁴ Der Pietismus, der sich direkt auf Jesus bezog, kam sehr weitgehend ohne die orthodoxe Dogmatik, in einigen Richtungen sogar ohne Bibel und ohne Amtskirche aus, und stellte sich teilweise auch gegen diese, was in Preußen sowohl zu innerkirchlichen Konflikten, als auch zu Auseinandersetzungen mit dem Staat führte. Darüber hinaus ging die individuelle Gotteserfahrung mit einem starken Missionsdrang einher – auch andere sollen an diesem essentiellen Erlebnis teilhaben.¹⁵ Die Missionsbestrebungen sowohl der Franckeschen Richtung – seit 1706¹⁶ – wie auch die der Herrnhuter Gemeinde – seit 1732¹⁷ – richteten sich zunächst nach Nordamerika und Indien, später dann auch nach Afrika.

Friedrich Meinhof war eng mit dem Gedankengut des Pietismus verbunden und blieb es auch während seines ganzen Lebens. Er initiierte die Gründung von drei Hilfsvereinen für die Mission in Pommern in Stettin, Mützenow und Jassow bei Cammin. Und vor allem veranstaltete er in Barzwitz Missionsfeste. In dem ereignisarmen Leben der Dorfbevölkerung waren sie Höhepunkte. Um den Geist, der diese Feste durchwehte, und in dem der junge Carl aufwuchs, zu charakterisieren, sei hier aus den Einladungen zitiert, die Petrich als »fröhlich-kriegslustig« bezeichnet:

Krieg ist ein großes Uebel, aber ein notwendiges Uebel in dieser sündigen Welt, denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron' des ewigen Lebens nicht davon. Wer aber auch kämpft, wird doch nicht gekrönt, er kämpfte denn recht. Auch im letzten französischen Kriege hat nicht jeder preußische Soldat das eiserne Kreuz bekommen. Vielleicht erhielt es mancher nicht, der es verdient hätte. Er wurde übersehen, das läßt sich in solchem Kriege beim besten Willen nicht immer vermeiden. Aber in dem heiligen Kriege, welchen die Christenheit jetzt hier auf Erden zu führen hat, da bekommt jeder richtige Kämpfer sein richtiges Kreuz, welches zwar die größte Schande ist vor der Welt, aber die größte Ehre bei Gott und allen Kindern Gottes.¹⁸

Neben der kämpferischen Einstellung sollten die Besucher der Missionsfeste aber auch ein fröhliches Herz mitbringen:

Ein fröhliches Herz, bitten wir, wolle jeder mitbringen zum Preise des Herrn, der uns und alle Welt erlöst hat [...], daß er sehe und merke, wir haben Lust zu ihm und zu seinem heiligen Missionswerk.¹⁹

Diesen Einladungen wurde gerne Folge geleistet. Seit den 1860er und 70er Jahren kamen von weit her Menschen zu dem, was inzwischen Volksfeste geworden waren, die das ganze Dorf in Bewegung setzten. Schon 8 Tage vorher begann hier das Vorfest, wie bei allen richtigen Festen mit Reinemachen, Scheuern, Schlachten und Backen.²⁰

Da die Dorfkirche die Menge der überaus zahlreichen Besucher nicht zu fassen vermochte, fanden die Feiern auf spontan eingerichteten Kan-



»Bitte, bitte, liebe Weiße« –
rassistische Stereotype auf einem
Werbepbildchen der katholischen
Trappisten Missionsgesellschaft
(um 1900)

zeln und Altären statt. Carl Meinhof hat die Bedeutung der Missionsfeste für sein Leben und seine Beziehungen zu Afrika wie folgt geschildert:

[...] die bäuerlichen Missionsfeste gehörten für mich zu den schönsten Erlebnissen. In meiner pommerschen Heimat strömten damals viele Zuhörer von nah und fern zusammen, wenn Missionsfest war, so daß die Dorfkirchen die Menge der Gäste kaum fassen konnten. Alles war festlich geschmückt, und die Leute lauschten auf das, was von fernen Landen berichtet wurde. Ein Hauch von der lebendigen Kraft des Wortes und des Glaubens zog durch die Seelen der Zuhörer, auch der Kinder. Besonders die Berichte von der Berliner Mission unter den Basutho in Südafrika fesselten mich, und diese Freude an der Mission und ihren Vertretern hat mich durch das Leben begleitet.²¹

In den mir vorliegenden Quellen wird nicht weiter beschrieben, in welcher Form auswärtige Gäste, darunter auch auf Heimaturlaub weilende Missionare mit ihren Familien, eingebunden waren. Es ist aber wohl sicher, dass Berichte aus Afrika über Leben, Arbeit und Konvertierungserfolge zentrale Elemente bei den Missionsfesten bildeten, handelte es sich bei diesen doch auch um gezielte Werbeveranstaltungen.

Das Zitat weiter oben zeigt nicht nur, dass Friedrich Meinhof sich für den Missionsgedanken stark machte, sondern auch, dass dieses Engagement von unüberhörbarem nationalistischem Getöse begleitet wurde. Auch hierfür finden sich in der Broschüre »Pastor Meinhof« reichhaltige Belege:

Als dann endlich 1870 und 1871 die große Entscheidung kam, da hat er [...] den Krieg im Geist mitgemacht. Er hielt des Abends Betstunden ab in der Kirche. Dabei las er auch aus der Zeitung, was im Felde geschehen war. Aus anderen Dörfern kamen dazu die Leute herbei und zogen hernach singend wiederum heim. Auch Sonntags nahm er die Zeitung zuweilen mit auf die Kanzel und gab daraus das Eine oder Andere zum Besten.²²

Die Jugendjahre

Über Carl Meinhofs früheste Jugend wissen wir nur wenig, und was erhalten ist, ist anekdotischer Natur. Eine etwas fragwürdige Quelle ist die »Bierzeitung« (wie man sie zu Hochzeiten der Studentenverbindungen wohl genannt hätte), die offensichtlich von Familienmitgliedern anlässlich des 70. Geburtstages von Meinhof verfasst wurde, und in der auch die früheste Jugend kurz erwähnt wird:

In der Kammer unseres Pfarrhauses erblickte genau um Mitternacht ein blondlockiger Knabe das Licht der Welt. Schon früh erkannte er sein unentbehrliches Talent. Nie verliess er das Zimmer, ohne vorher zu bemerken »Niss weinen, dleis tommt er wieder!« Dem hochfliegenden Weitblick seiner nur 2 Jahre älteren Schwester Marie, gelang es, das Genie schon im 5. Lebensjahre auf den richtigen Weg zu führen – mit der stets wiederholten Frage: »Carl, was ist Sprache?!« Dies blieb das Leitmotiv seines Lebens. So vorbereitet schildert Carl bereits mit 7 Jahren in einem Brief an seinen Lehrer die geistige Entwicklung seines Bruders mit den Worten: »Hänschen kennt schon den Unterschied zwischen Zeitwort und Hauptwort.«²³

Diese Geschichte mit der Schwester wird in etwas getragenerem Ton von Otto Dempwolff, langjährigem Kollegen Carl Meinhofs, in dem einleitenden biographischen Artikel zum »Brevier Meinhof«, der Festschrift zum 80. Geburtstag, bestätigt:

Eine kleine Episode aus Ihrer Kindheit wird in Ihrer Familie überliefert, die im Hinblick auf Ihre spätere Lebensarbeit als Sprachforscher reizend ist und geradezu schicksal-ironisch wirkt. Stolz hatte Ihre ältere Schwester Bertha ihr Schulpensum sich eingepägt: »Sprache ist das Vermögen, Anderen durch Worte unsere Gedanken und Gefühle mitzuteilen«, und nun wollte sie das Gelernte Ihnen, dem damals Fünfjährigen, schulgerecht beibringen. Da hieß es: »Karl, jetzt mußt Du lernen, was ist Sprache?« Und Sie saßen als Schüler auf einem Schemel vor der auf dem Waschtisch thronenden

Lehrerin und sollten nachsprechen: »Sprache ist das Vermögen ...« Aber das wollte Ihnen nicht einleuchten; Sie weigerten sich. Und als Ihre gestrenge Lehrerin energisch werden wollte, da strampelten Sie trotzig mit den Füßen, bis Ihre Schwester tief gekränkt den Unterricht schloß und im Abgehen drohte: »Niemehr werde ich Dir Unterricht geben.« – So entging Ihnen damals die Erkenntnis, was Sprache ist, und Sie mußten es sich selber später erarbeiten.²⁴

Aus derselben Quelle erfahren wir, dass Carl Meinhof mit Nieder- und Hochdeutsch zweisprachig aufwuchs. Aus Sorge davor, von der pommerschen Landbevölkerung und der Dienerschaft vom Plattdeutschen beeinflusstes Hochdeutsch zu übernehmen, waren diese gehalten, im Verkehr mit den Kindern nur das hinterpommersche Plattdeutsch zu verwenden, das Meinhof bis an sein Lebensende gern verwendet hat. Dass diese Zweisprachigkeit für die innerfamiliäre Kommunikation von Nutzen war, zeigt eine Passage in Hannah Meinhofs Erinnerungen an ihren Vater, wo sie berichtet:

Schon als Kind war ja der Dolmetscherdienst zwischen der Mutter, die als geborene Berlinerin dem Plattdeutschen hilflos gegenüberstand und den Hausmädchen, die keine andere Sprache kannten, selbstverständlich gewesen.²⁵

1915 veröffentlichte Carl Meinhof im »Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung« ein Gedicht auf Plattdeutsch:

Nedderdütschland to Hop!
En Spelman reist dörch Stadt un Land
De singt en ol vergeten Leed;
Von de Nordsee bet tom Ostseestrand
Dörcht ganz grot nedderdütsch Volk he geht.
He singt so anners as süs man sung
De Lüd hört op em, old un jung:
Nedderdütschland to Hop!

He singt von ol vergeten Tied
Von Hansestäden, Ehr un Macht,

Wo eenig Nedderdütschland wiet,
So wiet, de blaue Heben lacht,
So wiet en Schipp liggt up de Ree –
Was woll bekannt in Land un See!
Nedderdütschland to Hop!

He singt von nedderdütsch Volk un Art,
Von nedderdütsch Kraft un Leben in,
Von nedderdütsch Tru de alltied wahr,
Von nedderdütsch Kraft un sanften Sinn,
Und dat't de Thran in't Og ni dreft,
Von nedderdütsch Led un nedderdütsch Leew'!
Nedderdütschland to Hop!

Hört to ji Nedderdütschen all
In Dörp un Stadt, in Feld und Wol,
Hört to, wat wedder warden sall,
Hört to, wat ju vertelt de Ol!
To Hop, Nedderdütschland, ganz un gar,
Nu is dat Tied, nun mag dat wahr!
Nedderdütschland to Hop!

Wi hebben nu lang noch uns bögt,
För fremde Sprak und fremde Art,
Nedderdütschland, nu den Kopp in t-Höcht,
De Knechtschopp hatt nu lang nog wahr,
Fri bist Du boren, bist nich Knecht,
Sta up, Nedderdütschland för Din Recht!
Nedderdütschland to Hop!

Nu ropt dat wieder Mann för Mann:
Nedderdütschland eenig kümmt to Hop!
Von Dane un vom Russe an
Bet hin ton Fransmann ga de Rop!
Von de Nordsee bet tom Ostseestrand
Ropt dit dörch't nedderdütsch Volk un Land:
Nedderdütschland to Hop!²⁶

Außer von der eigenen Schwester, die ihm zu erklären versuchte, was Sprache sei, hat Carl Meinhof im väterlichen Pfarrhaus den ersten Unterricht von seiner Mutter, dem Barzwitter Lehrer und Küster Völkner und seinen Brüdern Otto und Max, »der bei seinem Vater Vikarsdienste tat«,²⁷ erhalten. Besonders Letzterem, der Theologie studierte, verdankt er eine sehr gründliche Einführung in die lateinische Sprache.²⁸

Die »natürlichen Neigungen«, so Meinhof selbst, »gingen sonst frei-lich in ganz andere Richtung, zur Naturwissenschaft, und ich genoß die gelegentlichen Mitteilungen über Blumen und Vögel, die ich durch den Lehrer Völkner in meinem Heimatdorfe erfuhr.«²⁹ Diese führten dazu, dass Meinhof in späteren Jahren »ein ganz großer Kenner von Pflanzen und Blumen« wurde.³⁰ In seiner autobiographischen Skizze von 1944 schildert Meinhof, dass ihn an der Sprache zunächst die naturwissenschaftliche Seite interessiert habe, nämlich die Aussprache, die Art, wie Laute erzeugt werden.³¹

Carl Meinhofs Mutter Clara, die dritte Frau Friedrich Meinhofs, war eine geborene Giesebrecht – ein Name, der in der deutschen Geistesgeschichte einen gewissen Ruf hat. Ihr Großvater war Benjamin Giesebrecht. Er war pietistischer Pastor in Mirow und heiratete dort 1771 Elisabeth Leithäuser,³² eine Tochter seines verstorbenen Amtsvorgängers. Das Ehepaar hatte insgesamt neun Kinder, darunter als ältesten Sohn nach zwei Töchtern Carl, den Vater von Clara.

Benjamin Giesebrecht war offensichtlich »in seinen theologischen Überzeugungen unabhängig« und strebte »in literarischen Arbeiten, in welchen er diesen Ausdruck gab, nicht nach dem Beifall der Vorgesetzten«. So drohte ihm die Regierung mit »disciplinaren Maßnahmen«, falls er die in den »nützlichen Beiträgen zu den Strelitzschen Anzeigen« veröffentlichte Abhandlung über die ersten Capitel der Genesis fortsetzen werde.³³

Zwei der Nachfahren Benjamin Giesebrechts verdienen Erwähnung: Sein Enkel Wilhelm wurde ein bedeutender Historiker, der auf Grund seiner sechsbändigen Geschichte des deutschen Kaiserreiches geadelt wurde. Sein Sohn Ludwig Giesebrecht war ein renommierter Dichter, der besonders als Lyriker bekannt wurde, der aber auch Textbücher für Oratorien von Carl Loewe schrieb. 1816 ging er nach dem Studium in Greifswald als Lehrer für Deutsch und Geschichte an das Gymnasium Stettin, wo er fast ein halbes Jahrhundert bis zu seinem

Tode blieb. Er bekam dort durch die Frau des Bürgermeisters Michael Friedrich Redepenning intensive Kontakte zu den Ideen der Herrnhuter Brüdergemeinde, die längere Zeit seine Gedankenwelt bestimmte. Giesebrecht löste sich aber von deren wissenschaftsfeindlichen Einstellungen und begründete seinen Austritt in Anmerkungen zu seinen Gedichten so: »Zinzendorf sprach es unverholen aus, er sei aller Philosophie feind; wer, in der Gemeinde erzogen, sich darauf legte, den halte er für einen Schelm und Teufelskind; [...]. Auf solche pädagogische Maximen konnte unmöglich im neunzehnten Jahrhundert ein preußischer Gymnasiallehrer eingehen, der den Obliegenheiten seines Amtes genügen wollte.«³⁴ 1848 vertrat er Stettin als gewählter Vertreter im Frankfurter Parlament, wo er dem rechten Zentrum, der sog. Casino-Partei angehörte, die die größte Fraktion bildete und die die »Reichsverfassung aus einem Verträge zwischen der constituierenden Nationalversammlung und den Regierungen oder Landtagen der Einzelstaaten wollte hervorgehen lassen«.³⁵

Aus dem Gesagten wird deutlich, dass den jungen Carl Meinhof sowohl von väterlicher, wie auch von mütterlicher Seite her ein Protestantismus pietistischer Prägung stark beeinflusste, dass aber auch, besonders von der mütterlichen Seite, eine bildungsbürgerliche Tradition mitschwang. Dazu kam eine allgemeine Strömung, auf die Ernst Dammann in seinen »Erinnerungen an Carl Meinhof« anspielt. Er schildert den politischen und gesellschaftlichen Kontext, in dem der junge Meinhof aufwuchs und versucht – nicht unbedingt überzeugend –, Verständnis für dessen nationalkonservative und dem deutschen Kolonialismus gegenüber positive Einstellung zu wecken:

1857 geboren, war Meinhof in den 60er Jahren ein Junge und erlebte die drei deutschen Einheitskriege mit: 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich und Süddeutschland und 1870/71 gegen Frankreich. Wir können uns vielleicht heute kaum vorstellen, wie dreimalige Siege damals in einem jungen Herzen etwas hervorrufen konnten, von Patriotismus und von der Freude an einem solchen Staat. Und in seinen heranwachsenden Jahren hat er dann das werdende Deutsche Reich und das gewordene deutsche Kaiserreich erlebt, 1871, als Deutschland in den Kreis der größeren Mächte der Welt eintrat und damit auch notwendigerweise Verantwortung im

politischen Leben über die einzelnen Grenzen des Vaterlandes hinaus wahrnehmen mußte. Ich glaube, das sollte man alles bedenken, wenn man Meinhof in seiner Haltung zum Staat und zur Gesellschaft betrachtet.³⁶

Dass missionarische Arbeit in diesen Jahren jedoch nicht notwendigerweise der Impetus für eine nationalistische Haltung sein musste, machen die Ausführungen von Sara Pugach deutlich:

For most of the nineteenth century German-speaking missionaries worked in non-German empires in places like Georgetown (Free-town), Sierra Leone, with the permission of their foreign – usually English – hosts. They were members of English missionary societies and labored in the field besides their English colleagues. Instead of imaging themselves a part of a nation with fixed political boundaries, these missionaries identified with a transnational Protestant community that especially included Britons. When they compiled their grammars and dictionaries, they did so in English, and for mainly English-speaking audience and market. African language studies emerged in this expressly international context, and missionaries conducted their research in the service of an ecumenical church rather than a national institution. This is a significant point, one that suggests that nationalism was not [...] crucial to the emergence of African studies in Germany.³⁷

Eine große Zahl von bedeutenden deutschen Missionaren, die alle wichtige Autoren von Büchern über afrikanische Sprachen wurden, standen in englischen Diensten bzw. waren in englischen Missionsgesellschaften tätig. Sie publizierten ihre Ergebnisse fast ausnahmslos auf Englisch.³⁸ Das änderte sich in dem Moment, in dem das Deutsche Reich begann, als Kolonialmacht aufzutreten und von den in Afrika tätigen Missionaren und von den in Deutschland ansässigen Missionsgesellschaften nationale und linguistische Loyalität einzufordern.

Doch zurück zu Carl Meinhof: Er verließ 1868 Barzwitz im Alter von zehn Jahren Richtung Halle, und es ist legitim zu fragen, inwieweit Barzwitz ihn geprägt hat. Das geistige Klima im Haus war von pietistischer Frömmigkeit geprägt, die seit Generationen in der Fami-

lie gepflegt wurde. Der offensichtlich qualitätsvolle und erfolgreiche Unterricht zu Hause wurde ihm von Familienmitgliedern und dem örtlichen Lehrer erteilt. Naturwissenschaftliche Interessen, die zunächst nicht auf Sprachen gerichtet waren, zeigten sich sehr früh. Was ihn zudem zeitlebens interessieren würde – die evangelische Mission – spielte wegen seines familiären Hintergrundes ohnehin immer eine große Rolle.

2. Von Barzwitz nach Zizow

Erster Schritt: Von Barzwitz nach Halle

Barzwitz und Zizow¹ sind praktisch Nachbardörfer, etwa fünf Kilometer voneinander entfernt in unmittelbarer Nähe zur Ostsee an der hinterpommerschen Küste gelegen. Dennoch war es ein weiter Weg, den Carl Meinhof von dem einen Dorf in das andere zurückzulegen hatte. Der erste Schritt führte ihn von Barzwitz auf die Latina der Franckeschen Stiftungen nach Halle an der Saale, damals eine der bedeutendsten deutschen Universitätsstädte. Dort begann seine eigentliche Schullaufbahn überhaupt erst, hatte er doch zuvor nur Privatunterricht erhalten.

In Barzwitz hatte sich schon die große Sprachbegabung Carl Meinhofs gezeigt, die zu schnellen Fortschritten in der lateinischen Sprache führte. Julie – eine der Schwestern von Meinhofs Mutter Clara und Frau des damaligen Direktors der Latina und Kondirektors der Franckeschen Stiftungen – schlug vor, Carl und seinen Bruder Johannes nach Halle auf die Latina, die Lateinschule der Franckeschen Stiftungen, zu schicken und bei sich aufzunehmen. Das Ehepaar hatte keine Kinder, und eine große Dienstwohnung war vorhanden. Diesem Vorschlag wurde Folge geleistet, und Meinhof kam 1868 in das Haus von Dr. Theodor Adler, über den er später sagte: »Der Leitung dieses ausgezeichneten Mannes und der Schwester meiner Mutter, Friederike Giesebrecht, die ihm nach dem Tode seiner Frau den Haushalt führte, verdanke ich sehr viel.«²

Meinhof musste sich, wie alle Kandidaten der Latina, seien sie aus uradliger oder kleinbürgerlicher Familie, einer Aufnahmeprüfung unterziehen. Carl Meinhof wurde bei der Prüfung eine Klasse höher als es seinem Alter entsprach, eingestuft. Er war mit Abstand der jüngste in der Klasse.³

In Halle blieb Carl Meinhof im Dunstkreis des Pietismus. Die Franckeschen Stiftungen waren im Jahre 1678 von August Hermann Francke gegründet worden. Francke war Sohn eines einflussreichen Juristen, der am wohl fortschrittlichsten deutschen Fürstenhof in Gotha wirkte.⁴ Der junge August Hermann erlebte mit 12 Jahren unter dem

Kreis Schlawe i. Pom.



Landkreis Schlawe

Jahre später war Francke in der Lage, in Leipzig Hebräisch-Privatunterricht zu geben.

1685 habilitierte er sich über ein Thema aus der hebräischen Grammatik und führte das Theologie-Studium weiter mit dem Ziel »ein vornehmer gelehrter Mann zu werden, reich zu werden und in guten Tagen zu leben wäre mir auch nicht unangenehm gewesen«. ⁵ Nach einem zweiten Erweckungserlebnis setzte er seine theologischen Studien (in Hamburg) fort. Sein akademischer Lehrer Johann Winkler war ein Anhänger Speners. Durch diesen nahm Franckes Studium wie seine Persönlichkeit eine »entschieden praktische« Entwicklung. ⁶ In Hamburg begann Francke mit der Unterrichtung kleiner Kinder.

1695 wurde für die Gründung der Franckeschen Stiftungen in Halle zum entscheidenden Jahr. Mit einem »Grundkapital« von vier Talern und sechzehn Groschen, das eine begüterte Frau gespendet hatte, errichtete er eine Armenschule in einem Pfarrhaus, wo ein armer Theologiestudent vor allem Kinder unterrichtete. Außerdem legte Francke im selben Jahr den Grundstein für ein Waisenhaus. Zunächst brachte er die Waisen bei sich unter und unterrichtete sie auch selbst. Es gelang ihm, durch umsichtige Kontaktpflege und durch ein kurfürstliches Privileg vom 19. September 1698 Steuerbefreiung für die dem Waisenhaus angeschlossenen kommerziellen Unternehmungen (Buchdruckerei, Buchhandlung, Apotheke und Medikamentenversand) zu erwirken. Diese brachten viel Geld ein und halfen, die Franckeschen Stiftungen auf eine solide wirtschaftliche Grundlage zu stellen und durch Investition der Gewinne ständig zu erweitern. ⁷

Die Armenschule erwies sich bald als Erfolg. Es gingen weitere Spenden ein, und schon bald nach Pfingsten 1695 wollten auch einige Bürger aus Glaucha, einer heute eingemeindeten Vorstadt Halles, ihre Kinder gegen eine geringe Gebühr von dem jungen »Lehrer« unterrichten lassen. Im Sommer lag die Zahl der Schüler bereits zwischen 50 und 60. Eine große Spende von 500 Talern, die zur Förderung armer Studenten der Universität Halle gedacht war, ermöglichte Francke, weitere von ihnen als Lehrer einzusetzen und so den Dienst an den Kindern mit der Unterstützung bedürftiger Studenten zu verbinden, so »daß biß auff diese Stunde die armen Studiosi der Wohlthat des Waysen-Hauses mit teilhaftig sind«, wie er 1701 schreibt. Die Verbindung zur Universität prägte sein Werk nachhaltig und erwies sich als ebenso segensreich wie

nützlich, konnte Francke doch das Reservoir an begabten Studenten als Lehrer der Schulen der Stiftung nutzen.

Francke war außerdem Mitglied der Theologischen Fakultät der Universität Halle, in der er sich aber durch seine ausgeprägt pietistische Grundhaltung viele Feinde sowohl unter den rationalistisch eingestellten Professoren wie auch unter den lutherischen Orthodoxen machte, so z.B. mit dem halleschen Professor der Mathematik und Philosophie Christian Wolff.⁸ Wolff entwickelte seit 1712 ein in sich geschlossenes philosophisches System auf der Basis der Vernunft, das den universellen Anspruch der Offenbarungstheologie, wie sie von Francke vertreten wurde, zugunsten einer auf Vernunftschlüssen aufbauenden Philosophie in Frage stellte. Offen traten die Gegensätze durch die Prorektorsrede Wolffs (Rede über die praktische Philosophie der Chinesen) im Jahre 1721 hervor. Wolff behauptete, die Ethik und Moral der Chinesen, die sie kraft der Vernunft entwickelt hatten, stünde der Ethik und Moral der Christen nicht nach, ja sie sei dieser teilweise sogar überlegen. Damit stellte Wolff die philosophische wie religiöse Hegemonie Europas komplett in Frage, bestritt die Abhängigkeit der Ethik von der Offenbarung und provozierte den wohl größten Universitätskandal des 18. Jahrhunderts. Denn dieser erschütterte nicht nur die Hallesche Universität, sondern sorgte in ganz Europa für Aufregung und führte 1723 zur Verbannung Wolffs aus Preußen bei Androhung der Todesstrafe.⁹

Im Laufe der Zeit wurde Francke aus Kreisen des pietistischen Adels gebeten, mittellose tüchtige Studenten als Hauslehrer zu vermitteln. Da er nicht auf seine besten Mitarbeiter verzichten wollte, forderte er die Anfragenden auf, ihm ihre Kinder nach Halle zu senden und hier unterrichten zu lassen. Um Pfingsten 1695 nahm das »Pädagogium« (seit 1702 Pädagogium regium) seine Arbeit auf. Es wurde von Kindern der »höheren Stände« (Adel und Bürgertum) besucht. Die Eltern trugen sämtliche Kosten. Der von Francke erstrebte »Pflanz-Garten« zur Erziehung von Kindern aus den drei Ständen der damaligen Gesellschaft (Haus-, Lehr-, Regierstand) in einem dreigliedrigen Schulsystem als Ausgangspunkt für eine umfassende Kirchen- und Gesellschaftsreform nahm deutliche Konturen an.¹⁰

1727, im Todesjahr Franckes, »unterrichteten an den deutschen Schulen 106 Lehrer 1.725 Kinder, an den lateinischen Schulen 32 Lehrer und

Schülermatrikel der Franckeschen Stiftungen mit Eintragung Carl Meinhof

3 Inspektoren 400 Schüler und am Pädagogium regium 27 Lehrer und 1 Inspektor 82 Zöglinge. Im Waisenhaus waren 100 Jungen und 34 Mädchen mit 10 Erziehern untergebracht. An den Freitischen wurden täglich 255 Studenten und 150 arme Schüler gepflegt. Zusammen mit den Wirtschaftseinrichtungen boten die Stiftungen Raum für über 3.000 Personen.«¹¹

Durch Vermittlung von Wilhelm Böhme, Hofprediger an der lutherischen Kapelle des englischen Prinzgemahls Georg von Dänemark und Freund Franckes, bestanden enge Beziehungen zu der 1698 in London gegründeten »Society for Promoting Christian Knowledge«, deren korrespondierendes Mitglied August Hermann Francke ab 1699 war, und die sich unter dem Einfluss Böhmes den Missionsgedanken zu eigen machte. Sie unterstützte die Tranquebar-Mission in Indien materiell und richtete ab 1728 eigene Missionsstationen in englischen Niederlassungen ein.¹²

Über das pädagogische Konzept Franckes, das bis zur Zeit Carl Meinhofs seine Gültigkeit behielt, schreibt Hannah Meinhof:

Die von August Hermann Francke gegründeten Stiftungen hatten ein Wohnheim für Adlige und eines für Bürgerliche, da Francke es nicht als seine Aufgabe ansah, die zu seiner Zeit herrschenden Standesunterschiede und Vorurteile zu bekämpfen. In neuerer Zeit ist das eine für Bemittelte, das andere für Minderbemittelte. Im Schulbetrieb selbst aber hatte Francke von Anfang an eisern den Grundsatz der absoluten Gleichheit gewahrt. Es wurde kein Abgangszeugnis einer anderen Schule respektiert. Der neu eintretende Schüler wurde geprüft und kam in die Klasse, für die er reif war. Es war auch völlig gleichgültig, aus welchem Elternhause er stammte. [...] Falls kurz vor der Versetzung vielleicht eine schwere Erkrankung eingetreten war, konnte der Schüler in den langen Sommerferien das Fehlende nachholen und dann in die neue Klasse nach Prüfung eintreten. Ein Repetieren der Klasse, wie es auf anderen Schulen allgemein üblich ist nach dem Grundsatz: beim zweiten Mal wird er es wohl schaffen, gab es nicht. Wer durch sein Verhalten oder seine Teilnahme an Unterricht und Aufgaben zeigte, dass er für die Aufgabe der Latina nicht fähig war, musste die Latina verlassen, es sei denn, dass er durch besonderen Fleiß und besondere Anstrengungen das durchhalten konnte, was für die Klasse Normalleistung war, weil er aus irgendeinem Grunde Wert darauf legte, gerade die Latina besucht zu haben. Die Franckeschen Stiftungen hatten schon, von Francke eingerichtet, eine solche Fülle von Schulformen, wie deutsches Gymnasium, deutsche Oberschule, Realgymnasium, Realschule u.s.w. Der Schüler wurde also bei Versagen auf der Latina nicht von den Franckeschen Stiftungen verwiesen, sondern nur auf eine andere Schulform übergeleitet, die aber so geschickt gehandhabt war, dass doch ein damals gültiger Abschluß erreicht wurde.

Mein Vater wurde nun bei der Prüfung eine Klasse höher eingeschult, als sonst allgemein üblich, war also mit erheblichem Abstand der Jüngste, und so kam es, dass er den liebsten Freund seines Lebens nicht in der eigenen Klasse, sondern in der Klasse des zwei Jahre jüngeren Bruders fand. Dieser Freund wollte Landwirt werden, legte aber Wert auf die Vorbildung in der Latina.¹³

Als Meinhof 1868 in die Latina aufgenommen wurde, war, wie bereits erwähnt, Meinhofs Onkel Theodor Adler dort Rektor. Nach Besuch der



Theodor Adler (1813–1883)



Grabmal von Christian Muff

Fürstenschule Pforta studierte er in Leipzig und Greifswald Philologie, machte an verschiedenen Stationen Karriere als Gymnasiallehrer, bis er 1863 Kondirektor und Inspektor der Pensionsanstalt der Franckeschen Stiftungen wurde, schließlich für die kurze Zeit vom 29. September (Michaelis) 1878 bis zum 15. Dezember desselben Jahres deren Direktor. 1867 verlieh die Universität Halle-Wittenberg dem bedeutenden Philologen, der eine Reihe von Werken zu antiken Autoren veröffentlichte, den philosophischen Ehrendoktor. Wegen eines Schlaganfalls musste Adler 1878 aus dem Dienst ausscheiden und starb 1883 in Halle.¹⁴

Von persönlichen Erlebnissen Carl Meinhofs aus seiner Schulzeit in Halle wissen wir praktisch nichts. Er selbst kommentierte anlässlich von Heimatbesuchen während der Ferien seinen Status als »Auswärtiger« in Halle in folgender Weise:

Als ich nun in der Kinderzeit nach Halle aufs Gymnasium kam, erlernte auch ich, um mit meiner pommerschen Sprache nicht aufzufallen, schnell genug den dortigen Dialekt. Damit erregte ich aber bei meinen Ferienbesuchen in der Heimat natürlich Lachlust und Spott und kam so dazu, den einen Dialekt wie den anderen gebrauchen zu können.¹⁵

In einer autobiographischen Skizze erwähnt Carl Meinhof zwei Lehrer, die ihn besonders beeinflusst hätten: »Ich besuchte die Latina von der Quarta an. Unter den Lehrern hat mich besonders gefesselt der bekannte Pädagoge und hinreißend interessante Professor Christian Fürchtegott Muff und der bedeutende Mathematiker Professor Hahnemann.«¹⁶ Der studierte Altphilologe Christian Fürchtegott Muff war mit einer Dissertation »De antiquitatibus romanis in Vergilii Aeneide illustratis« [»Über die römischen Altertümer, die in Vergils Aeneis dargestellt sind«] zum Dr. phil. promoviert worden. Er hatte in den Franckeschen Stiftungen Karriere gemacht und war vom Probekandidat über Kollaboratur schließlich zum Oberlehrer und Professor aufgestiegen. Nach seinem Weggang aus Halle war er u. a. von 1898–1911 Rektor der Landesschule Pforta.¹⁷ Der andere namentlich von Meinhof erwähnte Lehrer war der Mathematiker Ernst Friedrich Louis Hahnemann, der ab 1870 Oberlehrer in der lateinischen Hauptschule war.¹⁸

Auf der Latina wurde Carl Meinhofs späteres Interesse für vergleichende Sprachwissenschaft zum ersten Mal geweckt:

Mich lockte an den Sprachen außer an der Lautbildung auch der Lautwandel, besonders die Lautverschiebung, in deren erste Anfänge der Oberlehrer Weiske an der Latina in Halle uns einführte und damit in mir die Sehnsucht erweckte, einmal in der Sprachvergleichung und der Feststellung gesetzmäßiger Lautveränderungen etwas zu leisten.¹⁹

Gotthold Alexander Weiske war Absolvent der Latina. Nach Stationen in Minden und Essen kehrte er nach Halle zurück und wurde – was anscheinend die übliche Karriere war – Hilfslehrer, Kollaborator, Oberlehrer und Professor. Er war überdies Bibliothekar an der Hauptbibliothek der Franckeschen Stiftungen.²⁰

Die Tatsache, dass alle eben erwähnten Pädagogen mit Orden dekoriert wurden, spricht dafür, dass an der Latina ein anspruchsvoller und staatstragender Unterricht erteilt wurde, der zugleich aber auch die speziellen Interessen der Schüler berücksichtigte.

Zweiter Schritt: Von der Latina an die Universität

Meinhof machte »mit siebzehn Jahren [...] das Abitur, und da er beim Militär d.u. [dienstuntauglich; LG] geschrieben wurde, so fiel die Dienstzeit weg, und das Studium konnte sofort beginnen.«²¹ Diese Darstellung der Meinhof-Tochter Hannah Meinhof ist etwas verkürzt. Carl Meinhof selbst schreibt in einem der vorliegenden Lebensläufe: »Durch Entscheidung vom 7. Juli 1884 war ich der Ersatz-Reserve erster Klasse überwiesen. Zu militärischen Aufträgen bin ich nicht herangezogen worden.«²²

Aus Halle nahm er eine grundsolide klassische Bildung mit, und sein Interesse für vergleichende Sprachwissenschaft war geweckt. Das pietistische Umfeld und das nationalistische Wesen, das nach 1871 im Kaiserreich weit verbreitet war, taten beide das Ihrige, um seinen weiteren Lebensweg zu prägen. Dieser führte ihn auf verschiedene Universitäten. Deren Wahl hing dabei von der theologischen Ausrichtung ab, zunehmend aber auch von der Möglichkeit, sich germanistischen und sprachvergleichenden Studien zuzuwenden. Aber zunächst galt es, das richtige Studienfach zu finden. Dammann schreibt dazu:

Er hat es gar nicht als selbstverständlich angesehen, daß er Sprachen studierte oder Theologie, sondern er hat auch damit gerechnet, möglicherweise Naturwissenschaft, und zwar Biologie, zu studieren. Ihn interessierten Entwicklungen in der Natur.²³

Hannah Meinhof gibt den Hinweis darauf, welche Überlegungen dann konkret zur Fächerwahl geführt haben:

Nun war die Frage, was man studieren sollte. Sprachen waren die große Liebe. [...] Sprachen war ein langes Studium. Der Vater war alt, und es war noch ein jüngerer Bruder da. So studierte mein Vater Theologie, da ihm die Evangeliumsverkündigung eine völlig selbstverständliche Sache war. Aber als Vergnügen und Freude wurde nebenher Germanistik belegt.²⁴

Carl Meinhof begann Ostern 1875 sein Studium in Halle.

Mit brennendem Interesse sah ich, wie mein Lehrer August Müller sich 1870 [sic] einen kriegsgefangenen Turko²⁵ zum Studium des Arabischen in seine Wohnung holte, und hörte, daß es dem bekannten Orientalisten Tholuck in Halle gelang, die Schriftzüge eines anderen Turko als Kabylich festzustellen. Am 3. September 1870 sah ich weitere Turkos bei der Durchreise auf dem Bahnhof Stettin. Das waren meine ersten Begegnungen mit Afrikanern.«²⁶

August Müller und August Tholuck waren Orientalisten und Theologen.²⁷ Tholuck war stark pietistisch-herrnhuterisch geprägt. Gegen das einhellige Votum der Theologischen Fakultät wurde er zum ordentlichen Professor der Universität Halle ernannt, der rationalistisch geprägten Fakultät hatte er vorher »Rohheit« und »zügellosten Leichtsinn« vorgeworfen. Was ihn für Meinhof interessant machte, war wohl seine Sprachbegabung. Als 17-Jähriger soll Tholuck, so wird kolportiert, 19 Sprachen beherrscht haben. August Müller war zunächst Lehrer an der Latina, dann Professor an der Universität Halle. Er war der Verfasser bzw. Bearbeiter von Grammatiken der hebräischen, arabischen und türkischen Sprache. Seine hebräische Grammatik regte Meinhof zur intensiven Beschäftigung mit dem Hebräischen an. Eine typische Äußerung Meinhofs hierzu besagt, dass Anlass dafür die sog. emphatischen Laute des Hebräischen waren – also eine lautphysiologische Erscheinung –, denen Meinhof später seine erste sprachwissenschaftliche Publikation widmete.²⁸

In der Theologie, erinnerte sich Carl Meinhof später an sein Studium in Halle, »genöß ich manche Anregung durch den Lutherforscher Julius Köstlin, in dessen Haus ich verkehrte«. Er habe »aber erst sehr viel später eine innere Stellung zu ihm [Luther; LG] gewonnen, obwohl ich die Vorliebe für Luthers Schriften schon von meinem Vater übernommen hatte«.²⁹

Meinhof wechselte noch im selben Jahr, 1875, nach Erlangen, wo die Theologie eine weniger orthodox-lutherische, sondern eher pietistische Ausrichtung angenommen hatte, aber auch dort befriedigte ihn die Theologie nicht wirklich, sodass er als zweites Fach Germanistik wählte. Die verschiedenen deutschen Dialekte, die er inzwischen kennen gelernt hatte, zu denen in Erlangen noch das Fränkische hinzukam, waren wohl ein wichtiger Antrieb. Sein akademischer Lehrer in

diesem Fach war Rudolf von Raumer, dessen Vater Karl schon ein Freund von Meinhofs Großvater Giesebrecht gewesen war. »Ich hatte in Rudolf von Raumer in Erlangen einen ausgezeichneten Lehrer und väterlichen Freund.«³⁰ »Der klaren Methode Raumers verdanke ich viel, besonders auch Anregungen zur Dialektbeobachtung.«³¹

Die Examina absolvierte Carl Meinhof schließlich in Greifswald und später während seiner Tätigkeit als Lehrer in Stettin. In einem Bewerbungsschreiben für den Posten eines Lehrers für afrikanische Sprachen am Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin schreibt Meinhof im Jahre 1903:

Die wissenschaftliche Staatsprüfung der Kandidaten des geistlichen Amts bestand ich am 2. Mai 1878, die Prüfung pro licentia concionandi [Berechtigung zur öffentlichen Wortverkündigung; LG] im April 1879, das Mittelschulexamen im Mai 1880, alle drei zu Stettin; das Examen pro facultate docendi [Lehrerlaubnis; LG] bestand ich in Greifswald am fünften März 1881, die Prüfung pro ministerio zu Stettin im November 1881.³²

Dritter Schritt: Vom Studium ins Amt

Ein Ereignis in Carl Meinhofs Leben wird nur bei Hannah Meinhof erwähnt, dabei wird hier die erste »Stellung« Meinhofs beschrieben:

Als Kandidat ging Vater für einige Zeit als Hauslehrer zu Herrn von Zitzewitz auf Zitzewitz und Zezenow. Da die Bevölkerung Pommerns aus Siedlern besteht, die von den preußischen Königen als Glaubensvertriebene aus den verschiedensten Landstrichen aufgenommen wurden, so spricht u.U. das eine Dorf ein sehr andersartiges Plattdeutsch als das andere. So war es auch in Zitzewitz, dass meinem Vater der Unterschied zwischen dem heimatlichen und diesem Plattdeutsch sofort auffiel und ihn zu allerlei Fragen und Unterhaltungen mit den Dorfbewohnern anregte. Herr von Zitzewitz untersagte jede Neckerei über diese Marotte mit der Begründung: »Es ist mir lieber, er tut das, als wenn er mit dem Schulzen und dem Lehrer Karten spielt oder sich mit beiden zusammen die Nase begießt.«³³

Carl Meinhofs eigener Schilderung nach bekam er seine erste Anstellung als Lehrer 1879 an der vollberechtigten höheren Bürgerschule (Realgymnasium) in Wolgast – nach Angabe von Hannah Meinhof, weil er für das Pastorenamt noch zu jung war, und weil der Vater noch den studierenden jüngeren Bruder unterstützen musste.³⁴ Hier und später in Stettin bekam er Kontakt zu den verschiedenen slawischen Sprachen Ostelbiens. Und die Erfahrungen mit diesen Idiomen hat ihm »später den Weg gezeigt zur Entdeckung gewisser Lautgesetze in den Bantusprachen«.³⁵ Auf der auf Wolgast folgenden Stelle in Stettin hatte er dann auch Hebräisch zu unterrichten. Seiner Neigung zur Sprachvergleichung kam er dadurch nach, dass er sich zusätzlich zum Hebräischen mit verschiedenen semitischen Sprachen beschäftigte. Er nennt Aramäisch, Arabisch und Assyrisch.

Als besonderes Glück sah ich an, daß Nestorianer aus Urmia in Persien mich aufsuchten, von denen ich zum ersten Male lebendige semitische Sprache hörte und die Aussprache des semitischen *q* erlernte.³⁶

In Stettin hatte Carl Meinhof zwei entscheidende Erlebnisse. Das erste brachte ihn mit Pastor Eduard Wetzel zusammen, der ebenfalls an vergleichender Sprachwissenschaft interessiert war und ihn auf die Arbeiten von Georg Curtius und August Schleicher zur vergleichenden Indogermanistik aufmerksam machte, ihn aber, als Missionsfreund auch auf die Sprache der Sotho hinwies. Wetzel hatte aus einem kleinen Lesebuch Vokabeln und Grundzüge der Grammatik exzerpiert und durch persönliche Begegnungen mit dem Missionar Karl Endemann, der über lange Jahre bei den Sotho gearbeitet hatte, seine Kenntnisse vertieft. Später übergab Wetzel Meinhof seine Bücher und Aufzeichnungen, die ihm die Einarbeitung in die vergleichende Sprachwissenschaft und in das Sotho erheblich erleichterten.³⁷

Die zweite prägende Erfahrung war die Tatsache, dass das Deutsche Reich zur Kolonialmacht geworden war vor allem nach der Berliner (Kongo-)Konferenz, die vom 15. November 1884 bis zum 26. Februar 1885 auf Einladung des deutschen Reichskanzlers Bismarck in Berlin tagte und hauptsächlich die Handelsfreiheit am Kongo und am Niger regeln sollte. Koloniale Bestrebungen hatte es in Portugal, Spanien, England und Frankreich schon seit langer Zeit gegeben. Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts hatten die Portugiesen an der gesamten afrikanischen Küste entlang des atlantischen wie auch des indischen Ozeans Stützpunkte angelegt, die Engländer, Franzosen, Niederländer und sogar die Brandenburger (diese allerdings nur kurzzeitig) taten es ihnen nach. Diese Stützpunkte hatten den Zweck, dem Handel – und zwar zunehmend dem Sklavenhandel – dieser Länder zu dienen. Diese Funktion behielten die Stützpunkte bis in das 19. Jahrhundert hinein, als in den 1830er Jahren vor allem Frankreich und England auf der Suche nach neuen Absatzmärkten für ihre industrielle Produktion mit der systematischen Kolonisation Afrikas begannen. Es kam zu kolonialpolitischen Konflikten, die auf der eben erwähnten Berliner Konferenz verhandelt wurden. In Deutschland war seit den 1840er Jahren von privater und wirtschaftlicher Seite der Ruf nach deutschen Kolonien erhoben worden. Dabei standen die Handelsinteressen, vornehmlich die der hanseatischen Kaufleute, im Vordergrund. 1849 schlossen die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck mit dem Sultan von Zanzibar einen Konsularvertrag ab, der auf dem Papier dem Sultan die gleichen Rechte einräumte wie den Partnerstädten; es war aber von



Afrika zu Beginn des Ersten Weltkrieges (1914)

Anfang an klar, dass dieser niemals die ihm eingeräumten Rechte in den deutschen Hafenstädten wahrnehmen können. Den wirtschaftlich motivierten kolonialen Bestrebungen der hanseatischen Kaufmannskreise entsprachen zunächst keine auf der staatlichen Seite. Denn Bismarck empfand keine Neigung, deutsches Steuergeld für die Interessen einiger »Pfeffersäcke« einzusetzen. Das änderte sich, als die Reichsregierung nach der Reichsgründung begann, außenpolitisch imperiale Größe anzustreben. Damit einhergehend war bei vielen das Gefühl weitverbreitet, dass Deutschland im Vergleich zu den anderen Kolonialmächten zu kurz gekommen sei, und sein Recht auf Kolonien wahrnehmen müsse. In diesem Kontext bildete die Schlussakte der Berliner Konferenz den Auftakt zur endgültigen Festlegung der Interessensphären der europäischen Mächte und zum Wettlauf um Kolonien in Afrika (scramble for Africa). Deutschland sicherte sich die Teile des Kontinents, die noch nicht von den anderen imperialen Mächten besetzt waren.

Unter Mitwirkung mehrerer »Kolonialgesellschaften« und teilweise durch private Initiative brachte Deutschland vier afrikanische Kolonien unter seine Herrschaft: Deutsch-Südwest, Deutsch-Ostafrika, Kamerun und Togo. Für das Deutsche Reich als Kolonialmacht ergaben sich dadurch verschiedene Probleme, von denen eines die Sicherung und Durchsetzung der Macht in den besetzten Gebieten darstellte. Ein anderes war die Frage der Legitimation für das koloniale Unternehmen: Konnte die meist brutale Unterwerfung von Menschen in fremden Kontinenten überhaupt irgendwie moralisch gerechtfertigt werden? Im englischsprachigen Bereich hatten sich hierfür »die drei ›C‹« als hilfreich erwiesen: Christianization, Colonization, Civilization, die im tatsächlichen kolonialen Handeln allerdings immer weit hinter machtpolitischen und wirtschaftlichen Belangen rangierten. Aber auch die drei C's setzten voraus, dass der afrikanische Kontinent als unzivilisiert, heidnisch und wirtschaftlich rückständig angesehen wurde, und sich damit ein partnerschaftlicher Umgang mit Afrikanern verbot. Hätte doch ein Missionar, der nach Afrika fährt, um Seelen zu gewinnen, sein Berufsziel verfehlt, wenn er nur einen Augenblick daran gedacht hätte, zum Ahnenkult der von ihm aufgesuchten Ethnie zu konvertieren. Das ganze problematische Verhältnis der Eroberer zu den Unterworfenen wurde zusätzlich dadurch belastet, dass in Europa

und speziell in Deutschland ein scheinbar wissenschaftlich untermauerter Rassismus die Beziehungen zwischen Europäern und Afrikanern vergiftete.

Für Carl Meinhof bedeutete diese Entwicklung zunächst aber nur, dass sich für ihn als »fringe benefit« seiner wissenschaftlichen Interessen konkrete Berufsperspektiven ergaben. In seinen eigenen Worten: »Der koloniale Gedanke in Deutschland wurde lebendig und es war vorauszusehen, daß man bald Kenner der afrikanischen Sprachen brauchen würde.«³⁸ Ihm eröffnete sich also im Nebenamt ein weites Arbeitsfeld. Denn auf dem Gebiet der afrikanischen Sprachwissenschaft gab es kaum Vorarbeiten, und die wenige vorhandene Literatur war über die Missionsgesellschaften recht leicht zu beschaffen. Zudem war diese nicht so teuer wie die allgemein-sprachwissenschaftlichen Handbücher, die damals erschienen. »Hier war ich kein Epigone, der nur nachlernt, was andere Tausende vor ihm gelernt haben, ich konnte auf ungebahnten Wegen gehen und so Entdeckerfreuden genießen.«³⁹

Es lässt sich hier fragen, welche gebahnten Wege es denn zur Zeit Meinhofs im Bereich der ihn besonders interessierenden vergleichenden Sprachwissenschaft gab, die er nicht einschlagen wollte. Zur Beantwortung dieser Frage können wir die sprachphilosophischen Bemühungen der Antike vernachlässigen. In Indien, Griechenland und Rom – in Abhängigkeit von Griechenland – gab es bedeutende sprachphilosophische Schulen, die sich allerdings ausschließlich mit den eigenen Muttersprachen und deren Grammatik befassten. Ein wichtiger Punkt war sowohl bei den Indern wie bei den Griechen, die korrekte Aussprache der heiligen Texte zu sichern, da man feststellte, dass sich im Laufe der Zeit die Sprachen weg von dem für sakrosankt angesehenen Sprachstand der Entstehungszeit dieser Texte entwickelten. Dabei verwundert, dass die Griechen, die sich für fast alle Erscheinungen der Welt interessierten, kein Interesse an fremden Sprachen entwickelten. Nicht-Griechisch-Sprecher waren Barbaren, um deren Sprache man sich nicht zu kümmern brauchte.

Im Mittelalter hatte das Latein eine besondere Stellung als internationale Bildungssprache. Seine Grammatik wurde als universal gültig gesetzt – was für afrikanische Sprachen noch viel später bedeutete, dass in ihrer Grammatik zunächst die Kategorien des Lateinischen gesucht (und abgearbeitet) wurden, auch wenn diese in der entsprechenden afri-

kanischen Sprache gar nicht vorhanden waren. Zum Beispiel heißt es noch in »A Practical Hausa Grammar« von Frank William Taylor aus dem Jahre 1923: »§ 18: The article. There is no article in Hausa to correspond either with the English ›the‹ or ›a‹.« Und in § 19: »There are no case endings for Nominative, Accusative, or Dative.«⁴⁰ Dabei sollte man in einer solchen Grammatik doch eher erwarten, dass dort beschrieben wird, was es in der Sprache gibt, und nicht, was es nicht gibt! Zugleich bildeten die klassischen antiken Autoren das unerreichte Vorbild an stilistischer Perfektion, und verglichen damit galten alle moderneren Ausprägungen des Lateinischen in den ehemaligen römischen Kolonien als degenerierte Sprachformen. Diese Einstellung änderte sich mit dem Aufkommen der Romantik, die sich als Gegenbewegung zum Klassizismus und Rationalismus der vorangehenden Periode verstand. Die künstlerischen Werke der eigenen Vergangenheit – des Mittelalters – gewannen an Interesse und wurden in ihrem Eigenwert erkannt und anerkannt.

Die kopernikanische Wende der Sprachwissenschaft setzte im Jahre 1786 ein. In Indien arbeitende Missionare hatten in Westeuropa das Sanskrit, die klassische Sprache des alten Indien, bekannt gemacht. Der bedeutende britische Orientalist Sir William Jones sah, dass das Sanskrit engere Beziehungen zum Altgriechischen und Lateinischen aufwies »both in the roots of verbs and in the forms of grammar than could possibly have been produced by accident; so strong indeed that no philologer could examine them at all without believing them to have sprung from some common source, which perhaps no longer exists«.⁴¹ Dadurch wurde eine systematische Erforschung der Beziehungen der später sog. indogermanischen – oder weniger germano-zentrisch: indo-europäischen – Sprachen untereinander angeregt. Jones' Entdeckung war aber noch aus einem anderen Grund wichtig:

For the era, Jones's theory was radical on several levels. First, early modern philologists thought that ancient Hebrew – the language in which the Bible had been written – was the oldest »original« human language. Second, Europeans saw Indians as dark-skinned primitives who could not share the same cultural heritage as the more cultivated Europeans. Yet India's modern inhabitants were descendants of those who had spoken the noble highly intellectual Sans-

krit. Third, in comparison to Hebrew, Latin or ancient Greek, Germanic cultures and Germanic languages had themselves appeared coarse and unworthy of scholarly consideration. Relating German to Sanskrit put it in a wholly new light. If Germanic was derived from Sanskrit, it must have retained some of its parent's sophisticated properties.⁴²

Solche Überlegungen machen es auch nachvollziehbar, dass die vergleichende Sprachwissenschaft intensiv von deutschen Wissenschaftlern betrieben wurde, die alle durchaus national eingestellt waren. Schon in den frühesten Arbeiten der vergleichend arbeitenden Sprachwissenschaftler waren systematische Beziehungen zwischen den Lauten vergleichbarer Wörter in verschiedenen Sprachen festgestellt worden. Hier können nur wenige Beispiele genannt werden. Wo die germanischen Sprachen ein *f* zeigten, fand sich in den anderen indogermanischen Sprachen ein *p*: Gotisch *fotus*, Deutsch *Fuß*, lateinisch *pes*, griechisch *podós*, Englisch *father*, lateinisch *pater*, griechisch *patér*. Ein *t* in den anderen indogermanischen Sprachen entspricht einem *th* (θ) in den germanischen: griechisch *treis*, lateinisch: *tres*, Russisch *tri*, Englisch *three*. Ein *k* in den indogermanischen Sprachen hatte ein *h* in den germanischen Sprachen als Entsprechung: lateinisch *centum*, griechisch *(he)katon*, Deutsch *hundert*, Englisch *hundred*. Ein *d* in den indogermanischen Sprachen entsprach im Germanischen einem *t*: lateinisch *decem*, griechisch *déka*, Gotisch *taihun*, Englisch *ten*, Deutsch *zehn*.⁴³ 1816 erschien die erste sprachvergleichende Abhandlung, in der die Flexionsformen der Verben im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Persischen und den germanischen Sprachen behandelt wurden. 1819 erschien der erste Band von Wilhelm Grimms Werk »Deutsche Grammatik«, die in Wahrheit eine vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen war. Danach erschienen in schneller Folge vergleichende Arbeiten zu den einzelnen Gruppen der indogermanischen Sprachen. Sie alle basierten auf den gleichen methodischen Prinzipien: die Feststellung von regelmäßigen Lautentsprechungen in bedeutungsgleichen Wörtern zwischen den in die Untersuchung einbezogenen Sprachen. Ausgehend von diesen wurde dann das Lautsystem induziert bzw. rekonstruiert, aus dem sich die einzelnen Sprachen heraus entwickelt hatten. Zusätzlich zu den Wörtern wurden grammatische Elemente

in den Vergleich einbezogen, und so Kasusendungen, Flexionselemente der Verben etc. »rekonstruiert«.

Leonard Bloomfield kommt zu dem Schluss, dass

in spite of poor equipment, and thanks to the energy of the workers, the historical and comparative study of the Indo-European languages became one of the principal enterprises, and one of the most successful, of European science in the nineteenth century.⁴⁴

Und fast wortgleich John Lyons:

To have established the principles and methods used in setting up these [...] language-families and, what is more important, to have developed a general theory of language-change and linguistic relationship was the most significant achievement of nineteenth-century linguistic scholarship.⁴⁵

Carl Meinhof kam in Kontakt mit diesen sprachwissenschaftlichen Entwicklungen und Ergebnissen zunächst unabhängig von afrikanischen Sprachen, oder nur marginal mit ihnen befasst, durch seine halleschen Professoren und den Pastor Wetzel, der ihn mit Fachliteratur versorgte. Mittels dieser konnte er sich gründlich in das Gebiet der vergleichenden Indogermanistik und ihre Methoden einarbeiten. Damit war das methodische Fundament für die späteren afrikanistischen Arbeiten Meinhofs zur vergleichenden Lautlehre und Grammatik der Bantusprachen gelegt, die er dann um die Jahrhundertwende publizierte.

Vierter Schritt: Von Stettin nach Zizow

In Stettin heiratete Carl Meinhof 1882 Elly, geb. Heyer, natürlich eine Pastorentochter. Mit ihr hatte er in zwölf Jahren zehn Kinder, von denen zwei Söhne früh starben. Als sie mit 36 Jahren aus dem Leben schied,

kam über die Haus- und Landwirtschaft Meinhofs eine schwere Zeit. Die verwaisten Kinder gaben viel Mühe und Sorgen. Ein älterer Bruder, seine Schwester Marie und sein Freund und Jugendspiel Fritz Taucher haben ihm damals nach besten Kräften geholfen.

Ein zweiter großer Lebensabschnitt begann am 20.6.1895, an welchem Tag Meinhof seine zweite Ehe mit Frau Anna, geb. Kloß, Tochter des Superintendenten Carl Kloß in Stolp i.P. einging.⁴⁶

Mit Anna hatte er noch drei Kinder, darunter als jüngste die Tochter Hannah. Anna begleitete ihren Mann auf seinen späteren Afrikareisen 1914 in den ägyptischen Sudan und 1927 nach Südafrika und war für die photographischen Aufnahmen zuständig.⁴⁷

In Stettin lernte Meinhof auch den jungen Duala Njo Dibonge kennen. Diese Begegnung erwies sich als schicksalhaft nicht nur für Meinhof, sondern für die gesamte afrikanische Sprachwissenschaft.

Die verschiedenen Berichte über Meinhofs Leben lassen keinen Zweifel daran, dass das Jahr 1885 eine besondere Bedeutung für seine afrikanistische Karriere gehabt hat. Bevor er aus Stettin in die Landpfarre in Zizow übersiedelte, bekam er in diesem Jahr zum ersten Male engen persönlichen Kontakt zu einem Afrikaner, denn Meinhof war für diesen jungen Mann als Deutschlehrer verpflichtet worden. Meinhof selbst schreibt dazu:

Nun wurde ich 1885 in Stettin mit einem jungen Duala bekannt, den Herr v. Holtzendorff zu seiner Erziehung von Kamerun nach Deutschland geschickt hatte. Da bedurfte es keines Entschlusses mehr, es stand für mich fest, daß mein Weg nach Afrika führte. Ich unterwies den jungen Mann – wir nannten ihn Anjo⁴⁸ – in der deutschen Sprache und er mich im Duala, und als ich 1886 ein Pfarramt in Zizow bei Rügenwalde übernahm, begleitete er mich dahin.⁴⁹

Ernst Dammann berichtet in seinen Erinnerungen an Meinhof:

Wichtig wurde das Jahr 1885. [...] 1885 hat ein Herr von Holtzendorff einen Duala aus Kamerun mitgebracht, um ihn hier zu erziehen, wie es damals hieß. Holtzendorff mußte mit Meinhof wahrscheinlich bekannt gewesen sein, und jedenfalls nahm Meinhof diesen Duala auf. Er lernte von ihm Duala und Meinhof lehrte ihn Deutsch.⁵⁰

Im Brevier von Otto Dempwolff heißt es:

Und hier kam die Wende Ihres Lebens. [...] Die äußeren Anlässe waren eigentlich geringfügig: Arbeiten für die Heidenmission, wie sie schon im elterlichen Pfarrhause betrieben war, ein Kameruner Eingeborener, der Ihnen von Ihrem Vetter *Holtgendort* [sic] in Pension gegeben wurde [...].⁵¹

Bei Sara Pugach steht hingegen nur:

Meinhof's original interest was in west and central African languages. This was situationally defined, because the first African that Meinhof met, Njo Dibone, was from Cameroon and taught Meinhof his native language.⁵²

Begründet wurde dieses afrikanisch-deutsche Lehrer-Schüler-Verhältnis durch den späteren Großadmiral Henning von Holtzendorff, der als Marine-Offizier an mehreren Auslandskommandos teilnahm, so auf der Korvette SMS Nympe während ihrer Weltumsegelung und als Flaggleutnant des Admirals Eduard von Knorr beim Westafrikanischen Kreuzgeschwader in Kamerun. Von letztgenannter Reise brachte er den auch als »Häuptlingssohn« bezeichneten jungen Duala mit nach Deutschland, der hin und wieder in der Korrespondenz der Holtzendorffschen Verwandtschaft auftaucht.⁵³

Wenn Dammann und Dempwolff Henning von Holtzendorff als »Vetter« Carl Meinhofs bezeichnen, setzt dies einen Begriff von Verwandtschaft voraus, der sich an dem afrikanischer Großfamilien orientiert und das Verwandtschaftsverhältnis deutlich unterkomplex dar-

stellt: War doch der gemeinsame Vorfahre, an dem die Verwandtschaft hängt, der bereits erwähnte Benjamin Giesebrecht, Großvater von Clara Meinhof, der Mutter Meinhofs, und Großvater von Henning von Holtzendorff. Hier zeigt sich im Übrigen einmal mehr, wie sehr das deutsche Bildungsbürgertum durch ein Netzwerk von familiären Bindungen miteinander verwoben war.

Über das Leben Njo Dibonges ist bisher wenig bekannt. Es scheint deshalb sinnvoll, eine längere Passage aus Hannah Meinhofs »Erinnerungen« zu zitieren, die nicht nur Details aus Njo Dibonges Leben vor seiner Ankunft in Deutschland enthält, sondern auch ein interessantes Bild von der deutschen Sprach- und Kolonialpolitik in Kamerun zeichnet – interessant in Hinblick auf die Aspekte, die sie kritisiert bzw. nicht kritisiert. Leider fehlt zu diesem Bericht ein entsprechendes Dokument, das die Dinge aus der Sicht der betroffenen Afrikaner darstellt.

In dieser Zeit gründete Deutschland durch Ankauf großer Landesgebiete von den Duala-Oberhäuptlingen King Bel⁵⁴ und King Aqua [sic] und formte daraus die Kolonie Kamerun. Bei der Verabschiedung des Kolonialgesetzes war ein Punkt mit überwältigender Mehrheit vom Reichstag angenommen, daß im Gegensatz zu den englischen Kolonialgesetzen bei Strafe sofortiger Ablösung verboten wurde, mit einem Eingeborenen deutsch zu sprechen. Duala als die verbreitetste Sprache des Gebietes wurde neben Deutsch zur Rechts- und Regierungssprache ernannt, und jeder Beamte und Offizier sollte auf schnellstem Wege instandgesetzt werden, seinen Dienst auf dem Kasernenhof und in der Verwaltung in Duala zu erledigen. Nur für die Spanne, die dazu notwendig war, war ausnahmsweise noch der Gebrauch der deutschen Sprache gestattet. Grund dieser Verordnung war der: Es ist unwürdig, dass der Europäer, der erklärt, die Führung der Kolonie zu beanspruchen, nicht in der Lage ist, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen, dem Eingeborenen aber die Intelligenz und Energie zutraut, die europäische Sprache zu lernen. Außerdem ist es nicht erwünscht, dass die Bedienung jedes Wort versteht, was von den Europäern gesprochen wird, andererseits aber in ihrer Sprache eine Verständigungsmöglichkeit hat, die die europäische Regierung nicht kontrollieren kann. Erlernung der deutschen Sprache ist eine Auszeichnung, die

nur charakterlich zuverlässigen Eingeborenen zugestanden werden soll, wie auch das Aufrücken in höhere Posten. – Wie weise diese Anordnung war, zeigte sich nach kurzer Zeit, als der Häuptling Aqua, dessen altes Gebiet wohl mehr im Innern lag, plötzlich versuchte, einen Aufstand gegen die Regierung zu inszenieren.

Die Bevölkerung seines Landes war nicht sehr damit einverstanden, da er wohl nicht sehr beliebt war. Aus Geschäftsrücksichten hatten einige der Leute wohl schon vorher Deutsch gelernt, und als nun die deutsche Regierung kam, merkten sie, dass hier weniger nach Lust und Laune regiert wurde als zu alten Zeiten. King Bel erklärte, er bliebe bei der deutschen Regierung. So glaubte man, mit einer kleinen deutschen Gruppe, die dem Admiral von Holtzendorff unterstellt war, die Sache erledigen zu können. Holtzendorff geriet aber leider mit seiner ganzen Abteilung in einen geschickt gestellten Hinterhalt. Es gelang ihm nur im letzten Augenblick, einen Hilferuf nach Deutschland abzuschicken.

Die Deutschen sollten verurteilt werden. Nun war aber damals selbstverständlich eine Gerichtsverhandlung in Kamerun etwas anderes, als bei heutigen europäischen Gerichten. Da mussten Neumonde abgewartet, Vogelzüge beobachtet oder ähnliche Vorschriften eingehalten werden. Holtzendorff war dankbar für jede Verzögerung; denn sie wurden im Allgemeinen gut gehalten. Aber endlich war es doch soweit, dass der Tag feststand. Er suchte nur als letztes Mittel die Erklärung, dass er leider noch nicht Duala genug gelernt habe, um eine Verhandlung führen zu können und so um einen Dolmetscher bäte, mit dem er sich wenigstens englisch verständigen könne. Darauf wurde ihm geantwortet, er bekäme einen Dolmetscher, der zwar nicht lesen und schreiben könne, aber ein fließendes, sogar gepflegtes Deutsch spräche; denn King Aqua hatte es natürlich für unter seiner Würde gehalten, deutsch zu lernen. Der Dolmetscher war ein halbwüchsiger Junge. Er hieß Anjo. Gerichtsverhandlungen sind für afrikanische Jungen das, was für einen deutschen Jungen Räuber- oder Soldatenspiel bedeutet. Holtzendorff wusste, dass dieser Junge im Herzen auf Seiten der Deutschen stand, wovon Aqua natürlich nichts ahnte und war es zufrieden. Der Junge wusste, dass Holtzendorff seine Einstellung kannte, aber wusste noch mehr, nämlich, dass King Bel als Pfadfin-

der und Wegführer einer erheblichen deutschen Streitmacht, die auf Holtzendorffs Alarmruf schleunigst von Deutschland abgeschickt war, in Gewaltmärschen zum Entsatz anrückte und in ein paar Stunden heran sein mußte. Er dolmetschte also, dass immer wieder Rückfragen nötig wurden und zog die Verhandlung in die Länge, bis der Entsatz da war und die Sache sich von selber erledigte. Aqua erkannte sofort, dass sein Spiel verloren war, erklärte, es sei ja gar nicht so gemeint gewesen, und die deutsche Regierung nahm diese Erklärung an, um unnötige Schwierigkeiten zu vermeiden. Admiral Holtzendorff aber sagte sich, dass es seine einfache Pflicht sei, den Jungen, der ihnen allen das Leben gerettet hatte, für eine Weile aus dem Machtbereich King Aquas zu entfernen, bis sich die Enttäuschung in bessere Einsicht verwandelt hätte und sich nicht in Wut an dem einzig erreichbaren Objekt austobte. Außerdem glaubte er, dass der Junge, der ohnehin deutsch konnte, wohl genug bewiesen hätte, wie zuverlässig er war, um nun auch gründlich eine entsprechende Ausbildung zu bekommen. Er schickte ihn also nach Deutschland zu seiner Braut, einem Fräulein von Zitzewitz auf Zitzenow,⁵⁵ mit der Bitte, für die nötige Ausbildung des Jungen zu sorgen, damit er später eine so hohe Aufstiegsmöglichkeit hätte, wie sie das Kolonialgesetz für Farbige nur zuließ. Fräulein von Zitzewitz machte sich mit dem Dorflehrer ans Werk. Solange es sich um das einfache Lesen- und Schreibenlernen handelte; aber als die Grammatik kam, da war es zuende. Ein Bantu und eine Deutsche haben zu verschiedene Vorstellungen von Satzaufbau und Satzlehre.

In dieser Schwierigkeit erinnerte sich Fräulein von Zitzewitz daran, dass ihre jungen Verwandten doch einmal einen Hauslehrer gehabt hatten, der hinter allem, was Sprache hieß, her war, wie die Biene hinter dem Honig, und dass er sich gleichzeitig nicht vor den Afrikanern ekelte, sondern sie in gewissem Sinne als seiner Verantwortung befohlen ansah. Da sie sich an den Namen erinnerte, so war der Aufenthalt meines Vaters im damaligen Polizeistaat mit seiner Meldepflicht rasch zu ermitteln. Sie bat um Anweisung für den weiteren Unterricht, folgte aber bald dem ersten Vorschlag meines Vaters, ihm den jungen Afrikaner überhaupt zur Fortbildung zu überlassen.⁵⁶

Außer diesen spärlichen Angaben ist über das spätere Schicksal Njo Dibonges nichts bekannt geworden. Sicher ist dagegen, dass der Kontakt mit ihm zu Meinhofs ersten eigenständigen afrikanistischen Arbeiten führte, die ab 1888 in der von Carl Gotthilf Büttner herausgegebenen »Zeitschrift für afrikanische Sprachen« veröffentlicht wurden. Es handelt sich dabei um »Das Zeitwort in der Duallasprache« und »Benga und Dualla« sowie um »Das Verbum in der Isubu-Sprache« und »Das Zeitwort in der Benga-Sprache«, die im zweiten bzw. dritten Band publiziert wurden. Meinhofs Frau Elly gab unter ihrem Namen Übersetzungen von »Märchen aus Kamerun, erzählt von Njo Dibone« heraus. Damman meint dazu:

Im übrigen hat Anjo diese Duala-Märchen dann auch auf Deutsch erzählt, und die damalige, früh verstorbene erste Frau von Meinhof, Elly Meinhof, hat sie aufgeschrieben und dann, als Landpastorsfrau, diese Märchen aus Kamerun veröffentlicht – war damals noch gar keine Selbstverständlichkeit, daß so etwas möglich war.⁵⁷

Im Jahre 1886 siedelte Carl Meinhof nach Zizow über. Er gab dafür sein Lehramt am Stettiner Gymnasium auf und übernahm stattdessen die Pfarrstelle in einem Dorf, das nur ein paar Kilometer von seinem Geburtsort Barzwitz entfernt war.

3. Zizow

Das Mekka der afrikanischen Sprachforschung

Die genauen Gründe, die Carl Meinhof veranlassten, die Pfarrstelle in Zizow anzunehmen, sind nicht bekannt. Da sein Vater schon im Jahre 1881 gestorben war, entfiel die Nähe zur väterlichen Familie als Motivation für den Umzug in dieses ziemlich abseits gelegene Dorf. Vielleicht war es die Verbundenheit mit seiner Heimat, vielleicht die Liebe zu seinem heimatlichen hinterpommerschen Plattdeutsch. Hannah Meinhof äußert einige Vermutungen zu dieser Ortswahl: Möglicherweise war es die Tatsache, dass ein alter Freund, Fritz Taucher, in der Nähe wohnte und die eingemeindete Domäne in Palzwitz übernommen hatte (siehe die Karte auf S. 30). Taucher sollte später bei der Vorbereitung von Carl Meinhofs erster Afrikareise eine wichtige Rolle spielen. Überdies hatte Clara, eine Schwester Meinhofs, den Pfarrer Karl Paul Kleophas Bauer in Petershagen geheiratet, das ebenfalls nicht weit von Zizow entfernt war.¹

Jedenfalls wurden von Zizow aus – wie früher von Barzwitz – die Missionsfeste nahe liegender Dörfer besucht. Hier traf Carl Meinhof den Missionsinspektor Walther von Trittelwitz von der Betheler Mission – eine folgenreiche Begegnung. Vielleicht war es aber auch die Ruhe und Abgeschlossenheit des Dorfes, an die Meinhof die Hoffnung knüpfte, dass er »in der Stille und Weltabgeschlossenheit in einer sehr kirchlich gesinnten Gemeinde und in Berührung mit den alten Missionsfreunden neben viel Arbeit doch auch Muße für die Beschäftigung mit den Sprachen Afrikas finden würde«. ² Gelegentlich ergab sich, dass »auch Zeiten [kamen], wo man durch Schnee und schlechte Wege ganz abgeschieden war und Muße fand zum Studium«. ³ Diese Hoffnung erfüllte sich aber nur teilweise. Meinhof sagt:

Zeitweise ließ mir mein Amt als Pastor und die mit der Stelle verbundene Landwirtschaft wenig Zeit, besonders hatte ich viel mit der Erledigung von Rechtsgeschäften zu tun, die durch allerlei Bauten an kirchlichen Gebäuden und an Schulen entstanden. Außerdem nahm mich der Unterricht meiner Kinder viel in Anspruch, und ich hatte als Freund der Mission auch in anderen Gemeinden zu sprechen.⁴



Dorfkirche von Zizow

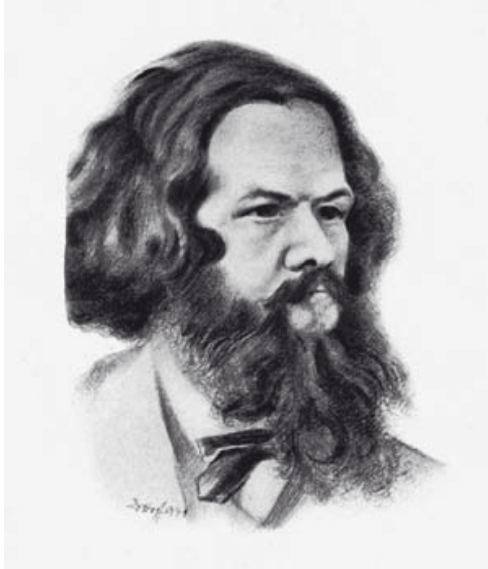
Von Trittelwitz erfuhr bei der Gelegenheit eines Missionsfestes von Meinhofs sprachlicher Arbeit und stellte in Aussicht, Missionare und Afrikaner für Besuche in Zizow zu gewinnen. Der Missionsinspektor hatte selbst Kenntnis von Sprachen aus Ostafrika. Als Meinhof ihm über andere Bantusprachen berichtete, erinnerte ihn dies so sehr an die ostafrikanischen Sprachen, dass er Meinhof ermunterte, diesen Ähnlichkeiten auf den Grund zu gehen. Von Trittelwitz hielt seine Zusage. Damit war eine Entwicklung in Gang gesetzt, die dazu führte, dass Zizow eine Zeit lang zum Zentrum zumindest deutscher, wenn nicht europäischer afrikanischer Sprachwissenschaft wurde. Nach Hannah Meinhof tauchten seitdem laufend Afrikaner und Missionare bei ihrem Vater auf.⁵ Von Ersteren namentlich bekannt ist nur Njo Dibonge. Dieser führte ihn in die Besonderheiten der sprachlichen Situation in Kamerun ein. Er war, wie das in Afrika eigentlich die Regel ist, mehrsprachig und hat Meinhof außer in seiner Muttersprache Duala wohl noch in Isubu unterrichtet.

Unerlässliche Hilfe erhielt Meinhof dabei von der Berliner Mission, die ihn mit Büchern versorgte. Auch Missionare auf Heimaturlaub dienten ihm als Sprachinformanten, besonders deren Söhne (von Töchtern ist nie die Rede), die schon als Kinder afrikanische Sprachen mit muttersprachenähnlicher Kompetenz gelernt hatten. So erarbeitete Meinhof mit Hilfe der Brüder Theodor und Paul Schwellnus eine

eingehende Lautlehre des Venda, einer in Transvaal gesprochenen Sprache, die 1901 in der renommierten »Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft« veröffentlicht wurde. Viel später (1919) publizierte er ein »Wörterverzeichnis der Venda-Sprache« in einer der Reihen des Hamburgischen Kolonialinstituts. Im Vorwort von Meinhof heißt es: »Die nachstehende kleine Sammlung entstand gelegentlich eines Aufenthaltes der Gebrüder Schweltnus in meinem Hause in Zizow vor etwa 20 Jahren.«⁶

Der Wunsch Meinhofs, wissenschaftlich tätig zu werden, erfüllte sich also. Er fing an aufzuarbeiten, was bereits über die Bantusprachen bekannt war, vor allem die vergleichenden Arbeiten von Wilhelm Heinrich Immanuel Bleek, der als Bibliothekar des Gouverneurs der Kapprovinz Zugang zu allen Büchern und Materialien in dessen bedeutender Bibliothek hatte. Bleek wird – seit seiner Dissertation aus dem Jahre 1851⁷ – als der Schöpfer des Begriffs »Bantusprachen« angesehen. Diese Bezeichnung hat ihre Begründung dadurch, dass in fast allen Bantusprachen das Wort für »Mensch« mit einem Wort bezeichnet wird, das vielerorts im Singular *mu-ntu*, im Plural *ba-ntu* oder lautregelmäßig abgewandelt *umu-nhu*, *ava-nhu* (Kinyarwanda) *m-tu*, *wa-tu* (Swahili) bis hin zu stark reduzierten Formen wie *mot*, *bot* (Yaunde/Kamerun) lautet. Bleeks Arbeiten sind diejenigen sprachvergleichenden Publikationen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, die am ehesten heute gültigen wissenschaftlichen Ansprüchen entsprechen. Bleek war einer der ersten reinen Philologen, die sich für afrikanische Sprachen interessierten, kein Missionar und nur Nebenfachtheologe. An seinen Arbeiten konnte Meinhof sich durch systematische Kritik für seine weiteren Untersuchungen zum Urbantu methodisch schulen.

Carl Meinhof begann seine wissenschaftlichen Arbeiten im Felde der vergleichenden afrikanischen Sprachwissenschaft in Zizow. Sie wurden dadurch erheblich erleichtert, dass er Njo Dibonge aus Stettin mit nach dorthin genommen hatte.⁸ Seine Studien gingen nach kurzer Zeit über das Duala, das er mit Dibonge bearbeitet hatte, hinaus und erstreckten sich auf die Kameruner Nachbarsprachen. Meinhof suchte nun Kontakt zu Carl Gotthilf Büttner, Swahili-Lehrer am neu gegründeten Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin, der ihn anregte, sich mit der vergleichenden Sprachforschung im Bereich der Bantusprachen zu beschäftigen.



Wilhelm Heinrich Immanuel Bleek
(1827–1875)

Der ehemalige Missionar Büttner wurde für Carl Meinhof ein wichtiger Berater, Förderer und Kontaktmann zu den Missionen. Er kam im Jahre 1893 nach Zizow und hatte einen Ruf als ein ausgezeichneter Kenner des Herero, mit dem er sich über Jahre hin intensiv in Deutsch-Südwest beschäftigt, das er bei der Bibelübersetzung angewandt und auch unterrichtet hatte. Darüber hinaus interessierte er sich für vergleichende Studien innerhalb der Bantusprachen. Büttner war in Südwesafrika – und das war kennzeichnend für die Veränderung der Haltung der deutschen Missionare gegenüber der Entwicklung des deutschen Nationalismus – am Zustandekommen der sog. Schutzverträge mit den Herrschern der dort lebenden Gruppen wesentlich beteiligt. Die Afrikaner sahen die Notwendigkeit solcher Verträge nicht ein und weigerten sich zunächst, diese mit Reichskommissar Heinrich Ernst Göring, dem Vater des späteren Nazi-Reichsmarschalls, abzuschließen. Dadurch, dass Büttner nicht nur mit den einheimischen Herrschern bekannt war, sondern auch auf Herero mit ihnen verhandeln konnte, gewann er jedoch ihr Vertrauen. Er vermochte, sie zum Abschluss der Verträge zu bewegen, die das Ende ihrer Autonomie bedeuteten und letztlich den Weg zum späteren Völkermord seit 1904 ebneten.⁹

1887 wurde Büttner, obwohl er Swahili nicht beherrschte, durch Vermittlung eines Teilnehmers der seinerzeit berühmten Ostafrika-Expedition unter Baron von der Decken, Dr. Otto Kersten,¹⁰ als Swahili-



Carl Gotthilf Büttner
(1848–1893)

Lehrer an das eben gegründete Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin berufen. Dass für diese Stelle jemand ausgewählt wurde, der von der zu lehrenden Sprache nichts wusste, mag verwundern. Meinhof schreibt dazu in seiner Autobiographie:

Man brauchte ja für diesen Zweck [Sprachunterricht; LG] nicht jemand, der nur über eine gewisse Sprachfertigkeit verfügte, sondern es mußte ein Mann sein, der die Art des Suaheli und seinen Zusammenhang mit anderen Bantusprachen wissenschaftlich übersah. Es war damals schon bekannt, daß diese Sprachen von einer erstaunlich logischen Straffheit und Klarheit sind. Ihre Grammatik stand da, als wenn sie nach Büttners Ausdruck »fertig gerüstet wie Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus hervorgesprungen wäre«. [...] Und er hatte recht. Büttner hat das in ihn gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt. Zur Einübung des Suaheli wurde ein Eingeborener von Ostafrika berufen, und damit war der Anfang gemacht zu einer Praxis, die auch ich nach Möglichkeit immer angestrebt habe, daß nämlich der wissenschaftliche Unterricht von einem Europäer geboten wird, die Einübung der gesprochenen Sprache aber durch einen Eingeborenen.¹¹

Nach seiner Anstellung als Lehrer für Swahili 1887 durch das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten am

Seminar für Orientalische Sprachen verfasste Büttner hervorragende Hilfsmittel für den Swahili-Unterricht. Im Prinzip noch heute verwendbar sind seine »Anthologie aus der Suaheli-Literatur« (1894) und die »Suaheli-Schriftstücke in arabischer Schrift« (1892).¹² Ein Swahili-Wörterbuch, das er publizierte, basierte auf Swahili-Englischen Wörterbüchern deutscher Missionare, die er ins Deutsche übersetzte.

Büttner begann 1887 mit der Herausgabe der »Zeitschrift für afrikanische Sprachen«, einer der ersten Zeitschriften überhaupt – und mit Sicherheit die erste deutsche Zeitschrift –, die sich ausschließlich dem Thema »Afrikanische Sprachen« widmete.¹³ In ihr veröffentlichte Meinhof seine ersten wissenschaftlichen Publikationen. Neben ihrer Bedeutung als wissenschaftliches Organ war die Zeitschrift aber auch ganz offensichtlich ein nationales und koloniales Projekt, in dem zum ersten Mal dezidiert deutsche Sprachforscher ihre Ergebnisse auf Deutsch und für ein deutsches Publikum präsentieren konnten und sollten. Es war deshalb nicht zufällig, dass hier im Wesentlichen, wenn auch nicht ausschließlich, Sprachen aus den deutschen Kolonien wissenschaftlich bearbeitet wurden. Büttner berief Meinhof zum Mitarbeiter dieser Zeitschrift, die sich allerdings nur drei Jahre halten konnte. Anscheinend hatten die Finanziere eine höhere Abonnentenzahl erwartet, und die Zeitschrift »spielte« Geld nicht in der erhofften Menge ein. Außer eigenen Publikationen veröffentlichte Meinhof in der »Zeitschrift für afrikanische Sprachen« auch zahlreiche Rezensionen.

Neben der Herausgeber-Tätigkeit war Büttner auch als Missionsinspektor der Ostafrikanischen Missionsgesellschaft aktiv, die sich, im Gegensatz zu den traditionellen Missionsgesellschaften, so offen in den Dienst des Kolonialismus stellte, dass Büttner in seiner Zeitschrift »Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission« diese Praxis verschiedentlich kritisierte, was dazu führte, dass er 1889 aus diesem Amt entlassen wurde.

Büttner ist für die Entwicklung der afrikanischen Sprachwissenschaft wichtiger als es in der Literatur den Anschein hat. Seine Leistungen als Sammler und Erschließer afrikanischer Sprachquellen, besonders des Swahili, sind bis heute bemerkenswert. Darüber hinaus haben ihn aber auch die lexikalischen und grammatischen Beziehungen, die zwischen den Bantusprachen zu beobachten sind, fasziniert. Er fing an, Material zusammenzustellen und verfasste eine an obskurer Stelle veröffent-

»Zeitschrift für
afrikanische Sprachen«,
erster Jahrgang (1887/88)



lichte Publikation zu diesen Fragen.¹⁴ Der wesentliche Teil dieser Publikation besteht aus 50 (re-)konstruierten Bantu-Wurzeln, deren hypothetischer Charakter dadurch verdeutlicht wird, dass sie mit Großbuchstaben dargestellt werden. Büttner nahm also nicht an, dass diese Formen irgendwann in der Vergangenheit tatsächlich als Sprachmaterial verwendet worden wären. Er verglich Wortstämme, von denen er alle grammatischen Elemente – Prä- und Suffixe und andere Erweiterungen – abtrennte. Zu jeder Proto-Wurzel führte er alle Belege aus den ihm zur Verfügung stehenden Sprachen an. Leider hat er seine Vergleichsmethode nicht näher beschrieben. Als sicher kann gelten, dass die genannte Veröffentlichung nur Teil eines größeren Vorhabens war. Von diesem Plan berichtete Büttner Meinhof und übergab ihm dabei »alle seine Sammlungen und Vorarbeiten für diesen Zweck, da er mit anderen Arbeiten überladen war und diese weitschichtige Untersuchung nicht mehr durchführen konnte«.¹⁵

Meinhof berichtet in seinen ersten vergleichenden Arbeiten zwar davon, dass Büttners Werk großen Einfluss auf ihn gehabt habe, er sagt aber nicht, in welcher Weise er Büttners Vorarbeiten in seine eigenen Publikationen einfließen ließ oder einfließen lassen konnte und wie weit er konkret auf ihnen aufgebaut bzw. ob und inwieweit er sie überhaupt verwendet hat. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei aber hier gesagt, dass der Aufbau des Urbantu in seiner gesamten Systematik Meinhofs ureigenste Leistung gewesen ist.

Durch seine Arbeiten mit der Literatur eignete sich Meinhof Kenntnisse über eine größere Anzahl von Sprachen an, teils auch im Kontakt mit Missionaren auf Heimaturlaub, und bekam auf diese Weise einen vertieften Einblick in das, was ihn am meisten interessierte: Die Bantusprachen und ihre Beziehungen zueinander. Dazu kamen die Daten und Anregungen, die er von Büttner erhalten hatte. Damit hatte er einen Kenntnisstand erreicht, der in Deutschland seinesgleichen suchte, gab es doch Anfang der 1880er Jahre im Reich keine institutionellen Zentren für Erforschung und Lehre afrikanischer Sprachen. Infolgedessen entwickelte sich Zizow, ohne dass dies in irgendeiner Weise geplant war, seit den späten 1880er Jahren zu einer Art Mekka der afrikanischen Sprachforschung mit internationaler Ausstrahlung. So schickten die verschiedenen Gesellschaften ihre Missionare in die westpommersche Einöde anstatt in die jeweiligen Mutterhäuser, um ihnen eine sprachwissenschaftliche Grund- und Weiterbildung zu ermöglichen, die es in dieser Form anderswo nicht gab.

Bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts war die Wissensproduktion über afrikanische Sprachen in Afrika weitgehend auf die Missionsgesellschaften, gelegentlich auf Reisende und selten auf professionelle Sprachwissenschaftler beschränkt, über deren Kontakte untereinander wenig bekannt ist. Daraus folgte, dass die zu Hause häufig sprachlich nicht vorgebildeten Missionare vor Ort auf Sprachen stießen, denen sie eigentlich nicht gewachsen waren, denn sie unterschieden sich in ihren Lauten und ihrer Struktur sehr stark von den Lauten und Strukturen, die auch gebildeten Europäern vertraut waren. Nicht zufällig entspann sich in dieser Zeit eine lebhaft geführte Diskussion darüber, wo nach Afrika gehende Missionare die Sprache des Missionsgebietes erlernen sollten, zu Hause oder im jeweiligen Sprachgebiet.

Mit Beginn der kolonialen Ära verlagerte sich dann das Zentrum der auf Afrika bezogenen Wissensproduktion – und das betraf nicht nur die Sprachwissenschaft, sondern auch das weite Feld der Sozial- und Naturwissenschaften – aus den Kolonien nach Deutschland hin, und hier besonders nach Berlin und Hamburg. Dort entstanden zu dieser Zeit Institute für Tropenkrankheiten, Völkerkundemuseen, zoologische Gärten mit den »Völkerschauen«, z.B. bei Hagenbeck in Hamburg (siehe S. 140 ff.). In diesem Zusammenhang wurde auch Zizow von Bedeutung, weil hier sprachwissenschaftliche Wissensproduktion in großem Stil betrieben wurde. Zwar waren für längere Zeit im Wesentlichen Missionare die Zielpersonen, denn sie konnten in Zizow Wissen erwerben, das ihnen in Afrika in dieser Form nicht zur Verfügung stand.

Worin bestand nun dieses spezifische Wissen, das Carl Meinhof und damit Zizow zu bieten hatte?¹⁶ Zizow war keine offizielle Institution. Es gab dort keine Vorlesungen oder Seminare. Soweit sich das rekonstruieren lässt, kamen die Missionare einzeln oder als (Ehe-)Paare, ihre Zahl war aufs Ganze gesehen begrenzt. Das Besondere an dieser »Schülerschaft« war: Es handelte sich nicht um *greenhorns*, sondern zum größeren Teil um »geborene Afrikaner« – Männer mit deutschen Eltern, die vielfach ihre Schulbildung in Südafrika erhalten hatten und die auf den Missionsstationen, wo sie aufgewachsen waren, fast muttersprachlich afrikanische Sprachen gelernt hatten. Unter diesen Missionaren (und den Missionsinspektoren) hatte sich Meinhof im Laufe der Zeit beträchtliches Renommee erworben. Das, was er seinen Schülern zu bieten hatte, muss diesen wie Zauberei vorgekommen sein. Wie konnte es sein, dass ein Mann, der nie in Afrika gewesen war, Kenntnisse über Sprachen besaß, die er nie gehört hatte und in deren praktischer Beherrschung er seinen Schülern hoffnungslos unterlegen war?

Der Durchbruch: »Grundriss einer Lautlehre der Bantusprachen«

Es ist dies der Platz, um über Carl Meinhofs größtes und unbestrittenes Verdienst zu sprechen, das er auf dem Gebiet der vergleichenden Bantustistik erreicht hat: die Schöpfung des von ihm sog. Urbantu. Es ist, wie das Urgermanische und andere »Ur-«Sprachen, ein Kunstprodukt – die Annäherung an eine Sprache, aus der heraus sich ihre Tochttersprachen entwickelt haben könnten, ohne dass diese Sprache schriftlich belegt ist. Zu den wenigen Beispielen, wo eine solche »Ursprache« zusammen mit ihren Tochttersprachen tatsächlich belegt ist, gehört das Latein mit seinen Tochttersprachen Italienisch, Spanisch, Rumänisch usw. Dies ist aber ein seltener Ausnahmefall, in der Mehrzahl der Sprachfamilien der Welt ist eine solche Ursprache als Ausgangspunkt sprachlicher Entwicklung nicht belegt. Urgermanisch ebenso wie Urindogermanisch ist erschlossen, nicht belegt.

Unklar bleibt, ob Meinhof selbst sich das Urbantu als rein hypothetisches System etymologischer Bezugseinheiten gedacht hat – dies ein Terminus seines Kollegen Dempwolff –, oder ob er die Ansicht vertrat, die von ihm postulierten Urbantuformen seien, in welcher Form auch immer, in weit zurückliegender Vergangenheit – in Entsprechung zum Latein – tatsächlich in gesprochener Sprache verwendet worden. Auch Dammann, der Meinhof über Jahrzehnte in Hamburg im Seminar als Wissenschaftlicher Mitarbeiter begleitet hat, hat in diesem Punkt keine Klarheit gewinnen können:

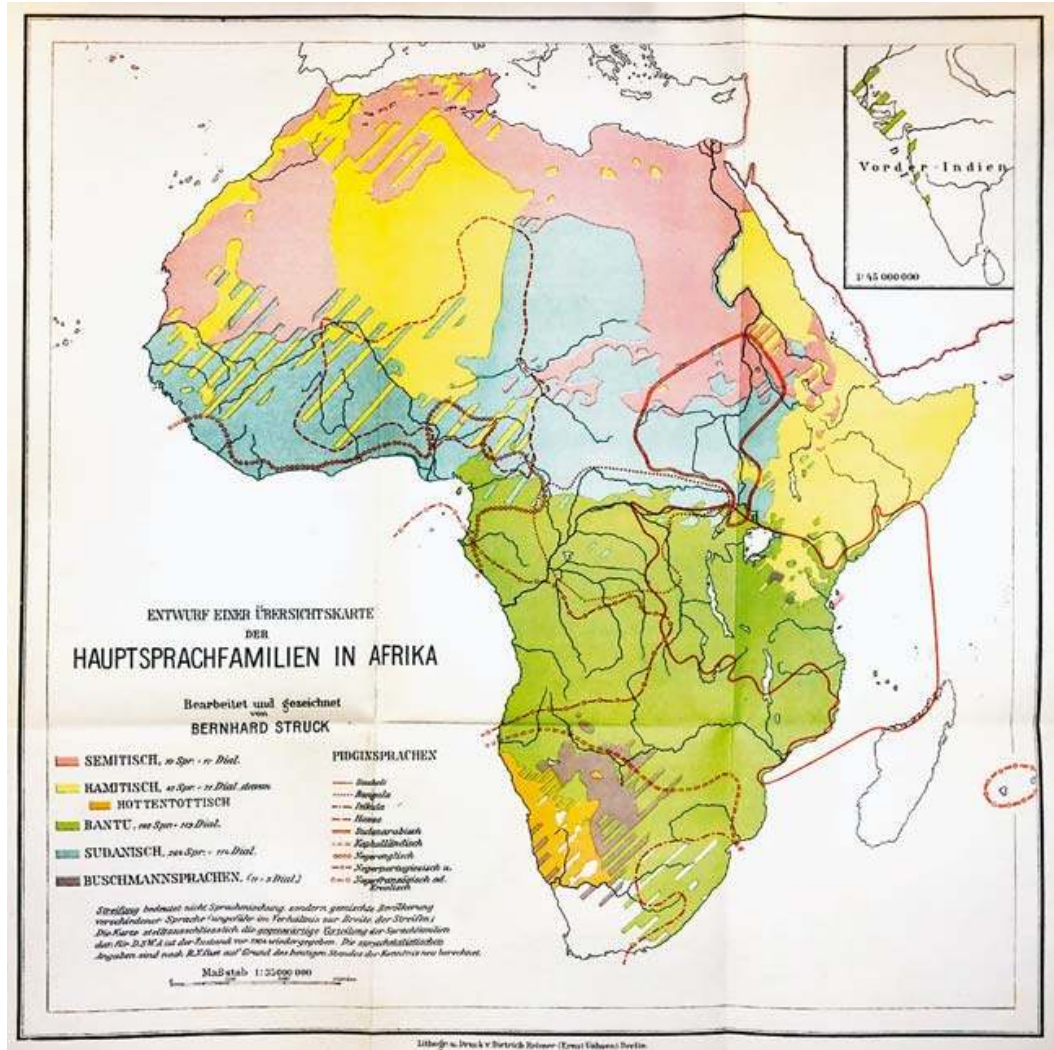
Sind diese Stämme einmal in lebendigem Gebrauch gewesen oder sind sie nur eine Art von Bezugssystem, wie Dempwolff annahm, das sehr nützlich war zur Erkenntnis anderer Bantusprachen? Das ist die große Frage. Meinhof hat mit mir nie meines Erinnerens darüber gesprochen. Wohl Dempwolff. Dempwolff hat mir sehr deutlich von diesem Bezugssystem des Urbantu gesprochen. Wenn ich nun an diesen Artikel von 1944 [Meinhof, Sprachen; LG] denke und auch an manche Darlegungen, die Meinhof so en passant oder in einem Vortrag oder in einer Vorlesung brachte, dann habe ich den Eindruck, daß Meinhof wirklich daran gedacht hat, daß diese Wörter einmal gesprochen wurden.¹⁷



»Grundriss einer Lautlehre der Bantusprachen« (1899)

Ausgangs der 1880er Jahre fühlte sich Meinhof in der Lage, für die riesige Bantusprachfamilie, die sich vom Kamerunberg im Nordwesten bis zum Kilimanjaro im Osten und bis zum Kap der guten Hoffnung im Süden erstreckt und viele Hunderte von Einzelidiomen umfasst, mit den Methoden der Indogermanistik eine solche Ursprache zu konstruieren.

In seinen »Vorbemerkungen« hat Meinhof beschrieben, wie er dabei vorgegangen ist.¹⁸ Der meinhofsche Aufsatz ist als eine Art Zwischenbericht zu sehen. Als Grundlage des Vergleichs wählte Meinhof die drei damals bestuntersuchten, geographisch weit voneinander getrennten Bantusprachen Swahili (gesprochen in Deutsch-Ostafrika), Herero (gesprochen in Deutsch-Südwest) und Zulu (gesprochen in der Südafrikanischen Union) aus. Von diesen Sprachen stellte er identisch scheinende, gleichbedeutende Verben zusammen. So bedeutet *tuma* in allen drei Sprachen »senden«, *pa* »geben«, *lima* »ackern«. Die Tatsache, dass solche Verben existieren, lässt drei Erklärungen zu: Entweder gleichen sie sich zufällig, oder sie sind Lehnworte, oder – und das ist die hier allein interessierende Erklärung – sie sind in den Sprachen aus einer früheren Stufe erhalten geblieben, in der die verschiedenen Gruppen



Übersichtskarte der Hauptsprachfamilien in Afrika – Kenntnisstand 1910

noch nicht räumlich voneinander getrennt waren, und deuten auf eine historische Verbindung dieser Sprachen hin.

Verben wählte Meinhof deshalb aus, weil diese nicht durch vor den Stämmen stehende Präfixe lautlich abgewandelt werden können. Aber auch die Verben müssen auf die Wurzel reduziert und die zahlreichen möglichen Stammerweiterungen am Ende des Stammes abgestrichen werden, um vergleichbares Material zu erhalten.¹⁹ Auf diese Weise ergeben sich einige Laute, die in allen drei Sprachen einander entsprechen und als mögliche Kandidaten für die gemeinsame Ursprache in Frage kommen. Aus den drei Beispielen ergäbe sich also, dass *p*, *t*, *l*, *m*,

i, *u* und *a* zum Bestand des Urbantu gehören. Anschließend hat Meinhof Wörter mit gleicher Bedeutung, aber leicht unterschiedlicher Lautgestalt verglichen.²⁰

Den auf diese Weise gefundenen Grundstock [...] suchte ich nun zu bereichern, indem ich aus anderen mir zugänglichen Sprachen das Dazugehörige herbeizog. Dabei lassen sich die ersten Lautverschiebungen/Lautentsprechungen beobachten. Aus diesen Formen hatte ich nun den ersten Anhalt für die Aufstellung von Lautverschiebungsgesetzen.²¹

Es ergab sich z.B., dass für »senden« eine große Zahl von Bantusprachen ebenfalls *tuma* verwendete, im Duala und einigen anderen Sprachen allerdings dieses *t* einem *l* entsprach (*loma*) und im kenianischen Pokomo einem *h* (*huma*). Das so gefundene System von Lautverschiebungen erweiterte und vervollständigte Meinhof nun dadurch, dass er weiteres Sprachmaterial hinzuzog und eine Fülle von sich regelmäßig entsprechenden, verwandten Formen zusammentrug, die die zunächst gemachten Beobachtungen bestätigten. Andere Verben, die im Swahili, Herero und Zulu mit *t* anlauteten, müssten dann im Duala und Pokomo – wenn sie denn in diesen Sprachen vorhanden waren – mit *l* bzw. *h* anlauten. Bei der großen Zahl von Sprachen und vor allem auch wegen des qualitativ sehr unterschiedlichen Materials mussten sich Unklarheiten ergeben, diese wurden »vorläufig beiseitegelassen«. Die »Vorbemerkungen« schließen mit einer Systematisierung der Lautveränderungen, z.B. den Ausfall von Konsonanten oder Einfluss von Vokalen auf Konsonanten.

Das war der Stand 1895 als die »Vorbemerkungen« publiziert wurden. Als zukünftige Forschungsaufgabe blieb es also, diese Unklarheiten auszuräumen. In dem Vorwort zum Brevier berichtet Dempwolff, wie die Lösung zustande gekommen ist:

Sie selbst haben mir einmal erzählt, daß Sie jahrelang das ganze erreichbare Material über die Bantusprachen durchgearbeitet hatten, daß Sie viele innere Zusammenhänge der einzelnen Sprachen gesehen, aber eines der wichtigsten Probleme des Lautwandels von Konsonanten nicht hatten durchschauen können. Da, auf einer Wande-

rung durch den Wald an einem schönen Frühlingstage tauchte in Ihnen die Erkenntnis auf, daß es sich um die Wirkung von besonderen, von »schweren« Vokalen auf die vorhergehenden Konsonanten handele; und diese Idee erwies sich als »das Ei des Kolumbus«. Mir ist diese Ihre Erzählung ein glänzendes Beispiel der genialen Intuition gewesen: nur dem, der mit unermüdlichem Eifer das Tatsachenmaterial gänzlich in sich aufgenommen und immer aufs neue durchgearbeitet hat, kommt in einer begnadeten Stunde auf die Lösung des Problems scheinbar intuitiv, von selbst, tatsächlich aber als reife Frucht langwieriger zäher Arbeit.²²

Meinhof selbst beschreibt den Vorgang nüchterner:

Als ich am 18. Januar 1896 zufällig in Berlin war, wurde mir nach jahrelangen mühsamen Vorarbeiten auf einmal die Bantulautlehre klar, und meine Arbeit war damit im Grundsätzlichen fertig.²³

Vereinfacht gesprochen zeigte es sich, dass in vielen Bantusprachen ein 5-Vokal-System zu beobachten ist, in anderen ein 7-Vokal-System, d.h. man kommt bei der Schreibung dieser Sprachen mit 5 bzw. 7 Vokalen aus. Bemerkenswert ist, dass in den Sprachen mit 5-Vokal-Systemen es offensichtlich zwei verschiedene *i*-s und *u*-s gibt. Das eine von ihnen verändert den vorangehenden Konsonanten, das andere nicht: *andika* »schreiben«; *andikia* »jemandem schreiben«; *mɔ-andishi* »Schreiber«, d.h. bei dem Verb *andikia* steht *k* vor *i*, bei dem Substantiv »Schreiber« wird jedoch das *k* zum deutschen *sch*-Laut verändert (entstanden aus *mɔ-andik-i*), in der Swahili-Orthographie *sh*. Entsprechendes findet sich bei *u*: vor dem einen *u* steht unverändert *k*, vor dem anderen wird das *k* zu *f* verändert. Bei den Sprachen mit 7-Vokal-Systemen finden diese Veränderungen nicht statt. Um diese Erscheinungen zu identifizieren und abschließend in ein System zu bringen, brauchte es den Waldspaziergang mit der Idee von den »schweren« Vokalen, über deren phonetische Eigenschaften Meinhof sich erst später – und auch da nicht sehr deutlich – geäußert hat. Als Ergebnis hatte sich herausgeschält: Auch in den Sprachen mit nur 5 Vokalen verbargen sich die ursprünglich 7 Vokale des Urbantu.

Ein weiteres unübersichtliches Problem stellten die in den Bantusprachen weit verbreiteten sog. Nasalverbindungen dar. Dies sind Laut-

verbindungen, in denen ein Konsonant zusammen mit einem an der gleichen Artikulationsstelle gebildeten Nasallaut auftritt: *mb*, *nd*, *ng* etc. Diese Lautverbindungen gelten als *ein* Laut und stehen im Silbenanlaut. Zu trennen ist also in für Deutsche ungewohnter Weise: *Ki-li-ma-nja-ro*; *U-ga-nda*; *Pe-mba*. Die Lautentwicklungen, die diese Nasalverbindungen nehmen können, führen z.T. zu sehr unähnlich wirkenden Entsprechungen, die aber lautgesetzlich sind.

Jedenfalls hatten sich die Probleme der sprachlichen Beziehungen im Bantugebiet so weit entwirrt, dass Meinhof es wagen konnte, seinen »Grundriss einer vergleichenden Lautlehre der Bantusprachen« in Angriff zu nehmen. Diese erschien 1899 im Verlag der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, nachdem einige berühmte Sprachwissenschaftler sich günstig über das Manuskript geäußert hatten.

Bemerkenswert ist, dass Carl Meinhof diese Arbeit als Landpastor, der mit erheblichen Dienstgeschäften belastet war, leistete. Nach dem Tod seiner Frau 1894 stellte der Unterricht seiner auf neun Kinder angewachsenen Nachkommenschaft zusätzliche Anforderungen an ihn. Überdies wurde er von pommerschen Nachbargemeinden in Missionsangelegenheiten oft zur Unterstützung und zu Missionspredigten herangezogen. Hatte er doch neben seinen, die Karriere fördernden wissenschaftlichen Veröffentlichungen, eine äußerst umfangreiche Publikationstätigkeit in Missionszeitschriften entwickelt und zahlreiche Missionskonferenzen besucht, in denen es vielfach um die Frage ging, ob Missionare besser in der Heimat oder in Afrika die Sprachen des Missionsgebietes erlernen sollten. Meinhof propagierte die Ausbildung in Deutschland lebhaft und förderte sie aktiv durch seine Publikationen, Vorträge und seine ausgedehnte Unterrichtstätigkeit in Zizow.

Das universitär-sprachwissenschaftliche Echo auf das Erscheinen des »Grundrisses« war durchweg positiv: Bei den Germanisten (und Phonetikern) Eduard Sievers und Otto Bremer, vor allem aber bei dem Philosophen Wilhelm Wundt, dem die Beschreibung von regelmäßigen Lautgesetzen in den Bantusprachen ganz gelegen kam, um gemeinsame psychologische Ursachen für Sprachwandel in menschlichen Sprachen nachzuweisen. Das Beispiel von Sprachen außerhalb der indogermanischen Familie, in denen regelmäßiger Lautwandel festzustellen war, stellte einen wichtigen Beleg für die Richtigkeit seiner Theorien dar. Auch das Echo aus der Mission war ermutigend:

Der Herausgeber der »Allgemeinen Missionszeitschrift« Prof. Gustav Warneck in Halle nahm sehr lebhaften Anteil an meinen Studien und ermunterte mich zu einem Aufsatz in seiner Zeitschrift, den ich nun an maßgebender Stelle vorlegen konnte.²⁴

Abgesehen von der zeitgenössischen Aufmerksamkeit, die dem Buch zuteil wurde, muss vor allem auf die Langzeitwirkung hingewiesen werden, die Meinhofs »Grundriss einer vergleichenden Lautlehre der Bantusprachen« ausgeübt hat. Afrikanische – und ebenso auch Sprachen der Südsee – wurden im Zeitalter der vergleichenden Indogermanistik für wissenschaftlich uninteressant und marginal gehalten, weil sie, zumindest zum größten Teil, auf keine jahrhundertealte schriftliche Dokumentation zurückblicken könnten und damit einer geschichtlichen Untersuchung nicht zugänglich seien. Der bedeutende Sprachwissenschaftler Hermann Paul kommt deshalb in seinen »Prinzipien der Sprachgeschichte«²⁵ zu der Aussage:

Es ist eingewendet worden, dass es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muss das in Abrede stellen. Was man für eine nichtgeschichtliche und doch wissenschaftliche Betrachtung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommene geschichtliche, unvollkommen teils durch Schuld des Betrachters, teils durch Schuld des Beobachtungsmaterials.

Es wird hier also schweres moralisches Geschütz aufgeföhren: Wer durch eigene oder fremde Schuld keine Geschichte aufweist, steht außerhalb der für die Sprachwissenschaft interessanten wissenschaftswürdigen Untersuchungsgegenstände. Paul fährt fort:

Sobald man über das bloße Konstatieren von Einzelheiten hinausgeht, sobald man versucht, den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen, so betritt man auch den geschichtlichen Boden.

Genau das hat Meinhof geleistet und hat damit nicht nur den Kreis der in die Forschung einzubeziehenden Sprachen erheblich erweitert, sondern gleichzeitig eine neue akademische Disziplin, die Afrikanis-

tik, ins Leben gerufen. Die Bedeutung des Buches wird auch dadurch deutlich, dass es schon in den 1930er Jahren ins Englische übersetzt wurde, und meines Wissens die einzige afrikanistische Arbeit eines deutschen Autors ist, die drei Auflagen erlebt hat.

Das Werk beginnt mit einer komprimierten, aber detailreichen Darstellung der artikulatorischen Phonetik. Sie gibt die Überzeugung Meinhofs wieder, dass nur eine genaue Kenntnis der Art und Weise, wie Laute erzeugt werden, eine korrekte Beschreibung des Lautsystems einer Sprache und einen wissenschaftlich adäquaten Vergleich der Sprachen gestattet. Die Artikulationsorgane, die Luftstrommechanismen, die Artikulationsstellen, die Artikulationsarten und die Sprachlaute, die mit ihnen und durch sie erzeugt werden können, werden übersichtlich dargestellt. Ein eigener Abschnitt ist der Transkription der Laute gewidmet. Meinhof verwendet zur Schreibung von fremden Lauten ein Transkriptionssystem, das von dem Ägyptologen Richard Lepsius entwickelt und in dessen Arbeit »A Standard Alphabet for Reducing Unwritten Languages and Foreign Graphic Systems to a Uniform Orthography in European Letters« (1855) zum ersten Male vor allem für den Gebrauch durch Missionare publiziert wurde. Es beruht auf dem Prinzip, dass Buchstaben des lateinischen Alphabets durch zusätzliche diakritische Zeichen modifiziert werden und auf diese Weise Laute, die dem durch den lateinischen Buchstaben ausgedrückten Laut ähnlich sind, repräsentieren. Dieses Prinzip finden wir noch heute in vielen europäischen Sprachen, z.B. in den slawischen Sprachen (č, š, ž), aber auch im Deutschen, wo ä, ö und ü von den Zeichen für a, o und u abgeleitet werden. Es könnte durch zahlreiche weitere Beispiele aus europäischen und außereuropäischen Sprachen vermehrt werden.²⁶ Abgeschlossen wird das einleitende Kapitel mit einer Charakterisierung von Sprachwandel und Lautveränderungen.

Das zweite Kapitel bildet den Kern des Buches. Es ist mit »Ur-Bantu« überschrieben und enthält zunächst eine Einführung, in der auf die Entwicklung der vergleichenden Sprachwissenschaft eingegangen wird. Der Schluss versucht auf recht spekulative und heute als überholt geltende Art die Entstehung der Bantusprachen aus einer Mischung von Sudan- und anderen Klassensprachen zu erklären.²⁷ Den Hauptteil des Kapitels bildet ein induktiver Aufbau des Lautsystems des Urbantu – einer hypothetischen Sprache, aus der heraus sich alle heutigen

Bantusprachen entwickelt haben. Dabei werden die Vokale, die Semi-vokale und die Konsonanten in eigenen Abschnitten vorgestellt. Den Nasalen und den Verbindungen, die sie eingehen können, ist ebenfalls ein eigener Abschnitt gewidmet. Bei den Konsonanten setzt Meinhof in der Reihe der Palatallaute²⁸ vier Laute an, wobei er annimmt, dass diese jünger sind und sich in eher früher Zeit durch Vokaleinfluss herausgebildet haben. Es ist methodisch nicht unbedenklich, dass hier zwei Zeitschichten in einen einzigen Sprachzustand projiziert werden.

Das von Meinhof entwickelte Lautsystem des Urbantu enthält die folgenden Lauteinheiten:

<i>p</i>	<i>v</i>	<i>m</i>	<i>w</i>
<i>t</i>	<i>l</i>	<i>n</i>	<i>y</i>
(<u><i>t</i></u>	(<u><i>l</i></u>)		
(<u><i>k</i></u>	(<u><i>ɣ</i></u>)		
<i>k</i>	<i>ɣ</i>	<i>ii</i>	

In Klammern gesetzt sind die sog. alten Mischkonsonanten, die deshalb unterstrichen sind, weil sich Meinhof über ihre phonetische Natur nicht im Klaren war. An Vokalen finden wir *a*, *i* und *u*, dazu die leichten Mischvokale *e* und *o*, schließlich die von Meinhof so genannten »schweren« Vokale *î* und *û*, die sehr verschiedenartige Einwirkungen auf Konsonanten haben können.

Auffällig an diesem System ist das völlige Fehlen von Frikativ-Lauten wie wir sie im Deutschen, aber auch in den meisten Bantusprachen haben: *f*, *s*, *sch*. Meinhof zeigt in den weiteren Kapiteln des »Grundrisses« anhand von mehreren gut dokumentierten Bantusprachen, durch welche lautlichen Entwicklungen diese Laute in den einzelnen Sprachen entstanden sind. Meist sind das die Einwirkungen von »schweren« Vokalen auf vorangehende Konsonanten. So leitet Meinhof in verkürzter Darstellung die im Swahili zahlreich vorhandenen Frikativ-Laute in folgender Weise ab:

Urbantu (UB) <i>pî</i>	Swahili <i>fi</i>	UB <i>pû</i>	Swahili <i>fu</i>
UB <i>tî</i>	Swahili <i>si</i>	UB <i>tû</i>	Swahili <i>fu</i>
UB <i>kî</i>	Swahili <i>fi</i>	UB <i>kû</i>	Swahili <i>fu</i>
	(orthographisch: shi)		

Um zu zeigen, wie sich Urbantu-Formen in verschiedenen Sprachen sehr unterschiedlich entwickeln können, sei hier ein einziges Beispiel etwas ausführlicher dargestellt: Für das Urbantu ist das Verb *tûnga* mit der Bedeutung »lehren« angesetzt worden. Im Swahili, das ein 5-Vokal-System besitzt, lautet es – unter Beachtung der Beeinflussung durch den »schweren« Vokal *-funga*; im Pedi, einer südafrikanischen Bantusprache, dagegen *-rut'a*. Im Pedi, das ein 7-Vokal-System hat, wird Urbantu *t* stets zu *r*, eine Beeinflussung durch das »schwere« *u* findet nicht statt. Die Nasalverbindung *-ng*, die im Swahili erhalten bleibt, wird zu einem Ejektiv-Laut²⁹ verschoben, ebenso wie die anderen Nasalverbindungen an den verschiedenen Artikulationsstellen: *mb* wird zu *p'* und *nd* zu *t'*. Durch den Bezug auf das Urbantu lassen sich also die Lautveränderungen in den einzelnen Sprachen methodisch sauber ableiten.

Es ergibt sich von selbst, dass die rekonstruierten Laute, die ja alle in den Einzelsprachen in sinntragenden Wörtern verwendet werden, auch im Urbantu zu bedeutungstragenden Formen, von Meinhof »Wurzeln« genannt, zusammentreten konnten. Der Anhang zum »Grundriss« enthält folglich eine längere Liste von Urbantu-Wurzeln.

Diese Ansetzungen waren so erfolgreich, dass Meinhof keine Veränderungen an dieser Basis vorzunehmen brauchte, weder in der zweiten Auflage 1910 noch in der englischen Übersetzung, die 1932, also 33 Jahre nach dem Erstdruck, herauskam. Bis zu seiner letzten diesbezüglichen Arbeit, dem Vorwort und der Einleitung zum »Wörterbuch der Djaga-Sprache (Madjame-Mundart) gesprochen am Kilimandjaro« von Emil Müller, posthum 1947 erschienen, konnte er dem 1899 entwickelten Schema folgen. Und die Grundidee des Werkes ist nach mehr als hundert Jahren immer noch nicht überholt.

Carl Meinhof verfolgte mit seiner Arbeit aber auch praktische Ziele, und betonte immer wieder den Nutzen, den seine Arbeit für die afrikanische Sprachforschung habe. Das drückt sich vor allem im dritten Kapitel des »Grundrisses« aus, welches »Anleitung zur Aufnahme von Bantusprachen« betitelt ist. Es handelt sich um eine systematisch aufgebaute Anleitung, mit der eine detaillierte, ziemlich vollständige phonologische Beschreibung praktisch jeder Bantusprache erarbeitet werden kann. Wenn man ihr folgte, war es möglich herauszufinden, welche Laute in einer Sprache systematisch relevant waren, welche Art von

Wechselbeziehungen existierten und – als ein Nebenprodukt – wie sich diese Sprache von dem konstruierten Urbantu unterschied. Die Anleitung half Missionaren ganz erheblich dabei, sich in der Sprache ihres Missionsgebietes zurechtzufinden. Der Missionsinspektor Trittelwitz berichtet von einem Missionar, der jahrelang unter den Schambala in Deutsch-Ostafrika gearbeitet hatte, in seinen Ferien wenige Wochen mit Meinhof verbrachte und in dieser kurzen Zeit ein Bündel von Problemen in der Lautlehre des Schambala löste, mit denen er zuvor vergeblich gekämpft hatte – und das, obwohl Meinhof niemals in Kontakt mit der Sprache der Schambala gekommen war.³⁰ Was mitunter ein Problem blieb, war, die sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse in eine an den praktischen Bedürfnissen des Missionsbetriebes ausgerichtete allgemeintaugliche Orthographie umzusetzen.³¹

Nachdem das Deutsche Reich Kolonialmacht geworden war, vergrößerte sich zwar die Zahl sprachwissenschaftlicher Laien, die sich für afrikanische Sprachen interessierten. Dennoch blieben die Missionare diejenigen, die sich am intensivsten mit diesen befassten, und Meinhof wurde ihre anerkannte linguistische Autorität.³² Die Erfolge Meinhofs als afrikanistische Koryphäe wurden so groß, dass sie ein paar Jahre später fast zum Hindernis für seine Berufung von dem Pastorat in Zizow an das Seminar für Orientalische Sprachen an der Universität Berlin geworden wären. In schönstem Behördendeutsch vertrat der preußische Finanzminister gegenüber seinem Amtskollegen im Kultusministerium folgende Ansicht:

Nach der demgemäss vorgenommenen sorgfältigen Prüfung der Angelegenheit [der Berufung Meinhofs; LG], glaube ich Bedenken tragen zu sollen, mich den dortseitigen Vorschlägen anzuschliessen. Wie aus den Vorlagen hervorgeht, ist der Pastor Meinhof auch bisher schon auf dem in Rede stehenden sprachlichen Gebiete sowohl in wissenschaftlicher wie in unterrichtlicher Beziehung thätig gewesen. Insbesondere hat er auch schon an seinem bisherigen Wohnorte ganz hervorragend für die sprachliche Ausbildung der für Afrika bestimmten Missionare gewirkt. Es darf angenommen werden, dass auf solche weitere erfolgreiche Bethätigung des p. Meinhof nach beiden Richtungen auch bei Abstandnahme von seiner Berufung an das Seminar für Orientalische Sprachen zu rechnen ist, während es

nicht ausser Zweifel sein wird, ob die Missionsgesellschaften geneigt sein werden, schon im Hinblick auf die dadurch sehr vertheuerte Ausbildung die jungen Missionare nach Berlin zu senden, so dass durch Verlegung des Domizils des Meinhof in die Hauptstadt die Fortdauer seiner bisherigen erfolgreichen Wirksamkeit in dieser wichtigen Beziehung ernstlich würde in Frage gestellt oder mindestens erheblich würde erschwert werden.³³

Von Zizow nach Afrika und zurück nach Berlin

Es scheint, dass Carl Meinhof inzwischen das Gefühl hatte, nach seiner intensiven Beschäftigung mit afrikanischen Sprachen würde es langsam nötig, sich die Sache vor Ort anzusehen, d.h. eine Afrikareise zu unternehmen. Er selbst schreibt: »Die von mir erworbene Erkenntnis bedurfte aber der Ergänzung durch persönliche Berührung mit den Sprachen Afrikas.«³⁴ Darüber, wie es zu seiner ersten sprachwissenschaftlichen Forschungsreise gekommen ist, gibt es verschiedene Berichte. Nach Hannah Meinhof ist der Ablauf folgender:

In dieser Zeit schrieb sein Freund Fritz Taucher (der Domänenpächter auf Palzwitz) an seinen Klassenkameraden, meines Vaters jüngeren Bruder Hans: »Wir haben im Geheimen Zivilkabinett einen neuen Chef bekommen, einen Reichsfreiherrn von Valentini. Wie immer in solchem Fall, wird ein kleiner Lebensabriß gegeben, damit sich die unteren Stellen informieren können. Da habe ich nun festgestellt, dass er unser Jahrgang auf der Latina war. Nun ist ja nie die Rede davon gewesen, dass zwei Vettern Valentini in Parallelklassen waren. Es muß also der von Valentini sein, der bei uns in der Klasse war, und das war doch immer ein vernünftiger Mensch, der gute Kameradschaft hielt. Wollen wir nicht einmal zusammen an ihn schreiben und ihn fragen, ob er nicht einen Weg weiss, dass Carl einmal nach Afrika kann? Er muß die Dinge doch einmal persönlich erlebt und gehört haben. Die besten Gewährsleute können ja doch nicht eigne Anschauung ersetzen«. – Dieser Brief wurde geschrieben, und Herr von Valentini ging nicht nur darauf ein, sondern wusste den Kaiser in einer Weise für die Sache zu erwärmen, dass dieser ihm erklärte: »Sie müssen die Verhandlung so führen, dass die Herren immer zugeben, es sei durchaus erwünscht, dass wir bei dem bestehenden Kolonialgesetz einen praktisch erfahrenen Mann haben und die Ablehnung immer nur damit begründen, es wird zu teuer. Es muss alles nur aus diesem einen Grunde abgelehnt werden«. Als es nun soweit war und man befriedigt glaubte, die Akte als erledigt ansehen zu können, erklärte der Kaiser: »Die Kosten bezahle ich aus meiner Schatulle.«³⁵

Dammann gibt in seinen Erinnerungen eine etwas andere, aber in den Grundzügen vergleichbare Version:

Er [d.h. Meinhof; LG] war sogar bei Hofe bekannt und hat mir selber eine interessante Geschichte erzählt. Meinhof hatte ja zunächst gar nicht beabsichtigt zu reisen. Bedenken Sie, er war 45 Jahre alt, etwa, als er die erste Afrikareise plante und machte. Wer gab damals Geld dafür? Meinhof wurde aufmerksam gemacht, sich mit dem Zivilkabinett des Kaisers in Verbindung zu setzen, wo zwei Leute dann beauftragt wurden, die das Kultusministerium unterstützen, ein Herr von Valentini und dann ein Herr Schmidt-Ott, der im übrigen der letzte preußische Kultusminister war und der erste Präsident der Forschungsgemeinschaft, von der wir ja fast alle später sehr profitiert haben. Also, und nun erzählte mir Meinhof – wissen Sie, ich bin ja ein alter Mann, und kann Erinnerungen erzählen, ich erzähle dann so einige persönliche Erinnerungen. Diese hat mir Meinhof selbst erzählt. Meinhof war ins preußische Kultusministerium bestellt. Damals war ja der offizielle Name nicht Kultusministerium, sondern »Ministerium für geistliche, unterrichtliche und Medizinalangelegenheiten«. War alles unter einem Minister mit sehr wenig Mitarbeitern zusammengefaßt. Also, da saß er im Vorzimmer. Neben ihm anscheinend ein distinguiertes Herr, der in einer Publikation von Meinhof rumblättert. Und das war wahrscheinlich die Lautlehre von 1899. Dieser distinguierte Herr wurde zunächst zum Minister berufen. Dann wurde Meinhof reingeholt und der Minister sagte ihm etwas erstaunt, was eigentlich los wäre. Der Herr, der da vorher gewesen war, war nämlich der Chef des Zivilkabinetts des Kaisers, Herr von Lucanus. Der überbrachte den Wunsch des Kaisers, der Pastor Meinhof sollte nach Afrika reisen. Es sollten die nötigen Möglichkeiten dafür geschaffen werden. Sehr schön, wenn man solche Beziehungen zum Hofe hat, nicht wahr?³⁶

Der »Barzwitter Scandal-Anzeiger« schließlich kommentiert diese Reise wie folgt:

Auf allerhöchsten Befehl übte er sich unter Beistand eines Tauchers [der Domänenpächter in Palzwitz; LG] im Pistolenschießen [...];

ließ seine Strohwitwe mit neun unmündigen Kindern weinend im finstersten Hinterpommern zurück und begab sich als Sprachforscher nach Afrika. Dort fing er Käfer und schoss Vögel.³⁷

Im Vorfeld dieser Reise, im März 1901, fand eine Begegnung statt, die Carl Meinhof die Bekanntschaft mit dem Oberstabsarzt a.D. Dr. Otto Dempwolff brachte, dem er zwecks Feststellung der Tropentauglichkeit vorgestellt wurde. Dempwolff hatte sich als Tropenarzt zunächst abwechselnd in Südwestafrika und in Neu-Guinea aufgehalten und war 1900 nach Berlin zurückbeordert worden, um im Reichskolonialamt Tropentauglichkeitsuntersuchungen durchzuführen. Von 1901 bis 1903 hielt er sich im Auftrag von Robert Koch erneut in Neu-Guinea auf, um dort während einer Expedition über Malaria zu forschen.³⁸

Die Untersuchung stellte den Beginn einer jahrzehntelangen Freundschaft und fruchtbaren Zusammenarbeit dar. Dempwolff hatte an die Durchführung der Untersuchung eine Bedingung geknüpft:

»Ich tue es, wenn Meinhof mir eine Stunde Zeit spendiert, über Sprachen zu reden«. Aus der einen Stunde wurden drei und aus der einen Unterredung eine Freundschaft fürs Leben.³⁹

Dempwolff selbst erinnert sich mit einigermaßen schlechtem Gewissen im Vorwort zum Brevier an diese Unterredung. Er habe nicht gewusst, dass während dieser langen Zeit Meinhofs (zweite) Frau im Vorzimmer gewartet habe.

So kamen wir wohl über eine Stunde ins Plaudern, und ich ahnte nicht, daß draußen Ihre junge Gattin auf Sie wartete und arg böse auf den ihr unbekanntem Arzt war, der Sie so lange festhielt. Aber in späteren Jahren habe ich mich mit Ihrer Gattin gut vertragen.⁴⁰

Das Schreiben des Finanzministers, in dem die Bewilligung von 6.000 Mark an Meinhof bestätigt wird, weist schon über die Reise hinaus auf die weitere Karriere Meinhofs hin:

Nach dem vorgedachten Schreiben Ew. Excellenz haben Seine Majestät der Kaiser und König zufolge Mittheilung des Geheimen Civil-



Otto Dempwolf
(1871–1938)

kabinetts bei Vollziehung eines von dem Reichsschatzamte vorgelegten Ordre-Entwurfs, betreffend die Bewilligung einer einmaligen Unterstützung von 6000 M. an den Pastor Meinhof in Zizow bei Rügenwalde zum Zwecke einer Sprachwissenschaftlichen Forschungsreise nach Deutsch-Ostafrika, zu bemerken geruht, dass Allerhöchstdieselben zur Erwägung geben, ob nicht eine Berufung des Genannten an das Orientalische Seminar nach Beendigung seiner Reise empfehlenswerth sei.⁴¹

Die Reise, von der keine Bilddokumente überliefert sind, führte Meinhof 1902 nach Ostafrika, zunächst Zanzibar, wo er sich vorrangig mit Swahili beschäftigte und vom Dolmetscher des deutschen Generalkonsulats »feines Swahili zu hören« bekam,⁴² er aber auch am Lehrerseminar der Mission Kontakt zu Sprechern verschiedener ostafrikanischer Sprachen aufnahm. Von Zanzibar begab er sich dann für zwei Monate nach Daressalaam, wo er sich mit einer großen Zahl von Sprachen der Kolonie beschäftigte, u.a mit Zaramo, Nyamwezi und Masai. Danach reiste er über Tanga nach Usambara und erhielt durch die dortige Mission und die Regierungsstation die Möglichkeit, sich außer mit dem Schambala, der Sprache von Usambara, mit Mbugu und »anderen Bantu- und Nicht-Bantusprachen« zu beschäftigen.⁴³ An anderer Stelle spricht

er davon, dass er sich mit ungefähr 40 Sprachen befasst habe.⁴⁴ Am Schambala interessierten ihn die musikalischen Tonhöhen und erfreute ihn das Auftauchen eines Lautes (in phonetischer Umschrift [ɣ]), den er für das Urbantu postuliert hatte, den er aber bis dahin noch in keiner lebenden Bantusprache gefunden hatte.⁴⁵

Im Frühjahr 1903 war Carl Meinhof wieder zurück und wurde im April provisorisch als Lehrer am Seminar für Orientalische Sprachen beschäftigt und am 1. Oktober 1903 angestellt. Der Kaiser hatte also nicht umsonst »zur Erwägung gegeben«.

4. Berlin

Die Berufung an das Seminar für Orientalische Sprachen

Wie sich Carl Meinhof in Afrika gefühlt haben mag, wissen wir nicht, es sind keine Briefe von dort überliefert. Vor seiner Abreise hatte er versucht, die Kosten für »einen Phonographen nebst 100 Walzen für 200 M« vom Seminar für Orientalische Sprachen erstattet zu bekommen, um präzise Sprachaufnahmen nach den modernsten Methoden durchführen zu können – allerdings vergeblich. Eduard Sachau, Direktor des Seminars, schrieb:

Über den Phonographen habe ich mich gestern von zwei Fachmännern belehren lassen. Man machte mich darauf aufmerksam, daß im Phonograph die Walze aus Wachs bestehe und daß dieses in der Hitze der Tropen vielleicht weich und dadurch unbrauchbar werden könnte. Mehr empfehlenswerth sei das Gramophon, da es ganz aus Metall bestehe und daher in den Tropen ebenso brauchbar sei wie in unserem Klima. Ich theile Ihnen dies mit für den Fall, daß es Ihnen gelingt den Ankauf des Phonographen rückgängig zu machen. Falls Sie bei einer Staats- oder Reichsbehörde die Erstattung der Auslagen beantragen wollen, bin ich gerne bereit Ihr Gesuch zu befürworten. Die Mittel des Seminar-Etats dürfen nur für Seminar-Angelegenheiten verwendet werden.¹

Während Meinhofs Abwesenheit lief die staatliche Bürokratie in Berlin auf Hochtouren. Wie sollte man das kaiserliche »zur Erwägung geben« umsetzen? Es ging um die Neueinrichtung einer Stelle bei der einzigen Institution, die damals im Deutschen Reich für den praktischen Unterricht in afrikanischen Sprachen zuständig war: dem Seminar für Orientalische Sprachen.

Ende Juni 1902 verfasste Sachau einen Stellenantrag, der Meinhof in den höchsten Tönen lobte, in dem aber auch festgehalten wurde, dass das Seminar für die neue Stelle zusätzliche Mittel benötige. Weil dieses Schreiben das Renommee Meinhofs, das er während seiner Pastoratezeit in Zizow erworben hatte, eindrucksvoll formuliert, sei es hier ausführlich zitiert:



Dorotheenstraße 7–10 (1900) – seit 1904 befand sich das Seminar für Orientalische Sprachen in der Dorotheenstraße 7

Während zur Zeit nur zwei afrikanische Sprachen, das Suaheli und das Haussa, im Seminar berufsmässig durch besondere Lehre vertreten sind, ist die grosse Anzahl aller übrigen in den Deutschen Kolonien und Schutzgebieten gesprochenen Idiome in keiner Weise vertreten, weder in der Universität noch im Seminar. Denn die außerordentliche Professur für allgemeine Sprachwissenschaft, welche früher im Lehrkörper der Universität durch Steinthal² vertreten war, ist nach seinem Tode nicht wieder besetzt worden. Für die wissenschaftliche Bearbeitung der zahlreichen aus den Kolonien einströmenden sprachlichen Sammlungen fehlt es zur Zeit durchaus an einem geeigneten Bearbeiter, aber auch für den Unterricht erscheint es durchaus als zeitgemäß, nicht bloss für die gesamte Deutsche Mission, sondern auch in einigen Fällen für die Zwecke der Kolonialverwaltung, dass weitere besondere afrikanische Sprachen in den Lehrbereich des Seminars einbezogen werden, und in diesem Zusammenhange dürften stets die Bantu-Sprachen in erster Linie zu berücksichtigen sein. Da nun gegenwärtig in Deutschland ein Gelehrter vorhanden ist, der sich seit einer längeren Reihe von



Eduard Sachau (1845–1930)

Jahren in wissenschaftlich eindringlicher Weise mit dem Studium der Bantu-Sprachen beschäftigt hat, so verfehle ich nicht die Gewinnung desselben für den Lehrkörper des Seminars bei Ew. Excellenz in Anregung zu bringen. Dieser Gelehrte ist Herr Pastor Karl Meinhof in Zizow bei Rügenwalde, über den ich Ew. Excellenz folgenden Bericht entgegenzunehmen bitte:

Herr Pastor Meinhof hat vor mehr als 12 Jahren angeregt von dem damaligen Lehrer des Suaheli, dem Missionar a.D. Dr. Büttner, angefangen, sich mit dem Studium afrikanischer Sprachen, besonders der für Deutsch-Ostafrika in Frage kommenden Bantu-Sprachen zu beschäftigen. Aus diesen seinen Studien sind die folgenden in der Beilage aufgeführten Publikationen hervorgegangen, welche die Aufmerksamkeit gelehrter Kreise auf ihn gelenkt haben.

Abgesehen von diesen reinwissenschaftlichen Arbeiten vergleichender Tendenz hat sich Herr Meinhof auch mit dem practischen Unterricht in zahlreichen afrikanischen Sprachen beschäftigt, wozu ihm dadurch eine Gelegenheit geboten wurde, dass eine Reihe von Missionsgesellschaften ihm ihre Zöglinge zur Ausbildung nach Zi-

zow schickten. Herr Meinhof ist gegenwärtig auf einer wissenschaftlichen Studienreise in Deutsch-Ostafrika begriffen, und es ist von seiner bisher erwiesenen Tüchtigkeit zu erhoffen, dass er zu Ostern 1903 mit reichen Resultaten für die Förderung der wissenschaftlichen Sprachstudien sowie mit grossen Fortschritten in dem practischen Gebrauch des Suaheli oder anderer in Ostafrika gesprochener Idiome zurückkehren wird.

Die Gewinnung des Pastors Meinhof für das Seminar würde voraussichtlich der Entwicklung der Anstalt nach zwei Richtungen hin zu Gute kommen. Es steht zu hoffen, dass die Deutschen Missionsgesellschaften ihre Zöglinge zu ihrer sprachlichen Vorbereitung für den praktischen Dienst in den Deutschen Schutzgebieten in das Seminar entsenden und dass auf diese Weise dauernde Beziehungen zwischen dem Seminar und den Missionen angeknüpft werden würden.

Ausser dem Unterricht der künftigen Missionare könnte ihm auch der Unterricht der künftigen Lehrer in den Schulen in unseren Schutzgebieten sowie der Unterricht von solchen Kolonialbeamten, welche für ein besonderes Gebiet innerhalb von Deutsch-Ostafrika, wie z.B. das Kondegebiet im Norden des Nyassa-Sees, vorbereitet werden sollen, übertragen werden. Zweitens verspricht die Mitarbeit des Herrn Pastors Meinhof an den wissenschaftlichen Publikationen eine wesentliche und vielseitige Förderung für die Anstalt zu werden. Die Erforschung der in unseren Kolonien gesprochenen Volkssprachen ist eine unleugbar wichtige Aufgabe der Deutschen Wissenschaft unserer Zeit, eine Aufgabe, die bisher ausserhalb des Seminars im ganzen Deutschen Reich keinerlei systematische Pflege findet. Wie die Etatsmittel des Seminars gegenwärtig sind, kann das Gehalt eines Docenten weder ganz noch zum Theil aus ihnen bestritten werden, so dass falls Ew. Excellenz diese Bitte des gehorsamst Unterzeichneten genehmigen eine neue Etatsbewilligung erforderlich ist.

Aufgrund vorstehender Darlegung beehre ich mich die ehrerbietigste Bitte auszusprechen:

1. Ew. Excellenz wollen hochgeneigtest Herrn Pastor Meinhof als Lehrer für afrikanische Sprachwissenschaft an das Seminar berufen;
2. Ew. Excellenz wollen hochgeneigtest die Bewilligung eines

Seminarlehrergehaltes von 4500 M. und 900 M. Wohngeldzuschuss von Seiten des Landtags und Reichstags erwircken.³

Dieser Antrag zeigt eindrucksvoll, wie weit Carl Meinhof jetzt in die deutsche Kolonialpolitik einbezogen war. Personaltechnisch ging es aber zunächst darum, ob ein zusätzlicher Lehrer für afrikanische Sprachen überhaupt gebraucht werde, und – falls ja – wie sein sprachliches Profil auszusehen habe. Außerdem stand die Frage der Besoldung Meinhofs im Raum, die dadurch verkompliziert wurde, dass das Seminar für Orientalische Sprachen gemeinsam von Preußen und vom Reich verwaltet wurde, sich also verschiedene Stellen abzustimmen hatten.

Das Seminar war kein eigentliches der Forschung und Lehre verpflichtetes Universitätsinstitut, sondern ein »An-Institut« der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin – eine Anstalt, deren *raison d'être* explizit auf die Vermittlung sprachpraktischer Kompetenz gerichtet und beschränkt war. 1887 gegründet, sollten im Seminar eigentlich die sechs »orientalischen« Sprachen Türkisch, Arabisch, Persisch, Indisch, Japanisch und Chinesisch gelehrt werden. Doch bereits mit der »ersten Ministerialverfügung betreffend das Seminar vom 5. August 1887« wurde der Swahili-Unterricht eingeführt und Carl Gotthilf Büttner mit dessen Durchführung beauftragt. Damit wurde der Grundstein zum Aufbau einer Kolonialakademie gelegt, die für den Reichsdienst wie für die private Betätigung in Deutsch-Ostafrika vorbereiten sollte.

Auf die praktische Ausrichtung des Seminars wurde in einer großen Anzahl von Dokumenten immer wieder hingewiesen, und Meinhofs wissenschaftliche Leistungen im Bereich afrikanischer Sprachen erwiesen sich bei seiner Berufung eher als hinderlich. In einer Denkschrift Eduard Sachaus aus dem Jahre 1912 greift dieser auf den Gründungserlass des Seminars zurück und beschreibt den Zweck der Einrichtung wie folgt:

Die erste Ministerialverfügung vom 5. August 1887 [...] enthält in §III, 1.2 die folgende sehr sorgfältige und wichtige Bestimmung der Lehraufgaben der Anstalt:

»2. Das Ziel des Unterrichts ist:

a) Kenntnis der Grammatik und desjenigen Teils des Wortschat-

zes, welcher im täglichen mündlichen wie schriftlichen Verkehr am meisten zur Anwendung kommt.

b) Übungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache.

c) Bekanntschaft mit den am häufigsten vorkommenden Schriftstücken öffentlichen und privaten Charakters.«⁴

Um dies zu betonen, ist dem Seminar

von vornherein [...] die völlige Selbständigkeit gegenüber der Universität gesichert, damit es ungehindert seinen besonderen, auf die Vorbereitung für eine spezielle praktische Tätigkeit gerichteten Lehrberuf entwickeln kann.

Es ist also nicht die Rede davon, dass Kenntnisse der vergleichenden Lautlehre oder Grammatik der Bantusprachen im Unterricht vermittelt bzw. behandelt werden sollen, oder auch nur, dass diese erwünscht seien. Sie wurden denn auch im weiteren Verlauf der innerbehördlichen Diskussionen kaum erwähnt. Von Seiten des Seminars wurde immer wieder auf Meinhofs lautphysiologische Kompetenz bzw. Erfahrung im Bereich der Phonetik hingewiesen, durch die der Sprachunterricht mehr Erfolg zu erbringen verspreche, seine sprachwissenschaftliche Kompetenz wurde nur im Zusammenhang mit der Publikationstätigkeit des Seminars positiv ins Spiel gebracht.

Auch die Diskussionen um die Höhe des Gehaltes von Meinhof zogen sich hin:

Die Höhe des Stellengehalts kann indessen nicht nach den persönlichen Verhältnissen – er hat eine Frau und neun unversorgte Kinder zu unterhalten – bemessen werden. Hierfür dürfen nur sachliche Erwägungen maßgebend sein. Einen Satz von 7200 M. nebst 900 M. Wohnungsgeldzuschuß, wie ihn der Herr Kultusminister anregte, würde ohne Frage innerhalb des Lehrkörpers des Orientalischen Seminars schwer von der Hand zu weisende Berufungen nach sich ziehen. Es wird deshalb über die von dem Direktor des Seminars vorgeschlagenen 4500 M. neben 900 M. Wohnungsgeldzuschuss nicht hinauszugehen sein.

Daneben aber wird eine persönliche Zulage von 2700 M. für den Pastor Meinhof, falls ihm die Stelle übertragen werden sollte, nach Lage der Verhältnisse ausnahmsweise für vertretbar erachtet. Denn nach einer hierher gelangten Mitteilung aus dem Kultusministerium besitzt Meinhof auf dem Gebiete der Lautphysiologie Eigenschaften, die ihn in die Lage setzen, nicht nur verschiedenartige afrikanische Dialekte aus neuen Gesichtspunkten tiefer zu erforschen, sondern sich voraussichtlich auch für den Unterricht am Orientalischen Seminar in ganz anderen Sprachgebieten nützlich zu machen. Diese außergewöhnlichen Eigenschaften vermöge deren Meinhof die vorhandenen Kräfte überrage und überhaupt einzig in seiner Art sei, würden dem Unterricht namentlich auch in der Richtung zu Gute kommen, dass die in die Kolonie gehenden Schüler in den Stand gesetzt würden, neue Sprachen und Dialekte methodisch richtiger als es bisher geschah, aufzunehmen und zu verzeichnen. Damit würde eine bis jetzt noch vorhandene Lücke im Seminar durch die Gewinnung Meinhofs ausgefüllt werden. Für ein Einkommen unter 8000 M. wäre Meinhof aber für die Stelle nicht zu gewinnen.⁵

Der preußische Finanzminister erhob starke Bedenken gegen die Berufung. Meinhof werde durch diese seiner bisherigen erfolgreichen Tätigkeit entzogen, die Missionen würden ihre Kandidaten nicht in das teure Berlin schicken. Es sei auch weder erwünscht noch möglich, sämtliche in den deutschen Kolonien gesprochenen afrikanischen Sprachen in das Lehrprogramm des Seminars einzubeziehen, die Verbindungen zu Sprachwissenschaftlern sei möglich, auch wenn diese nicht direkt am Seminar tätig seien. Außerdem sei das Gehalt im Vergleich mit dem der anderen Dozenten zu hoch. Er kam zu der Schlussfolgerung:

Es ist unausbleiblich, dass dadurch Missstimmung der übrigen Lehrer und unerfüllbare Berufungen herbeigeführt würden, gleichviel in welcher Form die Bevorzugung des Meinhof erfolgen möchte.

Ew. Exc. ersuche ich daher ergebenst mir darin zuzustimmen, dass es sich empfiehlt, von einer Bereitstellung von Mitteln für die Errichtung der fraglichen Stelle durch den nächsten Etat abzusehen.⁶

Das Reichsschatzamt verzichtete dennoch nicht auf die Einsetzung der Stelle in den Etat 1903 und antwortete:

Die Befürchtung des Herrn Finanzministers, daß die bisherige erfolgreiche Tätigkeit des Pastors Meinhof für die nach Afrika bestimmten Missionare durch seine Berufung nach Berlin in Frage gestellt werde, würde meines Dafürhaltens, selbst wenn sie berechtigt wäre – was sich der diesseitigen Beurtheilung entzieht – nicht ausschlaggebend gegen die beabsichtigte Maßnahme sprechen; denn die Reichsverwaltung kann die Interessen des Orientalischen Seminars nicht denen der Missionsgesellschaften nachstellen.⁷

Schließlich stimmt auch der preußische Finanzminister zu:

Nachdem ich aus dem gefälligen Schreiben vom 4. d. Mts [...] und dessen hierbei zurückfolgenden Anlagen entnommen habe, daß auch der Herr Staatssekretär des Auswärtigen Amtes auf die Berufung des Pastors Meinhof an das Orientalische Seminar großen Werth legt und erwartet werden darf, daß diese Berufung den Meinhof nicht nur von seiner bisherigen Wirksamkeit für die Verbreitung der Kenntniß afrikanischer Sprachen nicht entziehen, sondern dieselbe in erheblichem Maße fördern werde, erkläre ich mich damit einverstanden, daß für den Meinhof eine künftig bei seinem Ausscheiden aus dem Amt wegfallende Stelle an dem Seminar unter Gewährung des von Ew. Excellenz als angemessen erachteten Dienstinkommens errichtet und die dazu erforderlichen Mittel durch den Etat von Preußen in Gemeinschaft mit dem Reich bereitgestellt werden.⁸

Damit war nach dem Streit zwischen den Ministerien die Etatisierung der Stelle eines »Lehrers für afrikanische Sprachen« gesichert, und Carl Meinhof konnte mit einem Gehalt rechnen, das mit 8.100 Mark jährlich deutlich über dem eines Pastors lag.

Blieb noch sein bisheriger Arbeitgeber. Der Präsident des Konsistoriums der Provinz Pommern, Wilhelm Richter, hatte Bedenken, den Urlaub von Meinhof zur Wahrnehmung seiner Stelle in Berlin zu verlängern, sondern drängte vielmehr darauf, »daß die Gemeinde, welche bereits seit dem 1. Juli 1902 ihres rechtmäßigen Pfarrers entbehrt, bald

wieder durch einen berufenen ordentlichen Geistlichen versorgt werde«. ⁹ Bezüglich seiner Pensionsansprüche bestand Meinhof darauf, dass ihm seine gesamten im Kirchendienst angesammelten Dienstjahre als ruhegeldsfähig angerechnet würden und ließ keine Ruhe, bis seinen Wünschen vollständig entsprochen wurde. Ein »Allerhöchster Erlass« Wilhelms II. vom 29. August 1903 verfügte schließlich, »daß dem Pastor Carl Meinhof in Zitzow bei Rügenwalde bei seiner Anstellung als Lehrer am Seminar für Orientalische Sprachen zu Berlin die Zusicherung wegen Anrechnung von sechs Jahren seiner im Kirchendienste zurückgelegten Dienstzeit für den Fall seiner Pensionierung ertheilt wird«. ¹⁰ Die Einstellung Meinhofs erfolgte durch das Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Was von ihm erwartet wurde, geht aus dem Einstellungserlass hervor:

Nachdem ich im Einverständnisse mit dem Auswärtigen Amte den bisherigen Pastor Karl [sic] Meinhof in Zitzow bei Rügenwalde zum Lehrer der afrikanischen Sprachen bei dem hiesigen Königlichen Seminar für Orientalische Sprachen vom 1. Oktober d. Js. ab ernannt habe, erteile ich ihm die gegenwärtige Bestallung in dem Vertrauen, daß derselbe Seiner Majestät dem Könige und dem Königlichen Hause in unverbrüchlicher Treue ergeben bleiben und die Pflichten des ihm übertragenen Amtes in ihrem ganzen Umfange mit stets regem Eifer erfüllen, insbesondere am Seminar gemäß näherer Anweisung des Leiters desselben Unterricht erteilen und sich an den sämtlichen Arbeiten und Aufgaben des Seminars beteiligen werde. ¹¹

Tätigkeit am Seminar für Orientalische Sprachen

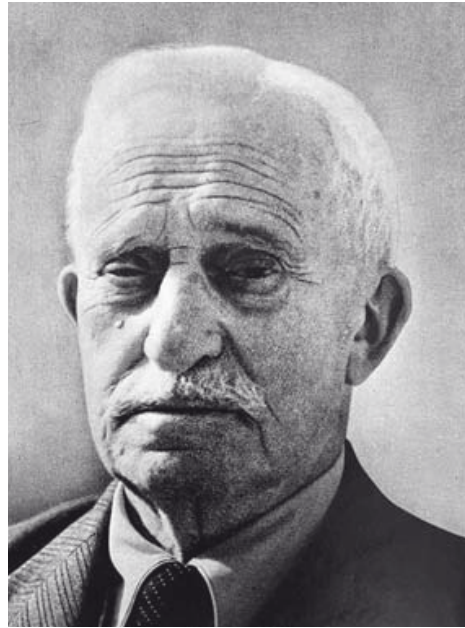
In Berlin steckte Carl Meinhof sofort im Lehrbetrieb – ab Mitte Mai 1903 hielt er die folgenden Lehrveranstaltungen ab:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß H. Pastor Meinhof von Donnerstag, d. 14. d.M. ab im Sem. f. Or. Sprachen den folgenden Unterricht erteilen wird:

- 1) Täglich von 9-10 Uhr Suaheli
- 2) Lautlehre der Bantusprachen Mittw. Sonn. 8-9 Uhr Hörsaal 21. Sachau¹²

Der Unterricht am Seminar war so organisiert, dass ein deutscher »Lehrer« im Unterricht mit einem afrikanischen »Lektor« arbeitete. Die Lehrer waren Kenner der sprachlichen Strukturen, oft hervorragende Spezialisten, zum Teil mit längerer oder sogar langer Afrika-Erfahrung. Die muttersprachlichen Lektoren als Könner ihrer Sprache hatten die Aufgabe, Sprachpraxis zu vermitteln, den Kursteilnehmern durch ihr Vorbild eine gute Aussprache beizubringen – kurz: den teils theorielastigen Unterricht der Lehrer durch Praxis zu würzen und zu effektivieren.

Insofern ist verständlich, wenn Carl Meinhof schon im Januar 1904 darum bat, ihm Mittel für die interimistische Beschäftigung von Lektoren zu bewilligen. Er benannte aus dem Umfeld verschiedener Missionsgesellschaften Personen, weil dort in der Gestalt von Missionaren die entsprechende Expertise greifbar war, und reichte einen detaillierten, maßvollen Kostenvorschlag ein. Es waren dies zwei Missionare: Diedrich Westermann¹³ für Ewe und Jakob Irle für Herero, die beide wichtige Lehrbücher zu diesen Sprachen veröffentlicht und durch langjährige Aufenthalte in Togo bzw. Südwestafrika auch sprachpraktische Kenntnisse vorzuweisen hatten. Das Gesuch auf Unterstützung des Unterrichts wurde jedoch abgelehnt, in Sachaus Stellungnahme wurde deutlich, dass sich der »neue Mann« erst mal bemühen sollte, mit der Situation klarzukommen. Das Ganze endete wie das Hornberger Schießen: Die Herero-Klasse reduzierte sich durch Abkommandierung von fast $\frac{3}{4}$ der Teilnehmer, wahrscheinlich zur Niederschlagung des Herero-Aufstandes, auf 2 Personen, mehr Teilnehmer fanden



Diedrich Westermann (1875–1956)

sich auch für die Ewe-Klasse nicht, sodass Meinhof selbst auf die Hinzuziehung eines Lektors verzichtete.

Es ist bemerkenswert, mit welchem Personaleinsatz der Unterricht der Schüler/Studenten des Seminars betrieben wurde. Häufig wird für eine einzelne Person ein zeitaufwendiger Intensiv-Unterricht angeboten, wie der folgende Brief des Seminardirektors an Meinhof zeigt:

Ew. Hochwohlgeboren

Beehre ich mich ergebenst zu benachrichtigen, daß für die beiden Candidaten des kolonialen Lehramts, die Herren Kottmann und Steffen ein besonders intensiver Unterricht geboten ist, da die für die Ausbildung derselben zur Verfügung stehende Zeit wahrscheinlich eine sehr kurze sein wird. Ich ersuche Sie daher ergebenst, gemäß dem für die Dolmetscher-Klassen wie für den der [...] studierenden Beamtenklasse feststehenden Lehrplan jeden der beiden Lehrer je eine Stunde am Nachmittag und je eine Stunde Nachmittags – ausgenommen Sonnabendnachmittag – in der von ihnen zu erlernenden Sprache zu unterrichten und besonders im mündlichen Gebrauch derselben einzuüben, wobei ich empfehle dem Unterricht dem künftigen Berufe der Schüler anzupassen, daß er nach der Versetzung in die Kolonie möglichst sofort im Stande sei wenigstens die elemen-

tarsten Theile seines Berufes auszuüben. Für den Vormittagsunterricht empfehle ich die Zeit von 8-10 Uhr, für den Nachmittagsunterricht die Zeit von 5-7 Uhr, und empfehle ferner auch die häusliche Arbeit der Schüler in Anspruch zu nehmen.

Ich bitte ergebenst mit dem Unterrichtssystem sofort nach Empfang dieses Schreibens zu beginnen. Und stelle Ihnen anheim, falls Ihre Suaheli- und Phonetikstunden mit dieser Aufgabe kollidieren, dieselben zu verlegen.

Da der Unterricht der beiden Herren Kottmann und Steffen in je Ephe und Duala in der Woche allein schon 22 Stunden erfordert, ob Ihre Suaheli-Schüler vielleicht der Suaheli-Klasse des Herrn Professor Dr. Velten überwiesen werden sollen, stelle ich Ihrer Erwägung anheim und würde in dem Falle Herrn Professor Dr. Velten ersuchen, sich speziell der besonderen Unterrichtsbedürfnisse der Herren anzunehmen.

Sachau¹⁴

Durch die gesamte Amtszeit Carl Meinhofs ziehen sich wie ein roter Faden Berichte darüber, dass Kurse wegen Mangel an Hörern nicht zu Stande kommen. Das bezieht sich nicht nur auf normale Vorlesungen, sondern auch auf Ferienkurse. Sehr häufig bat Meinhof um Urlaub, um zu auswärtigen Vorträgen reisen zu können. Er versäumte dabei nicht, wo immer es ging, auf den Nutzen seiner Vorträge für das Seminar hinzuweisen, da man sich davon künftige Hörer erwarten könne. Die Mehrheit dieser Vorträge hielt Meinhof vor Missionaren bzw. vor Versammlungen von Missionsgesellschaften.

In seinen Berliner Jahren setzte Carl Meinhof – neben zahlreichen missionswissenschaftlichen Veröffentlichungen¹⁵ – seine lebhaft afrikanistische Publikationstätigkeit fort: Er veröffentlichte zahlreiche Rezensionen über Bücher, die sich mit afrikanischen Sprachen (Kirundi, Masai, Nama, Somali und Xhosa) und sogar mit einer Südseesprache (Chamorro) befassten. Ab 1904 werden in den »Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen« die Ergebnisse seiner Afrikareise publiziert. Dies zieht sich als eine Art Fortsetzungsroman über fünf Jahrgänge der Zeitschrift hin. Die große Zahl von Sprachen – insgesamt 15 –, die Meinhof hier behandelt, hat zweifellos seine Reputation als ausgewiesener Kenner afrikanischer Sprachen weiter geför-

dert. Zudem brachte er in diesen Jahren einige wichtige Arbeiten, mit denen er sich noch in Zizow beschäftigt hatte, zum Druck. So erschien 1903 ein kurzer, wenngleich wichtiger Aufsatz in der »Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft« und trug den Titel »Das Dahlsche Gesetz«. Er steht ganz in der Tradition der indogermanistischen vergleichenden Sprachwissenschaft, in der die sog. Junggrammatiker davon überzeugt waren, dass der Satz »Keine Regel ohne Ausnahme« abgeändert werden sollte in: »Keine Ausnahme ohne Regel«. Vermeintliche Unregelmäßigkeiten von Lautregeln in einer Reihe von Bantusprachen, so Meinhof, könnten dadurch als regelmäßig erklärt werden, dass Bedingungen angegeben würden, bei deren Vorliegen die scheinbar abweichenden Lautentwicklungen aufträten. Meinhofs Formulierung dieser »Regel in der Regel« lautet: »Wenn in einem Wortstamm zwei aufeinanderfolgende Silben mit einer stimmlosen Explosiva beginnen, so wird die erste stimmhaft.«¹⁶ D.h. in einem Wortstamm (wie in Urbantu *-tatu* »drei«) folgen zwei stimmlose Konsonanten (*t* und *t*) aufeinander. Nach dem »Dahlschen Gesetz« wird der erste von ihnen in den Sprachen, in denen das Dahlsche Gesetz wirkt, stimmhaft, »drei« heißt also z.B. im Nyamwezi *-datu*.

Neben diesen wissenschaftlichen Publikationen veröffentlichte Carl Meinhof auch Zeitungsartikel. In der konservativen »Neuen Preussischen Zeitung« (Kreuzzeitung) erschienen Beiträge wie »Die Afrikaner am Phonographen«, »Die Wilden« oder »Rechnen mit den Fingern«.¹⁷ Sie machen Meinhofs ambivalente Haltung zu Afrikanern deutlich, die sich in einigen Punkten merklich, weil von Sympathien für Afrikaner getragen, vom wilhelminischen Zeitgeist abhob, aber dennoch zeitgebunden war, weil sie diese als geistig nicht auf gleicher Ebene wie Europäer angesiedelt betrachtete.

Die Etablierung: »Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen«

1906 veröffentlichte Carl Meinhof sein zweites wirklich wichtiges afrikanistisches Buch, die »Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen«, mit dem er endgültig den Ruf des international führenden Bantuisten gewann, den er bis an sein Lebensende behalten sollte. Auf der Basis der vergleichenden Lautlehre zog Meinhof jetzt Bereiche der Formenlehre der Bantusprachen in den Vergleich mit ein und stellte grammatische Elemente des Urbantu vor.

Als wichtiges neues Resultat – im Vergleich zu früheren bantuistischen Arbeiten – ergab sich, dass für sehr viele dieser grammatischen Elemente die gleichen Lautregeln galten wie für die (lexikalischen) Wortstämme. Eindeutiges Schwergewicht liegt auf dem Nominalsystem. Demgegenüber wird auf das komplexe Derivationssystem der Verben erst in der zweiten, 1948 posthum erschienenen Auflage mit einiger Vollständigkeit eingegangen. Dieser Schwerpunkt lässt sich rechtfertigen, weil das Nominalsystem für die europäische Sprachwissenschaft der auffälligste Zug der Bantusprachen ist. Die Bantusprachen sind sog. Klassensprachen. Bei ihnen wird die Gesamtheit aller Nomina in formal gekennzeichnete Untergruppen eingeteilt. Zusätzlich wird die Zugehörigkeit vom Nomen abhängiger Wortarten durch Formelemente gekennzeichnet.¹⁸ Das erste Spezifikum ist aus den klassischen Sprachen bekannt. Jedes Nomen des Lateinischen oder Griechischen ist entweder Maskulinum, Femininum oder Neutrum. Grob vereinfacht sieht man einem Nomen an, zu welcher Kategorie es gehört (auf *-us* endende Nomina sind im Lateinischen (häufig) Masculina, auf *-a* endende sind Feminina, auf *-um* endende sind Neutra). Adjektiva korrespondieren mit den Nomina bezüglich ihres Genus und Numerus. In den Bantusprachen wird dies Phänomen als »Konkordanz« bezeichnet. Entsprechend folgen Adjektiva, Numeralia, die verschiedenen Arten der Pronomina in ihrer Klassenzugehörigkeit den regierenden Nomina. Der Hauptunterschied zu den indogermanischen Sprachen liegt in der Zahl der Nominalklassen. Meinhof rekonstruierte 1906 für das Urbantu 21 solcher Klassen; 1948 wurden daraus 23. Während es aber im Deutschen im Plural keine Genusunterscheidung gibt (die guten Männer, die guten

Frauen, die guten Kinder), gibt es in den Bantusprachen ebenso viele Singular- wie Pluralklassen, größtenteils gekennzeichnet durch Wechsel des Präfixes vom Singular zum Plural (Beispiele aus dem Swahili):

<i>m-tu</i>	<i>wa-tu</i>	Mensch, Menschen	<i>m-ti</i>	<i>mi-ti</i>	Baum, Bäume
<i>ji-cho</i>	<i>ma-cho</i>	Auge, Augen	<i>ki-tu</i>	<i>vi-tu</i>	Ding, Dinge
<i>n-yama</i>	<i>n-yama</i>	Tier, Tiere			

Eine Eigenheit des Nominalsystems der Bantusprachen besteht darin, dass es möglich erscheint, den einzelnen Klassen eine bestimmte Bedeutung zuzuschreiben. Die *mu-ba*-Klasse enthält Bezeichnungen für menschliche Wesen, die *mu-mi*-Klasse enthält viele Bezeichnungen für nicht autonom handelnde lebendige Dinge (Bäume, Geister etc.), die *li-ma*-Klasse viele paarig vorhandene Körperteile und Naturerscheinungen, die *ki-vi*-Klasse leblose Dinge, die *n-n*-Klasse viele Tierbezeichnungen. In der heutigen Grammatik sind diese Bedeutungskategorien nicht mehr durchgehalten. Zu viele sprachliche Entwicklungen haben dazu geführt, dass diese auf der Bedeutung beruhende Klassifizierung nicht mehr deutlich erkennbar ist.

Im Vergleich zu den indogermanischen Sprachen sind die Konsequenzen der großen Zahl der Nominalklassen in der Formenlehre dramatisch: an Stelle von drei (Personal-)Pronomina der dritten Person (er, sie es; lateinisch: *ille, illa illud*) oder zwei (französisch: *il, elle*) gibt es z. B. im Swahili 11 solcher Formen, je nach Klassenzugehörigkeit des regierenden Nomens, die vor die Verbformen gesetzt werden und klarmachen, welches Nomen als Subjekt den Satz regiert.

Dieses Nominalsystem ist mit vielen seiner Details für alle Bantusprachen charakteristisch, und die verwendeten Formative entsprechen sich in der Mehrzahl auch lautregelmäßig.

Besonders Letzteres ist für Meinhof aus methodischen Gründen von größter Bedeutung – war doch das Nebeneinanderstellen von lautlich ähnlichen Elementen ohne die Herausarbeitung bzw. Beachtung der Lautgesetze für ihn unsystematisches Tun ohne wissenschaftlichen Erkenntniswert. Dies hat er in den folgenden Jahren in zahlreichen Besprechungen, teils mit großer Schärfe, formuliert. Entsprechend hat Meinhof die Pronominalsysteme und Zahlwörter der Bantusprachen systematisch verglichen und auch hierbei regelhafte Gemeinsamkeiten

festgestellt, die es ihm ermöglichten, die entsprechenden Teilsysteme des Urbantu zu rekonstruieren.

Meinhof widmet den Kasus (Fällen) zwar einen eigenen Abschnitt; die Funktionen, die in den indogermanischen Sprachen durch Kasus wahrgenommen werden, werden jedoch im Bantu völlig anders ausgedrückt: »Der Ausdruck der Kasus-Idee ist im Bantu völlig verschieden von europäischen Anschauungen. Die Kasusbezeichnung am Nomen ist nicht etwa verloren gegangen wie im Französischen oder Englischen und dann durch Präpositionen ersetzt, sondern sie ist niemals vorhanden gewesen.«¹⁹ Darauf einzugehen, wie die Kasusfunktionen im Bantu ausgedrückt werden, verbietet sich aus Platzgründen.

Kurz nach Erscheinen der »vergleichenden Grammatik« erschien aus der Feder Sir Harry H. Johnstons, eines prominenten Afrika-Kenners und -forschers, eine Besprechung, die deutlich positiv ausfiel, jedoch Meinhofs Ansatz kritisierte, der seine Arbeit auf soliden phonetischen Beobachtungen aufgebaut hatte.²⁰ Meinhof, dem der Artikel im Voraus zugesandt worden war, äußerte sich dazu wie folgt: Der positive Tenor der Besprechung sei umso bemerkenswerter, »because the Reviewer's treatment of the subject makes it evident that our points of view, in philology, are radically different. If I understand him rightly, he is of the opinion that exact phonetic observation is useless and misleading.« Er warf seinem Rezensenten in seiner schon damals durchaus selbstbewussten Weise vor, wichtige Arbeiten nicht zu kennen:

From various remarks made by my critic, I infer that he is unacquainted with several important publications [...]. It would seem, moreover, as if he has not read my »Grundriss einer Lautlehre der Bantusprachen«. [...]. If Sir H. H. Johnston could bring himself to examine phonetics with the attention which the science deserves, I think he would be convinced that my method does not suffer from an excess of phonetics, and, above all, that it is not a system of useless and pedantic hair-splitting.²¹

Mtoro bin Mwinyi Bakari – ein Swahili-Lektor in den Mühlen der deutschen Justiz

In diese in ein kolonialistisches Umfeld eingebettete, aber insgesamt stille akademische Welt schlug der Fall Mtoro ziemlich heftig ein, vor allem hatte er Auswirkungen weit über das Seminar für Orientalische Sprachen hinaus.²² Mtoro war seit 1900 anerkannter und geschätzter Lektor für Swahili. Gebürtig aus Dunda, einem Dorf aus der Umgebung von Bagamoyo, der ersten Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas, stammte er aus einer gläubigen muslimischen Familie, besuchte für mehrere Jahre eine Koranschule und lernte dabei Arabisch – etwas, was seiner späteren Tätigkeit als Swahili-Lektor sehr zugutekam. 1898 trieb er für die deutschen Behörden Steuern ein. Mitte der 90er Jahre heiratete er Mamboni binti Amiri Majiru, mit der er eine Tochter hatte. Schon vorher war er von dem damaligen Dolmetscher der deutschen Kolonialverwaltung – und späteren Sprachlehrer am Seminar für Orientalische Sprachen – Carl Velten herangezogen worden, um Texte auf Swahili, u. a. über deren »Sitten und Gebräuche« zu verfassen. Diese von Velten in mehreren Publikationen veröffentlichten Texte bilden eine ganz wichtige Quelle für die sozialen Verhältnisse der ostafrikanischen Küste vor Einsetzen der Kolonialisierung. Sie waren wegen ihrer sprachlichen Qualitäten literarische Dokumente und vorzügliches Unterrichtsmaterial für die Swahili-Kurse des Seminars. Im Juni 1900 wurde Mtoro durch Velten als Lektor an das Seminar verpflichtet. Die Tätigkeit als Lektor bot Afrikanern eine der wenigen Möglichkeiten, im Rahmen einer Festanstellung in Deutschland mit einem einigermaßen guten Salär ihr Leben zu gestalten, obwohl ihre Gehälter deutlich niedriger waren als die der Lektoren für die sog. Hochkultursprachen. Lektoren hatten einen deutlich niedrigeren akademischen und sozialen Status als die am Seminar arbeitenden Sprachlehrer – wie Velten und auch Meinhof, die für die wissenschaftliche Ausbildung verantwortlich waren.

Bis 1905 waren Kollegen und Seminarleitung mit den Leistungen Mtoros sehr zufrieden. In diesem Zusammenhang ist ein Gutachten von Meinhof aussagekräftig, welches



Unterschrift Mtoro bin Mwinyi Bakari

anscheinend ursprünglich im Zusammenhang mit einer Vertragsverlängerung verfasst worden war, auf das aber Seminardirektor Eduard Sachau im Verlauf der Affäre zurückgriff:

Der Suaheli-Lektor Mtoro hat stets zu meiner vollen Zufriedenheit gearbeitet.

Mit unermüdlicher Geduld spricht er den Zuhörern die Laute vor, bis sie sie aufgefaßt haben. Um Sprachstoff ist er niemals in Verlegenheit und versteht ihn sachgemäß zu gruppieren. Vorschläge, die ich ihm dabei machte, hat er mit großem Geschick benützt und sie selbständig verwertet.

Er beherrscht wegen seiner für einen Afrikaner recht erfreulichen Bildung nicht nur seine Muttersprache, sondern besitzt auch Kenntnis ihrer Dialekte, besonders der poetischen Formen. Durch seine Bekanntschaft mit dem Arabischen ist er auch imstande die betreffenden Fremdwörter im Suaheli zu identifizieren.

Wegen seiner guten Aussprache, seines Lehrgeschicks und seiner persönlichen Bescheidenheit ist er mir ein wertvoller Mitarbeiter gewesen, der mir auch außerhalb seines eigentlichen Dienstes jede sachliche und sprachliche Auskunft in der bereitwilligsten Weise zur Verfügung gestellt hat.

Daß ich die Entdeckung der etymologisch und phonetisch wichtigen Unterscheidung von tž und tj im Suaheli ihm verdanke, habe ich in den Mitteilungen des Seminars Band VII Abt. 3 p. 206 bereits ausgesprochen.

Ich bin demnach mit seinen Leistungen sehr zufrieden und habe gefunden, daß mit großem Dank auch meine Zuhörer sich seiner erinnern. Damit ist bereits ausgesprochen, daß auch der persönliche Verkehr der Zuhörer mit ihm niemals zu irgendwelchen Schwierigkeiten geführt hat.

Berlin, den 26. Mai 1905

C. Meinhof

Lehrer afrikanischer Sprachen.²³

Was das Verhältnis Mtoros zur Seminarleitung und vor allem zum Sprachlehrer Velten nachhaltig störte und am Ende zerstörte, war, dass er im Jahre 1904 eine deutsche Frau heiratete. Mit Velten hatte er über

Jahre sehr produktiv kooperiert. Die von Velten veröffentlichten bedeutenden Textsammlungen (außer »Sitten und Gebräuche der Suahele« und »Safari za Wasuaheli« [»Reisen der Suahele«; LG]) stammten in großen Teilen von Mtoro. Auch mit Meinhof hatte er, wie dieser in seinem Gutachten bestätigt, fruchtbar zusammengearbeitet, die Swahili-Gespräche in dem in mehreren Auflagen erschienenen Lehrbuch Meinhofs (»Die Sprache der Suahele in Deutsch-Ostafrika«) stammen von Mtoro.

Die in Ostafrika geschlossene Ehe war aber durch die jahrelange Abwesenheit Mtoros zerrüttet, sodass er sich von seiner Frau 1903 nach muslimischem Recht trennte (die Heirat war schließlich auch nach muslimischem Recht geschlossen worden). Danach wollte er die Fabrikarbeiterin Bertha Hilske heiraten. Sachau und Velten sprachen sich entschieden dagegen aus, obwohl nach deutschem Recht eine Heirat zwischen einem Afrikaner und einer Deutschen nicht ausgeschlossen war. Nach Übersendung aller notwendigen Unterlagen wurde die Ehe am 29. Oktober in Berlin geschlossen, nachdem im Mai 1904 die kirchliche Trauung vollzogen worden war. Nach der Hochzeit war Mtoro verbalen Angriffen seiner Schüler ausgesetzt, gegen die er bei der Seminarleitung um Unterstützung bat, die ihm jedoch auch nicht in Ansätzen gegeben wurde. Daraufhin bat er am 27. Mai 1905 um die vorzeitige Auflösung seines Dienstvertrages, die auch umgehend genehmigt wurde.²⁴ Er wollte mit seiner Frau im August 1905 nach Ostafrika zurückkehren, der jedoch vom dortigen Gouverneur, Gustav Adolf von Götzen, die Einreise verweigert wurde, sodass das Ehepaar nach einigen unerfreulichen Querelen wieder zurück nach Deutschland reisen musste.

Der tiefsitzende Rassismus der Seminarleitung und der Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt kam im Umgang mit Mtoro so unverhohlen zum Ausdruck, dass zwei Dokumente im Wortlaut folgen sollen. Da ist zunächst ein Bericht von Carl Velten an Eduard Sachau:

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich im Anschluß an meinen Bericht vom 16. Juni 1904 über Verhalten und Leistungen des Suahelilektors Mtoro gehorsamst Folgendes nachzutragen.

Mtoro soll nach eigener Angabe die in meinem früheren Bericht erwähnte Person geheiratet haben. Ist die Trauung standesamtlich

erfolgt, so hat sich Mtoro meiner Meinung nach der Bigamie schuldig gemacht, da er in Ostafrika Frau und Kind hat. Nach unseren Rechtsbegriffen kann er doch nicht geschieden sein, wenn er seiner ersten Frau nur einen Brief schreibt, er wolle sie nicht mehr.

Meinen Anordnungen in Betreff auf des Suaheli-Unterrichtes kommt er seit Ende Juli vorigen Jahres nicht mehr nach. Zu Anfang vorigen Wintersemesters bestellte ich ihn ins Seminar, um ihm Anleitungen für die praktischen Übungen zu geben, wie ich dies früher immer tat. Er kam nicht. Als ich ihn zur Rede stellte, sagte er, das ginge ihn nichts an, er brauche sich nicht nach meinen Anschauungen zu richten. Dies geschah, obwohl Ew. Hochwohlgeboren ihm bei seinem Antritt hier in meiner Gegenwart erklärte, daß er meine Vorschriften zu befolgen habe.

Sein Verhalten mir gegenüber ist überhaupt seit vorigem Herbst ein freches und unhöfliches, da er in mir den Gegner seiner Heiratspläne mit Recht vermutet. Ich habe mich mehrfach über ihn bei Ew. Hochwohlgeboren beschwert, weiß aber nicht, ob Mtoro deshalb zur Rede gestellt wurde. Wenn dies geschehen ist, hat es jedenfalls nicht genutzt.

Ich habe ihn infolgedessen schon im vorigen als auch in diesem Semester machen lassen, was er und wie er wollte, da ich doch keine richtige Unterstützung für den praktischen Unterricht mehr an ihm fand, wie Ew. Hochwohlgeboren gelegentlich der letzten Prüfung in Suaheli dem Vertreter der Kolonial-Abteilung ja selbst schon erklärten. Von den Zuhörern sind mir in diesem und im vergangenen Semester schon mehrfach Klagen zu Ohren gekommen. So erzählte mir u. a. ein Herr im vorigen Semester, daß er an Mtoro am Ende einer Stunde, als es eben schellte mit einer Frage herangetreten sei und die schroffe Antwort erhalten habe, es sei jetzt halb sieben, seine Arbeit sei zu Ende, er solle mit seinem Anliegen früher kommen. Solche Frechheiten eines Negers einem Europäer gegenüber werden natürlich hier und in der Kolonie erzählt und die nächste Folge hier ist, daß die Herren den Unterricht so wenig als möglich oder gar nicht besuchen.

Früher hat er sich alle Mühe gegeben, leistete wirklich Gutes und war in seinem Auftreten bescheiden. Das hat aber alles seit vorigem Herbst aufgehört. Die Klagen darüber kommen bereits von Ost-

afrika, genau wie bei seinem Vorgänger, als dieser mit einer Kellnerin in wilder Ehe lebte. Der liebende Neger ist bekanntlich in seinem Stumpfsinn zu keiner sonstigen Arbeit fähig.

Unter diesen Umständen halte ich es für unbedingt notwendig, daß Mtoro mit Ende dieses Semesters von seiner Tätigkeit am Seminar entbunden wird. Ew. Hochwohlgeboren waren im vorigen Semester schon dieser Ansicht. Vielleicht ist das Gouvernement in Ostafrika bereit, ihm im Herbst als Ersatz eine Stelle als Schreiber oder Steuererheber zu geben.

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamst ergebener

gez. Professor Dr. C. Velten²⁵

Das zweite Dokument ist ein Bericht des Kaiserlichen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, in dem es neben einigen Details der Frage der Neubesetzung des Swahili-Lektorats am Orientalischen Seminar um das allgemeinere Problem der Behandlung von Afrikanern dort ging:

Ich darf bezüglich der Behandlung der beiden Wasuaheli während ihres Aufenthaltes in Berlin gehorsamst folgendes bemerken:

Ich begrüße mit Dank in dem Erlaß des Auswärtigen Amtes vom 3. August No.783 eine Abkehr von dem bisherigen Brauch, die an das Seminar geschickten Eingeborenen mehrere Jahre in Berlin festzuhalten und sehe in der Begrenzung ihres Aufenthaltes auf 18 Monate das Höchstmaß, das nach den bisherigen Erfahrungen für den ostafrikanischen Eingeborenen zulässig ist.

Ich darf ferner gehorsamst bitten, die Beamten wie die Hörer des Orientalischen Seminars darauf aufmerksam machen zu wollen, daß die in ähnlichen Fällen im Verkehr üblich gewesene Behandlung ostafrikanischer Neger als gleichberechtigter gebildeter Menschen weder im Interesse der Verwaltung des Schutzgebietes, noch in dem in Frage kommenden Farbigen selbst liegt. Eine Anrede der Farbigen mit »Herr« und »Sie« zeigt mangelndes Verständnis für den notwendig zu machenden Unterschied zwischen Europäern und Schwarzen und führt dazu, daß an die Stelle der Bescheidenheit und Zurückhaltung eines gut erzogenen Msuaheli Dreistigkeit und Überhebung treten; die Verleitung der dem Islam angehörigen

Küstenleute zum Genuß von Alkohol bedeutet eine schwere Gefährdung der Zukunft des verführten Farbigen, wie mannigfache Beispiele bezeugen.²⁶

Der arbeitslos gewordene Mtoro schlug sich dann – nachdem mehrere Petitionen, so an den Kaiser und an Bernhard Dernburg, den Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes seit 1906 und ab 1907 erster Staatssekretär des neugebildeten Reichskolonialamtes,²⁷ ohne Erfolg geblieben waren – mit privaten Swahili-Sprachstunden und Unterricht für Studenten verschiedener Missionsgesellschaften durch, die ihm Meinhof verschaffte, bevor er ihn 1909 an den Orientalisten Carl Heinrich Becker vom neu gegründeten Hamburgischen Kolonialinstitut vermittelte, wo Mtoro bis 1913 als Swahili-Lektor (»Sprachgehilfe« in damaliger Terminologie) tätig war. Die Situation dieser »Personalkategorie« war nicht eindeutig geklärt. Zwischen selbstständiger Lehre und »Sprachassistent« – der mehr oder weniger die Funktion eines lebendigen Tonbandgerätes, das an- und abgeschaltet werden konnte, um Beispiele für Aussprache, grammatische Konstruktionen oder allfällige Bemerkungen zu kulturellen Besonderheiten zu liefern – mussten sich die Afrikaner irgendwie einrichten. Problematisch wurde die Situation, als 1910 Martin Heepe am Kolonialinstitut als Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter²⁸ eingestellt und trotz seiner Jugend, Unerfahrenheit als Lehrer und dezidierter Nichtkenner ostafrikanischer Verhältnisse Mtoro vor die Nase gesetzt wurde. Daraus resultierten Spannungen, die zum Bruch zwischen Mtoro und Meinhof führten. Meinhof schützte ihn nicht, sondern stellte sich gegen ihn, weil er um den Respekt, den ein Afrikaner deutschen Angestellten des Kolonialinstitutes gegenüber zu erweisen habe, fürchtete.

1913 wurde Mtoro vom Kolonialinstitut entlassen und lebte seit 1914 bis zu seinem Tod 1927 wieder in Berlin. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich durch Swahili-Sprachkurse und Vorträge, die er in Schulen und anderen Institutionen an verschiedenen Orten über Ostafrika hielt.

Mtoro ist von Anfang an in Deutschland rassistischer Diskriminierung begegnet. Diese setzte als gegeben voraus, dass Afrikaner ungebildete Wesen seien, die als solche behandelt werden könnten und in allen Fällen niedriger als Weiße stünden. Mtoro war sich seiner Kennt-

nisse und Fähigkeiten durchaus bewusst und nicht gewillt, diese Diskriminierung zu tolerieren. Als Afrikaner war es ihm selbstverständlich, Seniorität zu respektieren. Insofern entstanden in der Berliner Zeit und auch später in Hamburg keine Probleme in seinem Verhältnis zu Meinhof, jedoch zu dem weitaus jüngeren Heepe, den er nicht als Vorgesetzten akzeptierte.

Professor Carl Meinhof

Parallel zu der Affäre Mtoro wurde Carl Meinhof zum Professor ernannt. In seinem Antrag wies Seminardirektor Sachau auf Meinhofs Entwicklung und Verdienste am Seminar für Orientalische Sprachen hin:

Eurer Excellenz

Beehre ich mich in Betreff des Lehrers afrikanischer Sprachen am Seminar Herrn Pastor C. Meinhof einen gehorsamsten Antrag zu unterbreiten.

Herr Meinhof dociert jetzt im 5. Semester. Mit Eifer und Erfolg ist er den mannigfachen Aufgaben seines weit ausgedehnten Lehramtes gerecht geworden und hat jede dienstliche Angelegenheit, die ich ihm übertragen mußte, zu meiner vollen Zufriedenheit ausgeführt. Die Zahl seiner Schüler ist z.Z. noch eine geringe, bestehend aus Missionszöglingen und Lehrern. Es ist aber zu hoffen, daß im weiteren Fortschritt der Kolonisationsbestrebungen dieser Teil des Lehrgebietes mehr als bisher in Anspruch genommen werden wird.

Herr Meinhof hat seit seinem Eintritt in das Seminar seine literarischen Publikationen fortgesetzt. Indem ich unerwähnt lasse, was er früher publiciert hat, habe ich die Ehre zu berichten, daß er, seit er dem Lehrkörper des Seminars angehört, das Folgende veröffentlicht:

- 1) Einige Bantuwortstämme (MSoS, Bd. VII),
- 2) Linguistische Studien in Ostafrika (MSoS, Bd. VII),
- 3) Semitische Spuren in Südafrika: Ndalama (Globus 78),
- 4) Ndalama (ZfEth, Bd. 33),
- 5) Das Tsi-Venda, linguistische Studie, Brockhaus 1901,
- 6) mehrere Recensionen.

Herr Meinhof macht sich außerdem dadurch dem Seminar nützlich, daß er linguistische Arbeiten von Missionaren, welche in den »Mitteilungen des Seminars« oder in dem »Archiv für das Studium deutscher Kolonialsprachen« erscheinen, korrigiert.

Mit Rücksicht auf den Umstand, daß Herr Meinhof das geistliche Ministerium definitiv verlassen hat und in das akademische Lehramt

übergetreten ist, dürfte es den Verhältnissen entsprechen, wenn ihm auch der Titel verliehen würde, den die anderen Seminar-Dozenten in ähnlicher Stellung führen. Ich bitte mich daher die ehrerbietigste Bitte auszusprechen:

Eure Excellenz wollen hochgeneigtest dem Herrn Pastor C. Meinhof, Lehrer afrikanischer Sprachen am Seminar, den Titel »Professor« verleihen.

Der Direktor
Geheimer Rat
Sachau²⁹

Sachaus Antrag wurde am 9. Juni 1905 stattgegeben.³⁰

Kurz nach Meinhofs Ernennung zum Professor passierte das, was der preußische Finanzminister bereits bei der Frage der Einstellung Meinhofs und der Erörterung seiner Gehaltsforderungen befürchtet hatte – nämlich, dass im Orientalischen Seminar eine Debatte um die Höhe der Gehälter entstand. Auszüge aus dem Schreiben Eduard Sachaus an den Geheimen Oberregierungsrat Ludwig Elster im Kultusministerium lesen sich wie folgt:

Neben der Lehrtätigkeit der genannten Professoren tritt diejenige von Professor Meinhof, wenigstens zur Zeit noch, sowohl was die Zahl der Schüler als auch was die Bedeutung des Lehrfachs für den Reichsdienst betrifft, sehr in den Hintergrund.

[...] die Lehrtätigkeit Meinhofs (ist), seine Vorlesungen über Phonetik einbegriffen, zur Zeit noch (er ist erst 1903 in den Seminar-Dienst eingetreten) quantitativ eine geringe und kommt für das Interesse des Reichsdienstes und der Vorbereitung künftiger Beamter für denselben noch nicht in Betracht. Als Herr Meinhof damals 46 Jahre alt mit einem Jahreseinkommen von 8.100 M. an das Seminar berufen wurde, äußerte sich in den Kreisen der Seminardocenten eine heftige Unzufriedenheit und Verdrossenheit, die auch bis auf den heutigen Tag nicht überwunden ist, da diejenigen Herren, welche die eigentliche Last des SeminarDienstes tragen, viel weniger günstig gestellt sind, [...].³¹

Ich würde es aber meinerseits im Seminarinteresse mit der tiefsten Dankbarkeit begrüßen, wenn Alles vermieden werden könnte, was in

irgendeiner Weise dazu angethan wäre, in den Docenten die Auffassung aufkommen zu lassen, als ob ihre Dienste von Seiten der Staats- und Reichsregierung nicht entsprechend gewürdigt und sie in ihren wesentlichsten Interessen hinter einen anderen zurückgesetzt würden. Herr Pastor Meinhof kann sich in praktischem Können mit keinem der Seminardocenten vergleichen, was sich aus seinem Lebensgang erklärt. [...] Dagegen zeichnet er sich – und das möchte ich besonders betonen und anerkennen – durch eine große literarische und wissenschaftliche Rührigkeit aus und macht sich durch diese Eigenschaft um die Bestrebungen des Seminars verdient. Er regt Missionare in verschiedenen Afrikanischen Ländern zu wissenschaftlichen Arbeiten an, und ist selbst rastlos thätig die wissenschaftliche Erforschung afrikanischer Idiome durch eigene Arbeiten zu fördern. [...]

Es ist mir nicht unbekannt, daß Herr Prof. Meinhof eine zahlreiche Familie zu ernähren hat und lediglich von seinem Staatseinkommen lebt. Ich würde jede materielle Förderung, die ihm zu Theil werden könnte, mit Freuden begrüßen, würde aber besonders dankbar sein, wenn dies außerhalb des Seminar-Etats, überhaupt außerhalb des Seminars geschehen könnte, falls nicht etwa die Möglichkeit vorhanden sein sollte, bei dieser Gelegenheit die Einkommen der übrigen etatsmäßigen Lehrer am Seminar auf die gleiche Höhe zu erheben.

Sachau³²

Zu ernststen Misstimmungen kam es Ende April 1908. Am 30. April besuchte Meinhof Sachau, der über diesen Besuch ein Gedächtnisprotokoll anfertigte:

30.4.1908

Herr Professor Meinhof besuchte mich heute abend 7 Uhr in meinem Amtszimmer und teilte mir folgendes mit:

1) Er sei im Kolonialamt bei Gen. Schnee³³ gewesen und habe mit ihm gesprochen wegen eines Hottentotten-Lektors. Die Kolonial-Verwaltung sei dagegen. Er habe in der Sache einen Brief an Exc. Dernburg geschrieben.

2) Ob nicht im Seminar ein Raum mit den nötigen Instrumenten für wissenschaftliche Phonetik zur Verfügung gestellt werden könne.

Ich habe mich dahin ausgesprochen, daß ein solches Unternehmen vielleicht als über die Grenzen des Seminarberufs hinausgehen könnte und habe ihn an Hn. Prof. Stumpf verwiesen, der mit staatlichen Mitteln phonographische Sammlungen anlegt.

3) Er habe die Absicht, mit dem Verleger Dietrich Reimer eine Zeitschrift für afrikanische Sprachen herauszugeben. Ich habe ihm geantwortet, daß ich ein solches Unternehmen dem Seminar gegenüber als ein Konkurrenz-Unternehmen gegen die »Mitteilungen« ansehen würde, und daß ich eine solche Tätigkeit mit seiner Stellung als Redakteur der »Afrikanischen Studien« am Seminar nicht vereinbar halte.

Herr Meinhof erklärte, es liege auf diesem Gebiet so außerordentlich viel Material vor, für dessen Publikationen die »Mitteilungen« nicht genügten.

Ich meinerseits erklärte, daß die »Afrikanischen Studien des Seminars«, wenn ein Bedürfnis vorliege, erweitert werden könnten zu einer halbjährlichen Ausgabe und daß außerdem das »Archiv« für solche Publikationen zur Verfügung stehe. Ich konstatierte, daß ich niemals die Aufnahme einer afrikanischen Schrift verweigert habe, und daß er von den massenhaften Materialien (Ms), welche nach seiner Aussage vorhanden sei, mir keinerlei Mitteilung gemacht habe. Sonst hätte ich die Mittel zur Herausgabe zu verschaffen versucht. Auch wies ich darauf hin, daß die Regierung noch niemals die nötigen Mittel für wissenschaftliche Publikationen versagt habe.

Herr Meinhof schien mir anzudeuten, als ob es in der Redaktion der »Afrikanischen Studien des Seminars« an der nötigen Einheitlichkeit fehle, worauf ich ihm entgegnete, daß, wenn es ihm und Professor Velten an dem persönlichen Einvernehmen fehle, er selbst die Ursache davon sei, und daß, wenn er Vorschläge zu einer besseren Ausgestaltung der Redaktion der »Afrikanischen Studien« zu machen habe, ich dieselben gerne entgegennehmen und gewissenhaft prüfen werde.³⁴

Bei Punkt 1 handelte es sich eindeutig um eine Umgehung des Dienstweges und Sachau hatte alles Recht, darüber Indignation zu zeigen. Punkt 2 nahm einen alten Disput wieder auf: Einerseits waren die besonderen Kenntnisse Meinhofs auf dem Gebiet der Phonetik ein bedeutender Aspekt bei seiner Berufung nach Berlin gewesen, andererseits war

stets darauf hingewiesen worden, dass das Gebiet außerhalb der Aufgabenbeschreibung des Seminars liege. Meinhof musste sich eigentlich über eine negative Reaktion des Seminardirektors im Klaren sein.

Punkt 3 schließlich stellte in Frage, dass Sachau als Institutsdirektor die alleinige Kompetenz als Schriftleiter für die Publikationen des Seminars habe.

Sachau leitete dann am 2. Juni 1908 Meinhofs Antrag auf Einrichtung eines phonetischen Labors zwar an den Kultusminister weiter, was er allerdings von der Sache hielt, verhehlte er nicht:

Ew. Exc. beehre ich mich das einliegende Gesuch des Lehrers am Seminar, Herrn Prof. um Einrichtung eines Laboratoriums für experimentelle Phonetik ehrerbietigst zu unterbreiten. Da die Lehraufgabe des Seminars eine rein praktische ist, so kommt für sie die wissenschaftliche Phonetik nicht in Betracht.

Im Weiteren regte er an, die Phonetik außerhalb des Seminars anzusiedeln, sprach sich aber entschieden dagegen aus, Meinhofs Stelle aus dem Seminar abzuziehen: »Ich würde daher eine amtliche Anstellung des Herrn Professor Meinhof an einem anderen Institut, das nicht zum Seminar gehört, nicht als mit den Interessen des Seminars vereinbar ansehen können.«³⁵

Der Unwillen der Seminarleitung, ein von Meinhof für seine Forschungen als unumgänglich angesehenes phonetisches Laboratorium einzurichten, ebenso wie die von Sachau angedeuteten, möglicherweise von Meinhof selbst provozierten Spannungen im Verhältnis zu seinem Chef und den Berliner Kollegen,³⁶ mögen – ohne dass das direkt aus den Akten abzulesen ist – für Meinhof Anlass gewesen sein, über einen Wechsel weg von Berlin nachzudenken. Jedenfalls enthält Meinhofs Berliner Personalakte nach dem Gedächtnisprotokoll Sachaus über das Gespräch mit Meinhof vom 30. April 1908 nur noch wenige Einträge. Der letzte ist der Abschiedsbrief von Sachau, mit dem es nicht mehr zu einer persönlichen Begegnung kam. Es ist der einzige Brief, in dem Meinhof als »Kollege« bezeichnet wird:

Hochgeehrter Herr und Kollege.

Es hat mir herzlich Leid gethan, Ihren und Ihrer verehrten Frau

Gemahlin gütigen Besuch zu verfehlen. Durch Krankheit in meiner Familie genöthigt, von Berlin abwesend zu sein und es gegenwärtig nach einem Aufenthalt von 24 Stunden wieder zu verlassen, muß ich fürchten Sie nach meiner Rückkehr nach Berlin nicht mehr in Lichterfelde vorzufinden und erlaube mir daher Ihnen schriftlich Lebewohl zu sagen. Mögen Sie in Hamburg Alles finden, was Berlin Ihnen nicht zu bieten vermochte; mögen Ihrem rastlosen Schaffensdrange reiche Früchte beschieden sein, und die neue Heimath Ihnen und allen Ihrigen zu einer reich gesegneten werden.

Mit der Bitte, Ihrer verehrten Frau Gemahlin meinen aufrichtigen Glückwunsch aussprechen zu wollen, verbleibe ich
In vollkommenster Hochachtung
Ihr ergebenster Prof. Sachau³⁷

Bei seinem Abschied aus Berlin 1909 hatte Carl Meinhof knapp 160 Titel in seiner Publikationsliste vorzuweisen: 72 Veröffentlichungen, darunter die beiden Bücher zur vergleichenden Bantuistik, und zahlreiche Rezensionen zu afrikanistisch-sprachwissenschaftlichen Themen; über 50 Arbeiten mit missionswissenschaftlichen, etwa 20 mit ethnologischen Themen, nur drei beschäftigten sich mit den Kolonien, zwei aus seiner Frühzeit mit Plattdeutsch. In den Berliner Jahren hatte er eine Entwicklung durchlaufen, die ihn von dem in Hinterpommern als Nebentätigkeit sich mit vergleichender Bantuistik beschäftigenden Landpfarrer zu einem weithin anerkannten und berühmten Afrikanisten, aber auch zu einem in den kolonialen Betrieb integrierten und diesen mit allen seinen Konsequenzen mehr oder weniger akzeptierenden Wissenschaftler gemacht hatte.

Das bedeutete z.B.: Wenngleich er Afrikaner als von Gott erschaffene, gleichwertige Wesen anerkannte, und auch anscheinend im Umgang mit ihnen wenig diskriminatorische Züge an den Tag legte, hieß das für ihn nicht, dass sie in kultureller, gesellschaftlicher und rechtlicher Hinsicht gleichberechtigt seien. Vielmehr sei es Pflicht der Europäer, Afrikaner die hierfür nötigen Fähigkeiten zu lehren. Sehr deutlich formulierte er dies in einem Vortrag, den er auf dem zweiten Deutschen Kolonialkongress 1905 hielt:³⁸

Wenn wir Afrika nicht mehr ansehen als ein Gebiet für Löwenjagden und andere Abenteuer, sondern als ein Gebiet ernster Arbeit,

dann wird von vornherein klar, dass die Hebung eines Landes unmöglich ist, wenn nicht die Intelligenz seiner Bewohner gehoben wird. Wie die preussischen Könige in Pommern und Preussen vor allem dadurch bessere Zustände herbeiführten, dass sie zum Verdross von allerlei rückständigen Elementen Landschulen errichteten und die Bildung des Landvolkes hoben, so kann auch in Afrika ein wirklicher Fortschritt lediglich Hand in Hand mit der geistigen Hebung der Eingeborenen stattfinden.³⁹

Vor Beginn der deutschen Kolonisation lag diese Aufgabe in den Händen der verschiedenen Missionsgesellschaften. Mit Beginn der Kolonisation übernahm sie der Staat ohne allzu großes Engagement: Allenfalls sollten die Kolonialbeamten, unter ihnen auch Lehrer, durch eine sachgerechte Ausbildung einerseits in die Lage versetzt werden, die »Hebung der Eingeborenen« zu bewerkstelligen, andererseits aber die Bevölkerung so weit zu disziplinieren, dass sie die Autorität der kolonialen Herren akzeptierte, was im Endeffekt bedeutete, sich widerstandslos ausbeuten zu lassen.⁴⁰ Dieser im System angelegte Widerspruch war charakteristisch für das zeitweise sehr zwiespältige Verhältnis der Missionen zu den Kolonialverwaltungen. Erstere sahen es immer als ihre Aufgabe an, durch Verbreitung des Christentums die Afrikaner »geistig zu heben«, der Letzteren lag mehr als alles andere die Inwertsetzung der Kolonien am Herzen. Zwischen diesen beiden Stühlen hatte Meinhof sich anscheinend einigermaßen bequem eingerichtet.

Der Kampf um die Kolonialakademie

Die Vorgeschichte des Hamburger Kolonialinstitutes ist in den letzten Jahren Gegenstand mehrerer Publikationen geworden, auf denen der folgende Abschnitt im Wesentlichen beruht.⁴¹ Für das Leben Meinhofs sind diese Ereignisse nur insofern bedeutsam, als ihr Ergebnis, das Kolonialinstitut, ihm für den Rest seines langen Lebens ideale Voraussetzungen für seine wissenschaftlichen Arbeiten geboten hat. Mit seiner Anstellung dort war er nun endgültig in das koloniale (Ausbildungs-) System eingebunden.

Das Deutsche Reich hatte sich in seinen Kolonien viel stärker engagieren müssen als ursprünglich von Bismarck geplant. Der Reichskanzler hatte einer kolonialen Expansion lange skeptisch gegenübergestanden; dennoch wurden während seiner Amtszeit die meisten Kolonien des Deutschen Reiches erworben. In der Zeit nach Bismarck erhoben sich dann seit 1904 die »Schutzbefohlenen« des Reiches gegen die »Schutzmacht«, welche hierauf in Deutsch-Südwest und Deutsch-Ostafrika mit brutaler Gewalt und Völkermord reagierte. Die Ursachen für die Aufstände lagen vor allem in der unzulänglichen und ineffizienten deutschen Kolonialverwaltungspraxis, die von der einheimischen Bevölkerung als willkürlich und mit traditionellen Rechten der afrikanischen Bevölkerung nicht vereinbar angesehen wurde; hinzu kam das Verhalten deutscher Siedler, die in der Landfrage die traditionellen Rechte der Einheimischen grob missachteten.

Die Kolonien waren direkt dem »Schutzherrn«, dem Kaiser, unterstellt, dem die »Schutzgewalt« im Namen des Reiches übertragen war. Darunter wurde volle Souveränität verstanden, die sich auf Legislative, Exekutive und Jurisdiktion erstreckte. Der Reichstag hatte sich durch das Schutzgebiete-gesetz in der Fassung vom 10. September 1900 selbst der Eingriffsmöglichkeiten – mit Ausnahme der Genehmigung der während der gesamten Kolonialzeit stets notwendigen finanziellen Zuschüsse des Reiches – beraubt.⁴²

Der ursprüngliche Wunsch, dass die Kolonien sich selbst wirtschaftlich tragen und evtl. Gewinne abwerfen sollten, hatte sich, auch durch die teuren Kolonialkriege, als illusorisch erwiesen. Um das Erscheinungsbild und die Effizienz der Verwaltung vor Ort zu verbessern,

sollte nach diesen die Ausbildung der Kolonialbeamten um Erkenntnisse erweitert werden, die inzwischen durch den beträchtlichen Fortschritt der Forschung gewonnen worden waren. Bis dahin waren nur die wenigsten Beamten wirkliche Kolonialfachleute mit solider Afrika-Erfahrung. Das Gros der Beamten bestand aus Militärs oder Juristen, sodass der »Militarismus und Assessorismus [d.h. Bürokratismus; LG]« des Kolonialamtes mit einigem Recht beklagt wurde. Der ehemalige Berliner Arbeitsplatz Meinhofs, das Seminar für Orientalische Sprachen, hatte zwar, was die Sprachausbildung betraf, einen vorzüglichen, in allen anderen Aspekten allerdings keinen guten Ruf; bemängelt wurde, dass die Ausbildung zu spezialisiert und praxisfremd sei.

Um eine Wende herbeizuführen wurde 1906 der Bankier und Unternehmer Bernhard Dernburg an die Spitze der Kolonialabteilung berufen.⁴³ Er leitete eine neue, stärker von kaufmännischem Geist erfüllte Ära der deutschen Kolonialpolitik ein und wurde 1907 der erste Staatssekretär des neugebildeten Reichskolonialamtes.⁴⁴ Nach seinen Vorstellungen sollten nicht mehr »Zerstörungsmittel« die Kolonialpolitik beherrschen, sondern »Erhaltungsmittel«. Durch Vermittlung von wissenschaftlich fundierten Kenntnissen – einen (angeblich) wissenschaftlichen Kolonialismus – sollte die Kolonialverwaltung effizienter und deren Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung verbessert werden.

In Deutschland boten sich zwei Standorte mit zureichender Fachkompetenz für die Errichtung einer Kolonialakademie an: Berlin als Reichshauptstadt auf der einen und Hamburg als Hafenstadt mit engen Handelsbeziehungen nach Afrika und zu den ostasiatischen Kolonien auf der anderen Seite. Bis es zur Entscheidung kam, entspann sich ein politischer Kleinkrieg zwischen beiden Städten, an dem kolonial interessierte Kreise des Reiches über längere Zeit sehr engagiert beteiligt waren.

Berlin besaß eine bedeutende Universität, an der mehrere Institute mit angesehenen, in den Kolonialwissenschaften ausgewiesenen Wissenschaftlern angesiedelt waren. Speziell mit seinem Seminar für Orientalische Sprachen – für das Anträge auf Ausbau des Fächerkanons mehrfach gestellt wurden – fühlte es sich bestens gerüstet. Eine Universität hatte Hamburg nicht zu bieten, dafür aber mehrere ebenfalls hochrenommierte wissenschaftliche Anstalten wie z.B. das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, das Völkerkundemuseum und eine hervorragend ausgestattete Stadtbibliothek. Dazu kamen noch eine Hamburger



Bernhard Dernburg
(1865–1937)

Besonderheit, das Allgemeine Vorlesungswesen als »Relikt«⁴⁵ des lange dahinsiechenden und im Jahre 1883 geschlossenen Akademischen Gymnasiums, welches jahrhundertlang den Lehrstoff der Philosophischen Fakultät als Vorschule für ein Universitätsstudium vermittelt hatte. Seit seiner Reorganisation 1895 konnte das Vorlesungswesen eine ständig wachsende Zahl von bürgerlichen Hörerinnen und Hörern an sich binden,⁴⁶ die von den qua Amt dazu verpflichteten Professoren der wissenschaftlichen Anstalten mit Vorlesungen versorgt wurden.

Dass das Kolonialinstitut letztlich in Hamburg angesiedelt worden ist, ist dem Einsatz und der Tatkraft Werner von Melles zu verdanken. 1891 als Syndicus in den Hamburger Senat gewählt, leistete er im Verein mit den Direktoren einiger wissenschaftlicher Anstalten Lobbyarbeit von beträchtlichem Ausmaße. Als *spiritus rector* und konzeptioneller Ausgestalter der 1919 gegründeten Hamburgischen Universität wollte er die Kolonialakademie auch deshalb nach Hamburg holen, weil sie zusammen mit den hier bereits existierenden wissenschaftlichen Instituten und Institutionen als weiterer Baustein für eine Hamburgi-



Werner von Melle
(1853–1937)

sche Universität fungieren konnte. Deren Gründung hatte sich in der Hansestadt vor 1919 nicht durchsetzen lassen: Neben prinzipiellen – und finanziellen – Bedenken hatten Katastrophen wie der große Brand von 1842 und später die Choleraepidemie am Ende des 19. Jahrhunderts eine Umsetzung von Universitätsplänen verhindert.⁴⁷

Zu betonen ist, dass Werner von Melle seine Universitätsplanungen auch in infrastruktureller und organisatorischer Hinsicht auf eine breitere Basis stellte, die über das Kolonialinstitut hinausging. Neben den bereits erwähnten wissenschaftlichen Anstalten und dem Vorlesungswesen ist das Vorlesungsgebäude zu nennen, das der Stadt Hamburg im Juli 1907 von Edmund Siemers geschenkt wurde.⁴⁸ Für seine Stiftung forderte er – in Absprache mit Werner von Melle – einen bedeutenden Platz ein: die Moorweide am Dammtor. Der 1911 fertiggestellte repräsentative Bau gab dem Vorlesungswesen einen angemessenen Raum und ist als Hauptgebäude bis zum heutigen Tag Sinnbild für »die Universität« in Hamburg. Zur Eröffnung am 13. Mai 1911 veröffentlichte der »Hamburger Correspondent«, eine zu diesem Anlass gefertigte »Ode« von Meinhof. Dichten konnte er also nicht nur auf Platt.

Zur Einweihung des Vorlesungsgebäudes
15. Mai 1911

Heut öffnet jubelnd Eos die Liebliche
Das goldne Tor, und Helios Lichtgestalt
Führt glanzumstrahlt den Sonnenwagen
Freudig hinan die gewohnten Bahnen.

Wenn früh die trägen Fluten Okeanos
Elbaufwärts wälzt zur schimmernden Gartenstadt,
Vorbei an Bismarcks starrem Schweigen,
Eilends rasselnde Arbeit weckend,

Hinauf nach Hamburgs ragendem Mastenwald,
Dann klingt ein neuer jauchzender Freudenhall
Der Woge zu von tausend Herzen,
Festlich Erwarten und frohes Feiern.

Nicht ist's des Kriegers wonniger Freudenrausch,
der lorbeertragend wieder dir heimgekehrt
Nicht ist's der Seemann, der die Woge
Siegend mit kundiger Hand gemeistert.

Nicht ist's der Kaufmann, dem seiner Güter Zahl
Nach bangem Warten Hermes gesegnete,
Auch nicht die Werft, die schnelle Schiffe
Hoch von der Helling zum Weltmeer sendet.

Es ist ein Neues, Pallas Athene selbst
Führt heut das Scepter. Strahlend in Heiterkeit
Zeigt sie den Weg nach Hippokrene,
Jünglinge lehrend und Männer schirmend.

Die Zeit braucht Männer, Geistesgewisser muß
Der Mann der Zukunft leiten die Suchenden,
Mit starkem Griff das Rechte wählend,
Wissend und könnend in treuem Herzen.

Nicht tastend raten. Eiserne Zeit verlangt
Die klare Einsicht, wollende Manneskraft,
Daß nicht das Schlechte Raum gewinne,
Sich, die Genossen im Sturz begrabend.

Es gilt die Arbeit. Machtvolle Geistestat,
Nicht mattes Tändeln ziemte der Wissenschaft,
Der Stadt der Arbeit soll sie werden
Kräfte belebend und neu entfesselnd.

Und Kämpfen gilt es. Staubigen Bücherdunst,
Verschollene Satzung müsse beseitigen
die frische Kraft der neuen Schule,
Sprühenden Lebens die Quellen weckend.

Dem Sieger reiche Kränze die Göttliche,
Zeus holde Tochter, Pallas Athene, dar,
Und zu der harten Arbeit Plage
Spende sie lächelnd Hellenenanmut.

Wenn heute Hamburgs mutiger Bürgersinn
Den Bau vollendet, gebend und selbst beglückt,
Der Geistesarbeit hier zu Wohnstatt
Ernsteren Sinnes die Pforten öffnet,

Glück auf denn, Hamburg! Reicher und freudiger
Wirst du nun blühen. Denn für das Vaterland
Für Deutschlands Größe wirst du schaffen,
Deutsche Gedanken der Welt verkünden.⁴⁹

Ein weiterer Baustein in Werner von Melles universitärer Planung war die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung. Seit September 1904 betriet er mit dem für die Errichtung einer Universität in Hamburg aufgeschlossenen Bankier Max Warburg über die Gründung einer Stiftung zur Förderung der Wissenschaften. Von Melle ging es vor allem darum, durch eine private Stiftung größere finanzielle Unabhängigkeit vom Senat zu erlangen.⁵⁰ Als begnadeter Netzwerker nutzte er seine Beziehun-



Die beiden Marmortafeln im Hauptgebäude der Universität Hamburg

gen in begüterte Kaufmannskreise der Hansestadt, um das Kapital für die Stiftung einzuwerben, die 1907 ins Leben trat. Auffällig ist, dass dabei viel Geld aus wirtschaftlichen Unternehmungen in Afrika in die Stiftung floss. Zu nennen wären hier an erster Stelle die Namen Alfred Beit und Ludwig Lippert (Südafrika), William Philippi und Ferdinand Ottens (Ostafrika) sowie Adolph Woermann (Westafrika). Deren Gewinne aus Gold-, Diamanten-, Waffen-, Kakao-, Kautschukhandel und -produktion basierten auf der kolonialen Expansion, bei der die Europäer gewaltige Profite abschöpften, während die lokale Bevölkerung unter denkbar schlechten Bedingungen ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellen musste, so z.B. beim »Compound-System«, das die von Alfred Beit zusammen mit Cecil Rhodes 1888 errichtete Firma De Beers Consolidated Mines Limited mit anderen Unternehmen in Südafrika errichtete: Lager, die mit Maschendraht überzogen wurden, sodass sie riesigen Käfigen glichen, in denen man schwarze Arbeiter hielt. Dieses System bildete übrigens einen Meilenstein in der frühen Rassentrennungspolitik und der sich daraus entwickelnden Apartheid.⁵¹

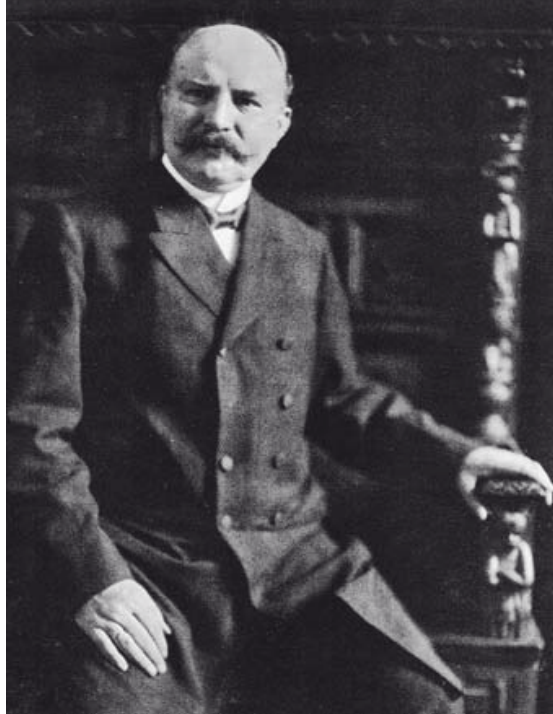
In der Eingangshalle des eben erwähnten Hauptgebäudes befinden sich zwei Säulen, an denen auf schwarzen Marmortafeln mit goldenen Lettern die Namen der »Begründer und Hauptbeförderer der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung« geschrieben sind – ein Hamburger »Who is Who?« der damaligen Zeit.⁵² Die Prominenz dieser Gönner wird in Hamburg auch auf andere Weise deutlich: Viele dieser Stifter sind auch Namensgeber für Hamburger Straßen, Plätze und Parks. Ob diese Namen die gegenwärtige Diskussion um die Bewertung der Kolonialaktivitäten der so Geehrten überleben werden, ist gegenwärtig nicht abzusehen.

Die Existenz der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung und die ihr zur Verfügung stehenden angeblich gewaltigen Mittel sprachen sich schnell bis nach Berlin herum und spielten bei den Budgetverhandlungen des Reichstages eine Rolle. Die »Deutsche Kolonialzeitung« schrieb am 16. April 1907 in ihrem »Stimmungsbild aus dem Reichstage« über die Kolonialforderungen in der Budgetkommission [dem Hauptausschuss des Reichstages; LG]:

Darauf erwähnte ein Herr von den Nationalliberalen, daß in Hamburg große Stiftungen für die Gründung einer Hamburger Universität gemacht seien. Die Meinung der Hamburger selbst ist geteilt. Man weiß nicht recht, ob es nützlich ist, in Hamburg eine Universität aufzubauen, und auch die übrigen Universitäten im Reich würden es lieber sehen, wenn dieses nicht geschähe. Die Gründung einer Akademie für Kolonialwissenschaften aber tut den übrigen deutschen Hochschulen keinen Abbruch, sondern entlastet sie eher. Hamburg aber ist vielleicht gerade der allergeeignetste Ort für eine solche Akademie. Es besitzt große Krankenhäuser und wissenschaftliche Institute, die dafür nutzbar gemacht werden können.

Wie alle nach diesem Geldschatze greifen! Keine der vertretenen Parteien ist im Zweifel darüber, daß man hier etwas schaffen könne und müsse, zumal es dem Reiche keine Kosten verursache.⁵³

Über die Beratung der Budgetkommission berichtete auch der eben zitierte »Herr von den Nationalliberalen«, der Abgeordnete Dr. Johannes Semler, nach Hamburg. Obgleich Hamburger, saß er für einen Hanoveraner Wahlkreis im Reichstag. Er war Schwiegersohn des Hambur-



Johannes Semler
(1858–1914)

ger Bürgermeisters Johann Georg Mönckeberg und, von diesem protegiert, in den Reichstag gekommen. In Hamburg hätte er keine Chance gehabt, gewählt zu werden, da dort alle Wahlkreise fest in sozialdemokratischer Hand waren. Semler war im Reichstag Referent für den Kolonialetat. Die Sitzung der Budgetkommission vom 16. April 1907 schilderte er in mehreren gleichlautenden Briefen wie folgt:

Am Dienstag der vergangenen Woche machte der Herr Kolonialdirektor Dernburg in der Budgetkommission die Mitteilung, dass es in der Absicht des Reiches läge, für die kolonialen Wissenschaften einen Lehrstuhl nicht nur mit ausserordentlichen Professuren, wie bisher, sondern mit ordentlichen Professuren zu errichten.

Ich habe am nächsten Tage als Referent des Reichstags für den Kolonialetat bei Gelegenheit der Subvention für das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten die Frage aufgeworfen, ob es sich nicht empfehlen würde, bezüglich der Errichtung dieses Lehrstuhles mit den hamburgischen massgebenden Instanzen in Verbindung zu treten.

Ich habe darauf verwiesen, dass in Hamburg für Universitäten und sonstige wissenschaftliche Zwecke gewisse Fonds gesammelt

seien, die vielleicht in dieser Richtung nutzbar gemacht werden könnten. Die Budgetkommission hat diese meine Anregung so ungewöhnlich lebhaft aufgenommen, dass, als dann der Kolonialdirektor von vornherein zustimmend um eine formelle Stellungnahme der Kommission bat, beschlossen wurde, meine diesbezügliche Anregung als eine solche der Budgetkommission in den Bericht an das Plenum des Reichstages aufzunehmen. [...] Nach den Erklärungen des Kolonialdirektors wird man mit den diesbezüglichen Anträgen des Reiches in Hamburg demnächst zu rechnen haben. Es würde wohl gut sein, wenn die damit aufgeworfene Frage vorher einigermaßen geklärt wäre.⁵⁴

Dieser Brief löste in Hamburg lebhafte Korrespondenz zwischen allen an der Einrichtung des Kolonialinstitutes Beteiligten und Interessierten aus. Zu nennen wären vor allem Werner von Melle, Vorsitzender der Wissenschaftlichen Stiftung und Präses der Oberschulbehörde, und Georg Thilenius, Direktor des Museums für Völkerkunde; außerdem Eduard Zacharias, Direktor der botanischen Staatsinstitute in Hamburg, Karl Kraepelin, Direktor des Naturhistorischen Museums, Carl Gottsche, Direktor des Mineralogisch-Geologischen Instituts, Friedrich Füllborn, Professor am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten sowie der bereits erwähnte Bankier Max Warburg. Bernhard Dernburg sollte mit einbezogen werden, aber erst, wenn dieser initiativ werden würde.

Am 26. April 1907 schickte Thilenius eine mehrseitige Notiz als Textvorlage an Kölnische und Frankfurter Zeitungen, in der er vehement und mit zahlreichen Fakten belegt, für ein Kolonialinstitut in Hamburg argumentierte. Das in verschiedener Beleuchtung vorgetragene, eigentlich immer gleiche Argument war: In Hamburg stünden die dort angesiedelten wissenschaftlichen Institute in ständiger enger Fühlung mit dem – auch kolonialen – Handel, der für den Unterricht im Kolonialinstitut nutzbar gemacht werden könne. Die Hamburger Institute seien näher an der Praxis angesiedelt als die entsprechenden in die Universität eingebundenen Berliner Institute.⁵⁵

Wie erhofft meldete sich Bernhard Dernburg und bat um einen Termin mit Werner von Melle. Dernburgs Plan, eine einzige Kolonialprofessur – und diese noch als Extraordinariat – einzurichten, wurde in Hamburg sehr skeptisch aufgenommen. Die Hamburger waren der An-



Georg Thilenius
(1868–1937)

sicht, dass eine einzelne Kolonialprofessur »technisch unsinnig« sei, weil die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Einzelwissenschaften zu heterogen seien, als dass sie von einer einzigen Person einigermaßen zufriedenstellend wahrgenommen werden könnten. Konsequenterweise argumentierten sie für eine ganze Reihe von Ordinariaten, jeweils mit starkem kolonialwissenschaftlichem Bezug. Thilenius entwickelte in Zusammenarbeit mit von Melle Pläne für die Ausgestaltung des zukünftigen Instituts.⁵⁶ Zugleich wurde deutlich gemacht, dass das Institut nicht aus Mitteln der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung finanziert werden könne, da das den Bestimmungen ihrer Statuten zuwiderlaufe. Immerhin würde die Stiftung die Berufung einzelner Wissenschaftler und die Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen finanzieren. Im Übrigen müssten also die Stadt Hamburg und das Reich für die Kosten aufkommen.

Am 12. Juli 1907 bekam der Hamburgische Senat vom Staatssekretär des Kolonialamtes einen Brief mit Anregungen betreffend die Schaffung eines Kolonialinstitutes in Hamburg. Diese lauteten: 1. »die Ausbildung von Kaufleuten, Pflanzern, Beamten und sonstigen Personen, welche in die deutschen Schutzgebiete zu gehen beabsichtigen« und 2. »die Schaffung einer Zentralstelle, in welcher sich alle wissenschaftlichen und wirtschaftlichen kolonialen Bestrebungen konzentrieren«.

Die Ziele sollten möglichst durch die Ausgestaltung des vorhandenen Vorlesungswesens erreicht werden, das nur der Erweiterung bedurfte. Die sprachliche Ausbildung sollte zunächst in Berlin am Orientalischen Seminar bleiben.⁵⁷

Kurz darauf erschien die Senatsdrucksache »Ausbau hamburgischer Einrichtungen zu einem Kolonialinstitut«, die auf den eben erwähnten Überlegungen von Thilenius vom 27. Mai basierte. Die einzelnen Abschnitte behandelten:

Die hamburgischen Staatsinstitute
Das hamburgische Vorlesungswesen
Den Ausbau zum Kolonialinstitut
Allgemeine Tätigkeiten
Lehrtätigkeit
Verwaltung

Finanzen. Die hamburgischen Institute und Einrichtungen gehen nach wie vor zu Lasten des Staates. Für die Unterhaltung des Zentralbureaus, einer Anzahl von Assistentenstellen und für andere noch zu ermittelnde Ausgaben des Betriebes zahlt das Reich zweckmäßig einen alljährlich festzusetzenden Zuschuß, der schätzungsweise und vorbehaltlich der Berechnung unter M 100 000 bleiben dürfte.⁵⁸

Am 21. Januar 1908 unterzeichneten Bernhard Dernburg und Werner von Melle in Berlin eine Vereinbarung zur Gründung des Kolonialinstitutes, die zur Drucksache für die Senatssitzung wurde.⁵⁹ Dieses sollte kein Institut des Reiches werden, sondern eine Einrichtung Hamburgs. Da die Hansestadt die Kosten tragen würde, war das Ganze für das Reich außerordentlich günstig, brauchte es doch nur für die von ihm entsandten Hörer die Studiengebühren zu bezahlen.

Werner von Melle legte – typisch für seine wissenschaftspolitischen Aktivitäten – größten Wert auf Diskretion. In einem Brief an den Präsidenten der Hamburgischen Bürgerschaft, Julius Engel, bat er darum, die Vereinbarung vorerst nicht an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen:

Nicht unmöglich ist dagegen, dass nach der Besprechung in der Budgetkommission etwas über die mit dem Staatssekretär des Reichs-

kolonialamtes getroffene Vereinbarung in die Berliner Presse und von dort in die Hamburger Blätter gelangt. Der Senat möchte verhindern, dass diese Angelegenheit auf dem Umweg über die Berliner Presse zur Kenntnis der Mitglieder der Bürgerschaft gelangt und hält es daher für wichtig, den Antrag schon jetzt vertraulich mitzuteilen.

Eine vertrauliche Behandlung der Sache erscheint bis auf weiteres deshalb erforderlich, weil vor der Zustimmung der zweiten Lesung des Reichstages es im Interesse der Sache liegt, die Detailbestimmungen nicht zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Es ist nämlich nicht unmöglich, dass die vielfach auf Hamburg eifersüchtigen Berliner Institute den Versuch machen könnten, durch ihren Einfluß der Sache noch im Reichstage Hindernisse zu bereiten.⁶⁰

Trotz der erheblichen Kosten passierte die Vorlage problemlos den Hamburger Senat und die Finanzdeputation. Am 1. April 1908 beschloss die Bürgerschaft ohne Diskussion und einstimmig die Errichtung des Kolonialinstituts, und am 6. April 1908 setzte der Senat das »Gesetz betreffend die Errichtung eines Kolonialinstituts in Hamburg« in Kraft.⁶¹

Im Oktober 1908 nahm das Institut den Betrieb auf, die Einweihung wurde mit dem nötigen Bombasmo am 20. Oktober 1908 gefeiert. Als Redner von Amts wegen kamen zu Wort: Werner von Melle als Senatskommissar, Bernhard Dernburg als Vertreter des Reichskolonialamts und Admiral Alfred Breusing vom Reichsmarineamt, der sich allerdings auf nur sieben Sätze beschränkte, schließlich Georg Thilenius vom Professorenrat der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten; die Festrede vom Inhaber des Lehrstuhls für Nationalökonomie und Kolonialpolitik Karl Rathgen »Beamtentum und Kolonialunterricht« bildete den Abschluss.

Auch nach der Errichtung des Kolonialinstituts in Hamburg war die Diskussion um die Standortwahl nicht abgeschlossen. So schrieb die »Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung« am 27. Dezember 1909:

In der Presse wird mehrfach für das Hamburger Kolonial-Institut Reklame gemacht. Im Hinblick darauf wird uns geschrieben:

»Es ist wohl an der Zeit, so sehr die Gründung eines solchen Instituts an sich in der neuen Kolonialen Aera zu begrüßen war, auf die

Nebenumstände, sowie auf die unzweckmäßige Gründung des Instituts in Hamburg hinzuweisen. Die Kreise, die seinerzeit im Reichstage das Hamburger Kolonial-Institut schnell schmieden halfen, benutzten die schlechte Finanzlage des Reiches und bestimmten mit den von Hamburg aufgebrachten dreiviertel Millionen das Kolonial-Amt, das Institut nach Hamburg zu bringen, obwohl bereits seit Jahren in Berlin das Seminar für Orientalische Sprachen der Universität bestand, in dem in all den in Betracht kommenden Sprachen und Realien Vorlesungen und Uebungen abgehalten wurden. Dies Institut wäre also die gegebene, weil schon bestehende und bestens bewährte Grundlage für ein Reichskolonial-Institut gewesen. Man hatte wohl der Mehrzahl in der Kommission des Reichstages die Gründung des Institutes in Hamburg dadurch schmackhaft gemacht, daß Hamburg die Kosten trug. Dies dürfte aber in Wirklichkeit nicht zutreffen, denn das Reich bezahlt das Institut, indem es für jeden Beamten und Offizier, der dorthin kommandiert ist, einige hundert Mark Unterrichtsgebühren an Hamburg zahlt, zurzeit ungefähr die Zinsen der Gründungskosten. Die geeigneten Kräfte suchte man durch Ueberbietung der von Preußen gezahlten Gehälter nach Hamburg zu ziehen. So entstand das Hamburger Kolonialinstitut! Wäre das Institut in Berlin gegründet worden, so hätten von den 8000 Studierenden aller Disziplinen daselbst diejenigen, die einmal nach dem Auslande oder in die Kolonien gehen wollten, Gelegenheit gehabt, während ihres Studiums sich eine derartige Specialausbildung leicht nebenher zu verschaffen. Die Wenigsten werden aber Lust, Zeit und Geld dazu haben nach ihren auf den Hochschulen abgeschlossenen Studien noch nach Hamburg zu gehen. So wird das Hamburger Institut nur von solchen Leuten besucht werden, die in Hamburg wohnen oder dorthin vom Reiche kommandiert werden; für diese Herren, die früher während ihrer Ausbildung im Seminar gleichzeitig bei den Reichsämtern, wenn auch nur aushilfsweise, verwandt wurden, muß jetzt das Reich an Hamburg eine erhebliche Summe an Unterrichtsgebühren zahlen. Diese jetzt nach Hamburg kommandierten Offiziere und Beamten haben während ihres dortigen Aufenthaltes nicht Gelegenheit, die vielen vorzüglichen Lehrinstitute der Berliner Hochschulen zu besuchen. Das, was Hamburg als Lehrhafen Lehrreiches für diese

Zwecke bietet, ist durch einen zweiwöchigen Aufenthalt völlig erschöpft. Die Gründung des Institutes in Hamburg bedeutet eine schwere Schädigung der Preußischen Hochschulen. Sie dient nicht einer zweckmäßigen Ausbildung und Förderung von Anwärtern für den Kolonial- und Auslandsdienst, gleichgültig ob für den Staats- oder Privatdienst.«

Wir haben den vorstehenden Ausführungen Raum gegeben, weil es sich um eine allgemein interessierende Frage handelt und die hier geltend gemachten Gründe vieles für sich haben. Wenn auch eine retrospektive Kritik im allgemeinen wenig Zweck hat.⁶²

Wenige Tage davor hatte sich die »Tägliche Rundschau« unter dem Titel »Die Ausbildung der Kolonialbeamten« wie folgt geäußert:

Aus unterrichteten kolonialen Kreisen schreibt man uns: Es sind neuerdings Bestrebungen hervorgetreten, die dahin zielen, in Berlin im Anschluß an das Seminar für Orientalische Sprachen eine Zentralstelle für die Ausbildung im Kolonialdienst zu schaffen, nachdem Hamburg bereits im vorigen Jahr in seinem Kolonial-Institut bereits eine derartige Anstalt ins Leben gerufen hat, die trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens für unsere kolonialen Bestrebungen in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung von größter Bedeutung geworden ist. Neben dieser Anstalt, die in engem Zusammenhange mit unserer Kolonial- und Marineverwaltung steht, ein zweites Zentrum zu schaffen, würde aber nur eine Zersplitterung der vorhandenen Kräfte und einen zwecklosen Aufwand von Kosten bedeuten, der bei der Finanzlage im Reich und in Preußen nicht zu rechtfertigen wäre. Man kann daher auch nicht annehmen, daß die Bestrebungen zur Begründung eines zweiten Kolonialinstitutes an einer maßgebenden Stelle Förderung finden werden. Wenn zur Begründung für die Notwendigkeit einer derartigen Erweiterung des Seminars für orientalische Sprachen darauf hingewiesen wird, daß der gegenwärtige Zustand einen Zeitverlust verursache, weil die sprachliche Ausbildung doch an diesem Seminar stattfinden müsse, so übersieht man dabei, daß das Hamburger Institut auch auf diesem Gebiet allen Anforderungen in vollem Maße genügt. Denn nachdem Herr Prof. Meinhof seine Lehrtätigkeit über afrikanische Spra-

chen begonnen hat, und der hervorragende Kenner Ostasiens, Herr Prof. Francke, auf den Lehrstuhl für Geschichte und Kultur von Ostasien berufen ist, wo er die modernen chinesischen Kulturentwicklungen lehren wird, ist der Einwand der unzureichenden Vertretung der Sprachen hinfällig geworden. Die chinesische und japanische Sprache ist bisher schon von Prof. Hagen gelehrt worden; außerdem Englisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Griechisch und Arabisch. Wenn aber weiterhin das Fehlen einer ausreichenden Beeinflussung des Unterrichts an dem Hamburgischen Institut durch die Zentralverwaltung bemängelt wird, so ist daran zu erinnern, daß sowohl die Reichskolonialverwaltung wie die Marineverwaltung durch Kommissare an dem Institut vertreten sind, und daß durch die Verträge, welche zwischen den beiden Reichsverwaltungen und dem Kolonialinstitut bestehen, der amtliche Einfluß auch auf die Gestaltung des Unterrichts gesichert ist. Andererseits kann der große Vorteil für die Ausbildung der Kolonialbeamten, mit der überseeischen Praxis in engster Fühlung zu stehen, nur durch das Institut in Hamburg geboten werden.⁶³

Werner von Melle selbst sicherte sich in der neu geschaffenen Funktion eines Senatskommissars die Leitung des Hamburger Kolonialinstituts, das damit unter der Kontrolle der Stadtverwaltung stand. Die eben im Zeitungsartikel erwähnten Verbindungen zu den Reichsbehörden blieben demgegenüber recht locker.⁶⁴

Von Beginn an befand sich das neu gegründete Institut im Konflikt mit dem Seminar für Orientalische Sprachen und dessen Direktor Eduard Sachau, der – ebenfalls im Artikel angedeutet – in Konkurrenz zur Hansestadt die Weiterentwicklung seines Seminars in Richtung Kolonialakademie betrieb – allerdings vergeblich. Das Berliner Seminar konnte nicht einmal seine Exklusivstellung in der Sprachausbildung behaupten: Noch bevor das Kolonialinstitut seinen Betrieb aufnahm, diskutierte am 9. Mai 1908 dessen Professorenrat über den Swahili-Unterricht und schlug für die Zukunft eine ständige Professur vor.⁶⁵ Und schon im Frühjahr 1909 wurden dem Kolonialinstitut von der Bürgerschaft und dem Senat zwei weitere Professuren bewilligt⁶⁶: die für afrikanische Sprachen und die für Sprache und Kultur Ostasiens. Von Anfang an konkurrierte also das Hamburger Kolonialinstitut



Carl Heinrich Becker
(1876–1933)

mit dem Sprachangebot des Berliner Seminars. Schon im Herbst 1909 gab es in Hamburg 20 Sprachkurse.

Das Berufungsverfahren für die afrikanistische Professur ging zunächst glatt durch die befassten Gremien.⁶⁷ Der Professorenrat schloss sich dem ausführlichen Gutachten des Orientalisten Carl Heinrich Becker vom 3. Februar 1909 an, das an Werner von Melle weitergeleitet wurde. Becker hob hervor, dass Meinhof praktisch der einzige Vertreter der afrikanischen Sprachwissenschaft sei, der Kompetenzen für Ost- und Westafrika aufweise. Außerdem hebe sich Meinhof sowohl von den Sprachlehrern in Berlin wie den »im Felde« arbeitenden Missionaren positiv dadurch ab, dass er wissenschaftlich arbeite. Becker fährt dann fort:

Glücklicherweise sind nun Kompromisse zwischen wissenschaftlichen Forderungen und realen Verhältnissen auch gar nicht nötig, da die Möglichkeit besteht, den Hauptvertreter der afrikanischen Philologie, den Begründer der Bantuforschung, eine internationale Autorität ersten Ranges nun auch mit gewissen Opfern, für Hamburg zu gewinnen. Prof. Carl Meinhof, Lehrer am Oriental. Seminar zu Berlin [...].

Wie die Dinge liegen, würde die Begründung einer Professur für afrikanische Sprachen zur Zeit nur dann einen Zweck haben, wenn uns Meinhof sicher wäre. Sollten Bedenken seine Berufung verhin-

dern oder ablehnen, so müßte der Lektorenfrage nähergetreten werden: denn Meinhof ist der einzige wirklich wissenschaftliche afrikanische Philologe.

Der Professorenrat schlägt demnach Herrn Professor Meinhof als einzigen Kandidaten zur Besetzung der Professur für afrikanische Sprachen vor.⁶⁸

Allerdings gab es auch Stimmen in Hamburg, die befürchteten, mit Meinhof einen religiösen Fanatiker einzustellen, der nicht zur Hansestadt passe. Neben Mitgliedern des »Kaufmännischen Beirats«⁶⁹ vertrat auch ein gewisser Gustav Brandes diese Position. Er schrieb am 13. Januar 1909 an Becker:

Sehr geehrter Herr Professor!

Im Anschluß an unsere neuliche Unterhaltung halte ich für gut Ihnen mitzuteilen, dass mir neue Bedenken bezüglich der Berufung von Professor Meinhof gekommen sind. Mir ist nämlich zufällig vorgestern der Separatdruck eines Artikels dieses Herrn zugegangen, den er in einer Missionszeitschrift über die Heranziehung der Laien zur Mitarbeit an der deutsch-evangelischen Mission veröffentlicht hat. Ich habe an und für sich nichts gegen Missionsfreundlichkeit einzuwenden, aber agitatorisches Vorgehen dafür passt nicht für die in Aussicht genommene Stellung.–

Mit besten Grüßen

Ihr ganz ergebener

(gez.) Gustav Brandes⁷⁰

Ohne Brandes zu nennen, geht Beckers Gutachten auf dessen Brief und Meinhofs christliche Positionen und sein Verhältnis zur Mission ein. Da sich in der Literatur hierüber praktisch nichts findet, sei dieser Abschnitt hier im Wortlaut wiedergegeben:

Der religiösen Überzeugung nach der rechten Seite des Christentums angehörend und durch seine Arbeiten naturgemäß auf die Missionen angewiesen, hat Meinhof stets an allen Fragen der Missionen ein lebhaftes, aktives Interesse genommen. Allen agitatorischen Umtrieben abhold – hat er doch aus diesem Grunde eine

Berufung als Missionsinspektor abgelehnt –, ist er stets darauf bedacht, die Missionen aller protestantischer Richtungen als Kulturfaktoren in unseren Kolonien zu fördern. Da die pekuniäre Unterstützung der Missionen meist der Ausfluß sehr energischer Religiosität ist, ist in der Gegenwart das Missionswesen in mehr oder weniger starke Abhängigkeit von der oft antikirchlichen Ultraorthodoxie geraten. Meinhof bemüht sich nun, durch Interessierung der Laienkreise ohne Unterschied der religiösen Färbung für die Bedeutung der Aufgabe der Missionen Verständnis zu wecken. [...]

Wenn man befürchten sollte, eine so stark mit den Missionen liierte Persönlichkeit könne ein Faktor in den religiösen Kämpfen Hamburgs werden, so ist zu bemerken, daß das Studium afrikanischer Sprachen ohne ständige Fühlung mit den besten Informationsquellen, u. das sind die Missionare, einfach undenkbar ist. Auch bietet die Persönlichkeit Meinhofs und seine Vergangenheit Garantie dafür, daß er, wenn auch ein positiver Christ, doch kein Agitator, sondern ein die Gegensätze überbrückendes Element ist. [...]⁷¹

Die Kontroverse gründete sich auf einen Aufruf zur Gründung der Laienmission, den Meinhof noch in seiner Berliner Zeit verfasst hatte, und der auch von dem Hamburger Professor Karl Rathgen unterstützt worden war. Der Professorenrat des Kolonialinstituts vertrat die Ansicht: Da Meinhof in dieser Angelegenheit in Berlin habe tätig werden dürfen, müsse dies ihm auch in Hamburg zugestanden werden, zumal der »Aufruf gar keinen konfessionellen oder einseitig kirchlichen Charakter trägt«. ⁷²

In den Akten zur Berufung Meinhofs an das Kolonialinstitut finden sich denn auch keine weiteren Einwendungen. Das Verfahren wurde abgeschlossen, und das Kuratorium der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung erklärte sich am 16. Juni 1909 bereit – nachdem sich »die Herren Professor Becker und Professor Rathgen [...] über [die] wissenschaftliche Bedeutung« Meinhofs geäußert hatten –, zu dem staatlichen Gehalt, das »unter Gewährung der Alterszulagen M 10.000 betragen würde, Zulagen zu gewähren«. ⁷³ Noch am selben Tag schickte von Melle folgenden Brief an Meinhof:

Sehr geehrter Herr Professor,

Im Auftrage des Senats beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, daß der Senat Sie auf den 1. Oktober d.J. zum Hamburgischen Professor für afrikanische Sprachen ernannt hat. Ihr pensionsfähiges staatliches Gehalt wird mit Alterszulagen M 10 000,- betragen.

Im Namen der H[amburgischen] W[issenschaftlichen] St[iftung] erlaube ich mir hinzuzufügen, daß das Kuratorium der St. Ihnen aus den Mitteln der St. eine nichtpensionsfähige jährliche Zulage von M 5 000,- bewilligt hat.

Ihr Dienstalder für die Besoldung und die Pensionierung wird später festgesetzt werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Von Melle⁷⁴

Meinhof bedankte sich umgehend:

Hochzuverehrender Herr Senator!

Ew. Hochwohlgeboren spreche ich meinen ganz ergebensten Dank aus für die telegraphische Benachrichtigung und den heute angekommenen gütigen Brief.

Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenst, dem Senat meinen ehrerbietigsten Dank mitzuteilen für meine Berufung zum Hamburgischen Professor für afrikanische Sprachen. Ich werde also zum 1. Oktober mein neues Amt antreten, werde aber vorher nach Hamburg kommen, um mich persönlich vorzustellen.

In dankbarer Verehrung Euer Hochwohlgeboren

Ganz ergebenster

Meinhof⁷⁵

Über die Berufungsverhandlungen selbst, zu denen Meinhof im Juli nach Hamburg gefahren war,⁷⁶ ist nichts bekannt. Mit Sicherheit wird das bereits erwähnte phonetische Laboratorium eine Rolle gespielt haben.

5. Hamburg

Herr im eigenen Institut

Meinhof zog nach dem Abschied von Berlin mit seinem großen Haushalt zunächst in die Sierichstraße 127.¹ Im November 1909 wurde ihm »die Bescheinigung über die Eintragung in das Verzeichnis der Hamburgischen Staatsangehörigen [...] behändigt«.² Ansonsten wissen wir nur wenig darüber, wie sich die ersten Monate in der Hansestadt gestalteten:

In Hamburg stellte sich die Arbeit nun ganz anders dar. War in Berlin zwar der äußere Rahmen gewahrt, die Möglichkeit, Eingeborene zu Studienzwecken zu bekommen, aber ganz der persönlichen Verbindung mit Missionen oder einem Glücksfall [...] überlassen, so war in Hamburg zunächst einmal in einem Verwaltungsgebäude ein Raum freigemacht.³

Die erste Unterkunft des Seminars für Kolonialsprachen des Hamburgischen Kolonialinstituts befand sich im Gebäude der Oberschulbehörde in der Dammtorstraße 25, dem Vorgängerbau des prächtigen Fritz Schumacher-Baus, der ab 1911 dort errichtet werden sollte. Im Wintersemester 1911/12 zog das Seminar dann in das gerade fertig gestellte Vorlesungsgebäude in der Edmund-Siemers-Allee 1 um.⁴

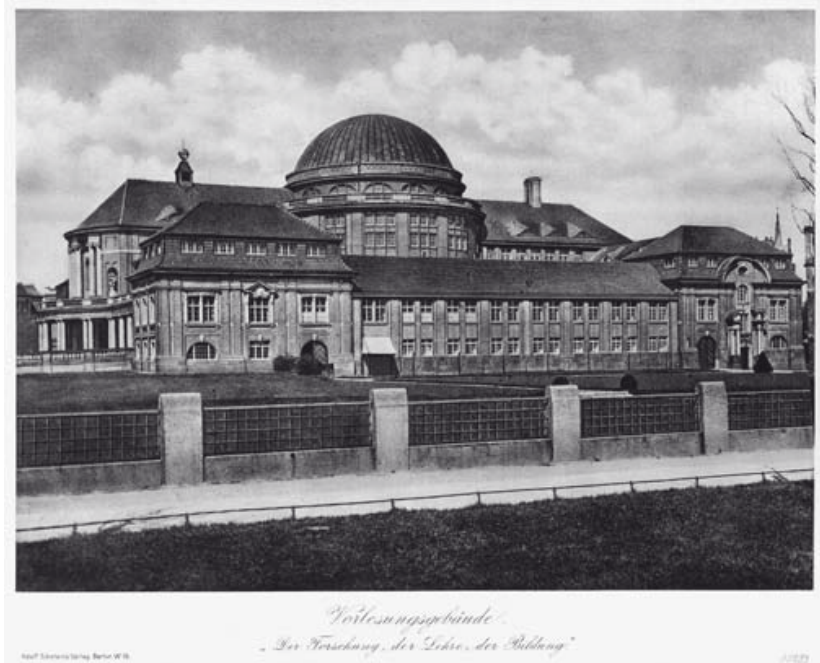
Verglichen mit Berlin waren die Arbeitsbedingungen in Hamburg paradiesisch: Afrikaner als Sprachinformanten standen in viel größerem Umfang zur Verfügung, und die Lehrverpflichtungen waren geringer, weil es keine vorgeschriebenen Sprachkurse mehr gab, sondern Vorlesungen und Kurse, deren Inhalt Meinhof selbst bestimmen konnte.⁵ Schließlich entsprachen die Ferien – auch wenn es noch keine Hochschule gab – den sehr viel längeren Semesterferien der Universität.⁶ Meinhof »hatte im Sommer 1909 eine besonders schwere Gallenerkrankung gehabt, die ihn sogar gezwungen hatte, Karlsbad aufzusuchen, und empfand daher auch rein äußerlich die Neuordnung als besonders wohltuend«.⁷ Er hatte also durchaus Grund, sich bei Werner von Melle für den an ihn ergangenen Ruf nach Hamburg zu be-



Meinhofs erster Arbeitsplatz in Hamburg:
das alte Gebäude der Oberschulbehörde in der Dammtorstraße (1907)

danken.⁸ Dieses Gefühl der Dankbarkeit kennzeichnet sein Verhältnis zu von Melle und hielt bis zu dessen Tod 1937 an. Die zahlreichen privaten Briefe Meinhofs an von Melle, die in der Nachlass- und Autographensammlung der Staatsbibliothek Hamburg verwahrt werden, legen hiervon beredt Zeugnis ab. Von Melle seinerseits erwies sich als nachhaltiger Förderer der Afrikanistik, in dem er diese mit Mitteln der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung immer wieder unterstützte.

Dennoch erhob sich unmittelbar nach Meinhofs Dienstantritt ein Streit, wie wir ihn schon aus Berlin kennen: Die Frage des Besoldungsdienstalters und damit der Höhe der Pension war zu klären. Meinhof kämpfte mit harten Bandagen und drohte mit seinem Weggang aus Hamburg, wenn ihm nicht auch seine Dienstzeit als Pfarrer anerkannt würde.⁹ Nachdem der Senat am 10. Dezember 1909 beschlossen hatte, das Besoldungsdienstalter auf den 1. Januar 1899 und das Pensionsdienstalter auf den 1. Januar 1892 festzusetzen, protestierte Meinhof am 21. Dezember 1909 und wies darauf hin, dass er »bei den Verhandlungen über meine Berufung nach Hamburg durchaus unmißverständlich die Anrechnung meiner gesamten Dienstzeit zur Bedingung meines



Der zweite Arbeitsplatz:
das Vorlesungsgebäude an der Edmund-Siemers-Allee

Kommens gemacht habe«, gleichzeitig drohte er, dass wenn die Festlegung »als eine endgültige betrachtet« werde, er »daraus selbstverständlich die mir durch die Fürsorge für meine Familie gebotene Konsequenz ziehen« werde. Der Senat blieb am 9. März 1910 zunächst dennoch bei seiner Dienstzeitfestsetzung, woraufhin Meinhof am 22. März erwiderte: »Ich bitte ganz ergebenst daran erinnern zu dürfen, daß ich mich um eine Berufung hierher [nach Hamburg; LG] nicht bemüht habe.« Das Senatsprotokoll vom 23. April 1910 erläuterte nochmals eingehend die Sachlage und kam zu dem Ergebnis, dass »wenn man nicht die Gefahr laufen wolle, Professor Meinhof demnächst wieder zu verlieren, kaum ein anderer Weg übrig bleibe, als seine Wünsche in vollem Umfang zu erfüllen«. Dass es auch hier zu einem glücklichen Ende kam, und der Senat am 18. Mai 1910 den Wünschen Meinhofs nachkam und das Pensionsdienstalter auf den 23. Juli 1882 festsetzte, scheint auf das Wirken von Meinhofs Mentor von Melle zurückzugehen.

Meinhof war nicht nur sofort in den Lehrbetrieb des Seminars für Kolonialsprachen integriert. Über seine »normalen« Lehrveranstaltungen hinaus kündigte er mit Schreiben vom 11. Juli 1909 an die



»Zeitschrift für Kolonialsprachen«,
erster Band (1910)

Oberschulbehörde sieben Vorträge unter dem Obertitel »die moderne Sprachforschung in Afrika« an, die er 1910 in erweiterter Form publizierte und die als »Hamburger Vorträge« zur Popularisierung des Faches erheblich beitrugen. Besonders der Vortrag, der sich mit der Gliederung der afrikanischen Sprachen beschäftigte – unter den Vorträgen die Nr. 2: »Überblick über die Sprachen und Sprachfamilien Afrikas« –, wurde über Jahrzehnte als autoritativ für den Bereich der afrikanischen Linguistik angesehen.

Darüber hinaus war Meinhof in fast unglaublich erscheinender Weise literarisch produktiv. 1909 erschienen zwei Lehrbücher: Die Sprache der Herero als Band 1 der Reihe »Deutsche Kolonialsprachen«, und das mit Beiträgen anderer Autoren erweiterte Lehrbuch der Nama-Sprache, das noch als Band 23 der »Lehrbücher des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin« publiziert wurde. Dazu kam eine Swahili-Fibel für die Mission in Zanzibar, ein als eigenständiges Buch veröffentlichtes erweitertes Referat über die sprachliche Ausbildung des Missionars sowie eine 39-seitige Studie über »die Sprachen des dunklen Weltteils«. Weiterhin erschienen in diesem Jahr neun Aufsätze mit höchst unter-

schiedlicher Thematik, darunter einige, die er wohl schon in Berlin fertiggestellt hatte.

Meinhof veröffentlichte aber auch »unafrikanistische« Texte wie »Unser Bismarck«¹⁰ am 6. und 7. April 1909 im »Groß-Lichterfelder Lokal-Anzeiger – Täglich erscheinendes Zentral-Organ der Gemeinde Gross-Lichterfelde«, in der er zuvor seinen Wohnsitz gehabt hatte. Diese »bedeutsame und eindrucksvolle Festansprache« – wie es in der Einleitung des Zeitungsartikels heißt – »zur Wiederkehr des Geburtstags Bismarcks von fünfundzwanzig hiesigen Vereinen [...] veranstaltet«, lässt Rückschlüsse auf Meinhofs politische Haltung zu, die er in ebenso pathetische wie nationalistische Worte kleidete: Bismarck, oft als rohe Kraftnatur verkannt, sei in Wahrheit ein hochgebildeter Feingeist, der bei aller Bewunderung für das Fremde doch tief in seiner Heimat und Familie verwurzelt sei und vor allem als »Erzieher unseres Volkes« erreichen wolle, dass wir einsichtiger, tapfrer und treuer als in früheren Zeiten sein sollten. (Im Text wird allerdings auch deutlich, dass die Deutschen dies alles schon seien.). Bismarck verschwende nicht Geld – eine Untugend der zu Reichtum gekommenen Deutschen –, sondern gebe es sparsam und vernünftig aus. Er sei sozial eingestellt, im Großen wie im Kleinen. Neben der Tatsache, dass er die Sozialgesetzgebung durchgesetzt habe, »ließ [er] sich nach Böhmen [1866 während des deutschen Krieges; LG] mit jeder Gelegenheit große Posten Zigarren schicken für die Verwundeten, weil er sah, wie sie danach beehrten«. Und so geht es weiter über 8 Spalten, aus denen ich nur die kursiv gesetzten Wörter nennen will: *Erzieher, Persönlichkeit, Nacheiferung, Persönlichkeit* (nicht das Amt), *den Gegner versöhnen, Blut und Eisen, der eiserne Mann, Menschenkenntnis, Wahrheitsliebe, Warnung vor dem Versinken in Luxus sowie Dienst für Kaiser und Reich*. Nicht umsonst war Meinhof von Jugend auf Mitglied der Deutschen Konservativen Partei und bis 1903 stellvertretender Vorsitzender der Kreise Schlawe-Rummelsburg-Bütow. Von 1919 bis 1931 gehörte er dann der Deutschnationalen Volkspartei an.¹¹

1910 nahm Meinhof am dritten Kolonialkongress teil und sprach dort über die praktische Bedeutung der Einheitssprachen für die Kolonien. Angesichts der großen sprachlichen Zersplitterung auf dem afrikanischen Kontinent sei es unumgänglich, im Verkehr mit den Afrikanern Sprachen zu verwenden, die über das Gebiet einer einzelnen

Ethnie hinaus gebraucht würden. Swahili in Ostafrika und Ewe in Togo seien gute Beispiele. In jedem Fall müsse in Westafrika der Versuch unternommen werden, das Pidgin-Englisch, das weit verbreitet sei, zurückzudrängen.¹²

Im selben Jahr, 1910, kam die zweite erweiterte und völlig umgearbeitete Auflage des »Grundrisses einer Lautlehre der Bantusprachen« heraus. Diese unterschied sich von der ersten vor allem dadurch, dass Meinhof die Sprachen der deutschen Kolonien, anhand derer er seine Urbantu-Hypothese belegte, durch andere ersetzte, um so sein Buch für weitere Kreise attraktiver zu machen. Meinhof selbst hatte eingesehen, dass er mit rein sprachwissenschaftlichen Publikationen und Vorträgen wohl nur ein zahlenmäßig geringes Publikum ansprechen können würde. Im selben Jahr erschienen vierzehn (!) Aufsätze von ihm, davon ein Teil mit missionswissenschaftlicher Thematik, neun Buchrezensionen und ein weiteres Swahili-Lehrbuch (Die Sprache der Suaheli in Deutsch-Ostafrika), das als Band 2 in der Reihe »Deutsche Kolonialsprachen« veröffentlicht wurde, mindestens vier Auflagen erlebte und noch in den 1960er Jahren im Swahili-Unterricht an der Universität Hamburg verwendet wurde.

1910 erschien außerdem der erste Band der »Zeitschrift für Kolonialsprachen«. Bereits in Berlin war Meinhof bei Sachau vorstellig geworden, um die Veröffentlichung einer rein afrikanistischen Zeitschrift zu erreichen – durchaus ohne Erfolg (siehe S. 107). Jetzt war es ihm möglich, »seine«¹³ Zeitschrift zu begründen und herauszugeben. Meinhof musste – ebenso wie in den folgenden Jahren – mit Sicherheit viel Zeit damit verbringen, die nötigen Mittel für den Druck zusammenzubekommen. Möglich wurde die Veröffentlichung durch die Unterstützung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, die bis 1937 durch Druckkostenzuschüsse die Publikation der Zeitschrift ermöglichen sollte.¹⁴ Seit 2021 erscheint die Zeitschrift nach mehrjähriger Pause als Onlinepublikation.¹⁵ In dieser schwierigen Übergangsphase haben Andreas Siemers, Urenkel des Stifters des Vorlesungsgebäudes, und die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung das Überleben der Zeitschrift gesichert.

In dem einleitenden Artikel¹⁶ zu Band 1 der Zeitschrift legt Meinhof die Notwendigkeit dar, ein Publikationsorgan herauszubringen, das sich speziell mit den »primitiven« Sprachen beschäftigt – deren Primi-

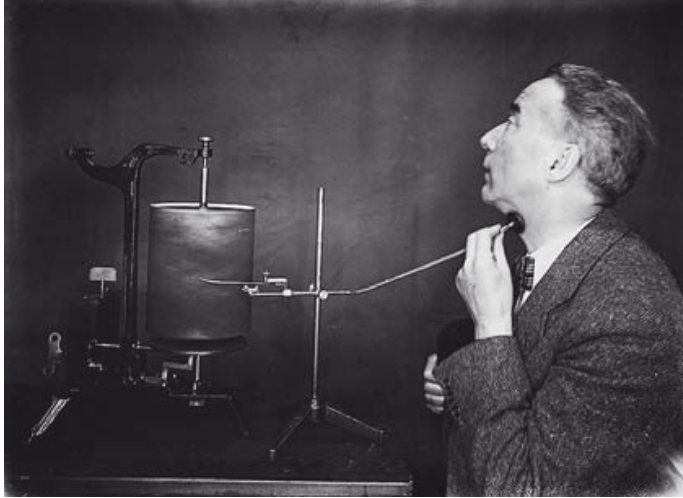
tivität er nachdrücklich bestreitet. Er zeigt ihr Potenzial für interdisziplinäre Anbindung und weist auf den praktischen Nutzen der Beschäftigung mit ihnen für Kolonialverwaltung, Missionen und Aufbau eines Schulwesens hin – kurz: Er rührt kaum verhohlen die Reklametrommel für sein neugeschaffenes Fach und sein Publikationsorgan.

Neben der »Zeitschrift für Kolonialsprachen« erschien ab 1910 auch der erste Band der »Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts«. Die von Meinhof betreute Reihe B, »Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen«, war bei Weitem die produktivste und umfasste bereits 1914 mehr Titel als alle übrigen Reihen zusammen. 1922 schied er allerdings im Streit mit dem Hamburger Indologen Walther Schubring als Redaktor der inzwischen in »Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde« umbennanten Reihe aus (siehe S. 185).¹⁷

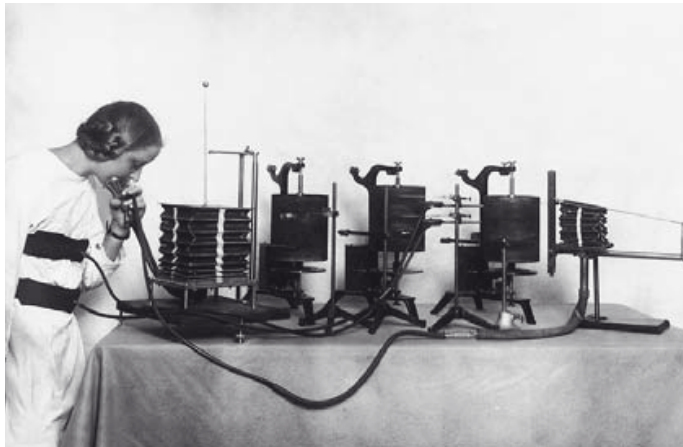
Im Januar 1911 wurde am Kolonialinstitut das Phonetische Laboratorium eröffnet, womit sich ein wichtiger Wunsch Meinhofs erfüllte, mit dem er in Berlin über Jahre bei der Verwaltung des Seminars für Orientalische Sprachen aufgelaufen war. In Hannah Meinhofs Erinnerungen heißt es dazu:

Als [...] im Jahre 1909 der Senat der Freien Hansestadt Hamburg an meinen Vater die Frage richtete, ob er an das 1908 gegründete Kolonialinstitut kommen und das Seminar für Kolonialsprachen übernehmen wolle, stellte mein Vater nur die Rückfrage, ob die Möglichkeit zu phonetischer Arbeit gegeben sei. Ihm wurden ein phonetischer Fachmann und ein Arbeitsraum für diese zugesprochen. Sollte die Arbeit wachsen, so würde man weitersehen.¹⁸

Als Mitarbeiter wurde Dr. Giulio Panconcelli-Calzia eingestellt: »Er bekam zunächst einen Arbeitsraum im Physikalischen Staatslabor, wo die für die Arbeit notwendigen Starkstromleitungen vorhanden waren.«¹⁹ Bereits im Juli 1911 veröffentlichte er in der »Zeitschrift für Kolonialsprachen« einen Aufsatz mit dem Titel »Über die aspirierten und nicht-aspirierten Verschlusslaute sowie den Frageton im Suaheli«, für den Lautexperimente im neuen Laboratorium unternommen worden waren.²⁰ In den Jahren 1913 bis 1936 erschien mit jährlicher Unterstützung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung die von Panconcelli-Calzia mitherausgegebene phonetische Fachzeitschrift »Vox«.²¹



Giulio Panconcelli-Calzia bei der Arbeit am Kymographen (1920er Jahre)



Eine Mitarbeiterin bei Atemmessungen am Kymographen (1920er Jahre)



Ein Proband bei Sprachaufnahmen (1920er Jahre)

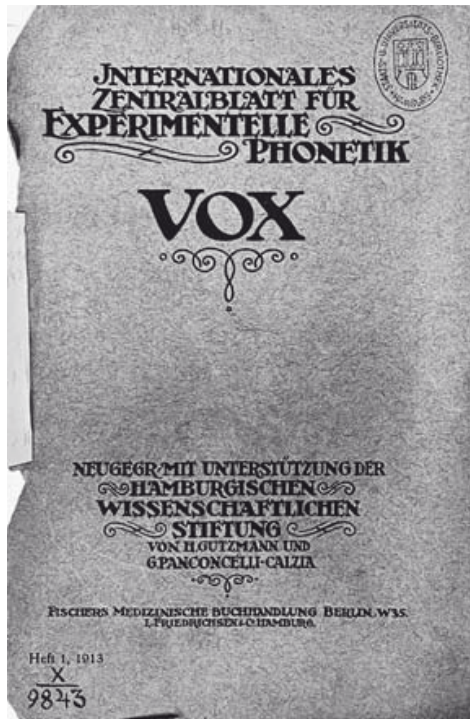
Damit gab es ein hauseigenes Organ des Laboratoriums, das einerseits die Breite des Faches Phonetik, andererseits die speziellen Beiträge des Laboratoriums dokumentierte.²² Meinhofs Drängen auf die Einrichtung des Laboratoriums brachte die Voraussetzungen dafür, dass sich die Phonetik als neue Wissenschaft in Hamburg etablieren konnte.

In den Oktober des Jahres 1912 fiel ein Besuch des Kaisers Wilhelm II., der das kurz zuvor eröffnete Gebäude des Kolonialinstitutes besichtigen wollte. Anscheinend erinnerte sich der Monarch noch der Begegnung in Berlin und des Meinhof gewährten Stipendiums aus seiner Privatschatulle, das diesem seinen ersten Afrika-Aufenthalt ermöglicht hatte. Wilhelm II. hatte den expliziten Wunsch geäußert, einen Vortrag von Meinhof zu hören. Dammann schreibt dazu:

Im übrigen hat dann ja der Kaiser hier das Afrikanische Seminar besucht, bei einem Besuch in Hamburg und konnte dann dabei auch seine schwarzen Untertanen aus den deutschen Kolonien begrüßen. Und mir wurde erzählt, daß am Tag vorher ein Adjutant des Kaisers zu Meinhof kam und sich mit Meinhof unterhielt über die Hamitenfrage, damit Majestät natürlich am nächsten Tage auch irgendeinen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch mit Meinhof hätte.²³

Der Kaiserbesuch fand auch seinen Weg in die Hamburger Presse. So berichtete die »Neue Hamburger Zeitung« von dem Ereignis:

Bald nach 12 Uhr traf der Kaiser, geleitet von den Bürgermeistern Dr. Schröder und Dr. Predöhl und Senator Dr. v. Melle, im Vorlesungsgebäude ein, wo er von den Herren Geheimrat Stuhlmann, Prof. Warburg und Edm. A. Siemers empfangen wurde. Im Großen Hörsaal (A), wo eine auserlesene Gesellschaft, bestehend aus Kolonial- und Konsularkreisen und Freunden und Angestellten des Instituts das Auditorium bildete, nahm dann der Monarch, von den Anwesenden durch Erheben von den Sitzen begrüßt, zwischen den Hamburgischen Bürgermeistern Platz. Sofort begann dann Prof. D. Meinhof über »Die Bedeutung der experimentellen Phonetik für die Erforschung der afrikanischen Sprachen« vorzutragen, unterstützt von seinem Mitarbeiter Herrn Dr. Panconcelli-Calcia bei den Lichtbil-



»Vox«,
erster Band (1913)

derdemonstrationen. Der Vortrag gab eine kurze Einführung in das genannte wissenschaftliche Spezialgebiet.²⁴

Bei diesem Vortrag waren vermutlich einige der afrikanischen Lektoren zugegen (siehe S. 158 ff.), besprachen phonetische Geräte, gaben Hörproben von ihren jeweiligen Muttersprachen und trugen auf diese Weise zum Gelingen der Veranstaltung bei. Beim Kaiser scheint der Vortrag bleibenden Eindruck hinterlassen zu haben, denn Meinhof schrieb drei Jahre später in einem Brief an von Melle: »Daß der Kaiser noch an die Phonetik sich erinnert hat, war mir eine Überraschung und Freude.«²⁵

Aus dem Privatleben – es wundert, dass bei dieser Arbeitsbelastung überhaupt Zeit dafür blieb – berichtet Hannah Meinhof aus dieser Zeit ein interessantes Detail:

Im Sommer 1910 waren in der Völkerschau von Carl Hagenbecks Tierpark Somali anwesend, und Vater freute sich, ein neues Studienobjekt zu haben. Unter den Leuten sind immer einige, die die weit verbreitete Handelssprache Suaheli wenigstens bis zur Verständigungsmöglichkeit sprechen. Bald danach bekam Vater eine Dauer-



Kaiser Wilhelm II. spricht 1909 mit einer Gruppe Äthiopiern bei einer Völkerschau im Tierpark Hagenbeck

karte zum Eintritt für Carl Hagenbecks Tierpark, da der alte Commercienrat von dem Interesse erfahren hatte und sich darüber freute.²⁶

Dass die Völkerschauen – nicht nur aus heutiger Sicht – menschenverachtende Spektakel waren, braucht nicht betont zu werden. Man könnte jedoch mit einiger Berechtigung auch sagen, dass sie in gewisser Weise Vorläufer des heutigen Massentourismus, sozusagen in umgekehrter Richtung, gewesen sind. Aus der Sicht der Konsumenten, also der Besucher, war es möglich, sich mittels einer Eintrittskarte bequem in eine »exotische« Welt einzukaufen und dort das »echte« Leben fremder Menschen zu bestaunen. Heute bucht man dafür eine Fernreise, fällt bei dieser Gelegenheit in die Häuser der Einheimischen ein und schaut ihnen in die Kochtöpfe. Dass sowohl bei den Völkerschauen wie auch beim Massenferntourismus das Publikum einer Illusion erliegt – nämlich sich den Fremden annähern und sie verstehen zu können –, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Es gab bereits in der Frühzeit der Völkerschauen Kritik an diesen Veranstaltungen,²⁷ die sich jedoch Carl Meinhof und seine Tochter Hannah nicht zu eigen machten. So kritisierte die »Magdeburgische

Zeitung« am 21. Oktober 1880 im Artikel »Die Eskimos im Zoologischen Garten zu Berlin«:

Nun behaupten wir, daß mit der eingehendsten Besichtigung all' dieser »interessanten Einzelheiten« auch von dem sogenannten anthropologischen Standpunkt aus betrachtet, gar nichts gewonnen ist. Weder unsere Bildung, noch unsere Kenntnisse sind irgendwie erweitert oder vertieft worden. Wohl aber können wir uns, und sicherlich Viele mit uns, eines sehr peinlichen Gefühls gegen diese in neuester Zeit überhand nehmenden »Menschenausstellungen« nicht erwehren und vollends gegen diese »Menschenausstellungen« in zoologischen Gärten!²⁸

Der Autor des Zeitungsartikels stellt neben der pädagogischen Nutzlosigkeit der Völkerschauen das peinliche Gefühl sensibler Besucher heraus und bringt beides als Argument gegen diese Art von Unternehmungen vor.

Dass dieses Gefühl sich nicht nur bei Deutschen einstellte, zeigen zwei höchst unterschiedliche Belege. Dies ist zum ersten eine von 32 Skizzen des Buches »Ashantee« des seinerzeit sehr bekannten Wiener Kaffeehausliteraten Peter Altenberg, der regelmäßig die Wiener Völkerschau der Jahre 1897/98 besuchte, sich tagelang in dem Ashantedorf aufhielt und persönliche Beziehungen zu dessen Bewohnern aufbaute. Diese Skizze ist mit »Philosophie« überschrieben: »Besucher des Aschanti-Dorfes schlagen an die Holzwände der Hütten, zum Spass. Der Goldschmied Nôthëi: ›Sir, wenn Ihr zu Uns nach Akkra kämet als Ausstellungsobjekte (exhibited), würden wir nicht des Abends an eure Hütten klopfen!‹«²⁹

Der andere Beleg befindet sich in der Autobiographie des Inuit Abraham Ulrikab, die nur noch in einer deutschen Übersetzung erhalten geblieben ist. Er starb, ebenso wie seine gesamte Familie, noch während der Völkerschau, auf der er »ausgestellt« wurde, auf Grund des ungewohnten Klimas und wegen nicht erfolgter Impfungen. Er beklagt die Unsensibilität des Publikums ebenso wie die Widrigkeit der Lebensumstände.³⁰

In ihrer gegenüber den Völkerschauen kritischen Arbeit hebt Hilke Thode-Arora allerdings hervor, dass die Teilnahme an diesen nach

dem Ersten Weltkrieg »eine der wenigen Formen des Broterwerbs« für Afrikaner und Afro-Deutsche gewesen sei. Viele Afrikaner hätten an mehreren Völkerschauen teilgenommen. »Es ist – bis auf wenige Fälle – nicht davon auszugehen, dass Afrikaner in Völkerschauen wie Tiere oder Gefangene gehalten wurden.« Dies sei ein in der heutigen Zeit weitverbreitetes Klischee.³¹ Im weiteren Verlauf bringt sie das Beispiel des Somali Hersi Egeh aus Berbera, der nach dem Ende seiner Beschäftigung bei Hagenbeck in seiner Heimat einen Handel mit Nähmaschinen aufgemacht und mit ihnen ein Monopol für Textilarbeiten errichtet habe.³² Zumindest vom Veranstalter Hagenbeck, so Thode-Arora, sei bekannt, »dass er Verträge mit den Völkerschauteilnehmern abschloss. Der älteste noch erhaltene Kontrakt dürfte jener mit Samson Dido und seiner Familie aus Kamerun von 1886 sein. Solche Verträge regelten Ernährung, Bezahlung, Gage, Fahrkosten, Arbeitszeit und Tätigkeiten«,³³ dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass viele Teilnehmende aufgrund mangelnder Gesundheitsfürsorge zugrunde gingen.

Um auf Hamburg zurückzukommen: Hier gab es seit 1874 Völkerschauen, die zunehmend festen Programmpunkten folgten.³⁴ Beispielhaft ist dafür die Somali-Schau im Jahr 1895. Stolz berichtet Carl Hagenbeck:

So überfielen plötzlich zu Beginn des Spiels Sklavenhändler dieses friedliche Dorf. Araber hoch zu Dromedar umritten mit Geschrei und Gewehrgeknatter die eben noch schmausenden Dorfbewohner [...]. Dann erschienen europäische Tierfänger, verjagten in einem Feuergefecht die räuberischen Beduinen, und anschließend gab es ein großes Friedensfest, bei dem unter heimischer Musikbegleitung getanzt und alle Riten eines echt sudanischen Stammesfestes beobachtet wurden.³⁵

Derartige Veranstaltungen erwiesen sich wirtschaftlich als äußerst erfolgreich und wurden von einem überaus großen Publikum besucht – auch von Meinhof, der dabei aber wohl als einziger Besucher sprachwissenschaftlichen Fragen nachging.

»Die Sprachen der Hamiten« – Carl Meinhof als Rassist

Es fällt auf, dass in der Zeit, in der Meinhof nach Hamburg kam, seine Beschäftigung mit den Bantusprachen publizistisch – außer in Lehrbüchern, in denen er seine Erfahrungen aus dem Unterricht einbringen konnte – nur noch wenig Niederschlag fand. 1908 erschien in den »Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen« der letzte Artikel eines langen »Fortsetzungsromans« mit dem Titel »Linguistische Studien in Ostafrika«, in denen er die Ergebnisse seiner Ostafrikareise mitteilte. Als Zeichen, dass sich Meinhof jetzt für andere Sprachen des afrikanischen Kontinents interessierte, tauchen für das Jahr 1911 im Schriftenverzeichnis Meinhofs zum ersten Mal die zwei Begriffe auf, die in Zukunft große Bedeutung bekommen sollten: der Name der Sprache *Ful* – einer Sprache, deren Verbreitung von der Atlantikküste im Senegal bis hin zu einzelnen Sprachinseln in Äthiopien und im Sudan liegt – und der Terminus *hamitisch*.³⁶ Schon der oben erwähnte Eröffnungsaufsatz im ersten Band der »Zeitschrift für Kolonialsprachen« aus dem Jahre 1910 hatte auf die Bedeutung der Hamitensprachen für die afrikanistische Forschung hingewiesen. Die Titel der entsprechenden Publikationen Meinhofs aus dem Jahr 1911 waren zum einen: »Das Ful in seiner Bedeutung für die Sprachen der Hamiten, Semiten und Bantu« und zum anderen »Sudansprachen und Hamitensprachen«.

Diesen Vorläufern folgte dann 1912 das Buch »Die Sprachen der Hamiten«. Die ihm zugrunde liegende »Hamitentheorie« hat eine lange Geschichte: Letztlich geht sie zurück auf Genesis, Kap.9, Vers 20ff. Noah hatte drei Söhne, die mit ihm in der Arche die Sintflut überlebten: Sem, Ham und Japhet. Ham wird von seinem Vater wegen ungebührlichen Verhaltens verflucht: Seine Söhne sollen die Sklaven Sems und Japhets sein. Hier ist nichts von Hautfarbe erwähnt. Das erfolgte erst im Talmud, wo Ham mit dunkler Hautfarbe versehen wurde. Dies wurde auch später von nicht-jüdischen Gelehrten als Begründung dafür verwendet, dass die dunkelfarbigen Menschen nach der Bibel den Hellhäutigen unterlegen und zu deren Sklaven bestimmt seien. Über Jahrhunderte diente dieses Argument dazu, die Sklaverei zu rechtfertigen. Die Naturwissenschaften verstiegen sich Mitte des 19. Jahrhunderts zu Aussagen wie der folgenden: »Bleek [fand] nun in



Die Sprachen der Hamiten (1912)

der Kapstadt auch anderweitig vielseitige Gelegenheit zur näheren Kenntniss jener tiefstehenden Menschenrassen, welche in jeder Beziehung uns an unsere thierischen Vorfahren erinnern, und die für den *unbefangenen* [kursiv; LG] vergleichenden Naturforscher nähere Verwandtschaft mit den Gorillas und Schimpansen ihres Erdtheils, als mit einem Kant und Goethe zu besitzen scheinen.«³⁷ Die Kehrtwendung, nach der Hamiten die hellhäutigen Kulturbringer in Afrika gewesen seien, fand in der westlichen Welt im Zusammenhang mit der napoleonischen Eroberung Ägyptens statt, als man feststellte, dass eine der ältesten Kulturen der Welt in Afrika beheimatet war, und deren Träger nachweislich als Kulturbringer für das antike Europa fungiert hatten. Da die Ägypter nun nach allgemeiner Lehre zu den Hamiten gehörten – so der Schluss, den man zog –, mussten die Hamiten farblich aufgehellt werden, um diese Funktion behalten zu können.

Wie sich Meinhofs Hinwendung zu den Sprachen der Hamiten vollzog, beschrieb er aus der Rückschau des Jahres 1944: Im Jahre 1911 war das Buch von Diedrich Westermann »Die Sudansprachen – eine sprachvergleichende Studie« erschienen. Westermann hatte sich daran gemacht, »Ordnung in das Chaos der vielen hundert Sprachen des Sudangürtels zu bringen«.³⁸ Damit war neben dem Bereich der Bantusprachen, die Meinhof selbst bearbeitet hatte, das äußerst unübersicht-

liche Gebiet der vielen Sudansprachen ebenfalls Gegenstand der vergleichenden afrikanistischen Forschung geworden. Gleichzeitig hatte sich Meinhof selbst, um Unterrichtsmaterial für weitere Sprachen in Südwestafrika zu erarbeiten, mit dem Nama beschäftigen müssen:

Die Grammatik [dieser Sprache] weicht sowohl vom Bantu wie von Sudansprachen völlig ab und erinnert [...] an die flektierenden Sprachen Nordafrikas. Sie hat einen bestimmten Artikel, der männlich oder weiblich sein kann, und einen unbestimmten Artikel, der männlich und weiblich nicht unterscheidet. Auch Ansätze zur Kasusbildung sind da und andere Eigentümlichkeiten, die an nordafrikanische Hamitensprachen erinnern. Ich habe die Sprache deshalb zu den Hamitensprachen gerechnet. [...] Ich gebrauchte eben den Ausdruck »Hamitensprachen«. Was ist darunter zu verstehen? In Afrika finden sich in Ost und West, in Süd und Nord Sprachen, die meist von hellhäutigen Menschen mit nichtnegerischem Aussehen gesprochen werden, in denen das grammatische Geschlecht auftritt wie in den Sprachen Europas. Das grammatische Geschlecht fehlt aber den übrigen afrikanischen Sprachen und findet sich außer im Hamitischen nur in den bekanntlich aus Vorderasien eingewanderten Semitensprachen.³⁹

Von dem ehemaligen Leiter der Afrikanischen und Ozeanischen Abteilung des Berliner Völkerkundemuseums und späteren ordentlichen Professors für Anthropologie Felix von Luschan angeregt,⁴⁰ machte sich Meinhof daran, »einen Zusammenhang dieser sehr verschiedenen Sprachen untereinander nachzuweisen. Das war nicht leicht.«⁴¹ Bei diesen Untersuchungen war Meinhof auf das Ful gestoßen, das in weiten Gebieten des westlichen Sudan und darüber hinaus gesprochen wird. Dessen Träger seien »hellfarbig« und »lockenhaarig« und besäßen zudem »schmale Lippen und Nasen«. Kurz: Die Fulbe, so der Name des Volkes, sähen aus wie »Hamiten« und würden von Anthropologen und Ethnographen als solche bezeichnet. Meinhof hatte sich vorgenommen, den letzten noch nicht ernsthaft behandelten Teil der afrikanischen Sprachenwelt in Angriff zu nehmen. Aus heutiger Sicht muss gesagt werden, dass dieser Versuch zum Scheitern verurteilt war, weil die von Meinhof als »hamitenverdächtig« angesehenen und in dem Buch behandelten Sprachen sich aus Mitgliedern aller vier großen afri-

kanischen Sprachstämme zusammensetzen, die damit als Gruppe nicht miteinander verwandt sein konnten.⁴² Weiterhin – und das ist der entscheidende Unterschied zu den bantuistischen Arbeiten, die auf der soliden methodischen Grundlage der vergleichenden Sprachwissenschaft entstanden waren – lagen bei der Untersuchung der Hamiten-sprachen nicht primär sprachwissenschaftliche Fragestellungen zu Grunde, sondern ideologische. Meinhof versuchte zwar, die genetische Verwandtschaft aller dieser Sprachen nachzuweisen,⁴³ tatsächlich aber arbeitete er in dem Buch 21 strukturelle Merkmale ab, die er als besonders hamitisch ansah und die er einleitend der Behandlung der einzelnen Sprachen voranstellt. Dies ist charakteristisch für eine Art von Sprachvergleich, den typologischen, der Sprachen dann als zusammengehörig ansieht, wenn sie strukturelle Gemeinsamkeiten aufweisen, die nicht auf genetischer Verwandtschaft zu beruhen brauchen.⁴⁴ Auffällig ist weiterhin immer wieder das Auftauchen der Wörter »hellhäutig« und »lockenhaarig« im Zusammenhang mit den Sprechern dieser Sprachen. Das sind nun Begriffe, die in einer nach sprachwissenschaftlichen Kriterien vorgenommenen vergleichenden Untersuchung nichts zu suchen haben. In dem Hamitenbuch geht nun Meinhof daran, die von ihm ausgewählten »hamitischen« 21 Merkmale für die sieben Sprachen Punkt für Punkt abzarbeiten. Zu jedem Punkt gibt er an, wie sich in den jeweiligen Sprachen das postulierte hamitische Sprachgut findet. Dabei wird er in sehr verschiedenem Maße fündig: Hausa, Berberisch, Bedauye und Somali sind Sprachen, die zu den afro-asiatischen Sprachen gehören⁴⁵. Dadurch haben sie ein sehr viel größeres Maß an gemeinsamen Merkmalen aufzuweisen als die anderen drei. Bei diesen, Nama, Masai und Ful, die völlig anders garteten Phyla (Sprachstämmen) angehören, sind die Ähnlichkeiten extrem dünn gesät. Eingegangen werden muss in diesem Kontext auf das Ful, das die Sprachwissenschaftler des 19. und angehenden 20. Jahrhunderts (einschließlich Meinhofs) wegen seines komplizierten Nominalsystems über lange Zeit mystifiziert hatten.

Ich will auf den folgenden Seiten versuchen, dieses Nominalsystem, das vor allem von linguistischer Seite aus zur Konstruktion der Hamitentheorie Anlass gegeben hat, kurz zu charakterisieren. Dies ist, fürchte ich, ziemlich starker Tobak für jemanden, der sich nie mit afrikanischen Sprachen beschäftigt hat. Die Kurzdarstellung dient dazu zu zeigen,

wie kompliziert die Grammatik afrikanischer Sprachen sein kann und damit Vorurteilen über afrikanische Sprachen entgegenzutreten.⁴⁶ Zugleich soll Verständnis erweckt werden für die Frustration der Linguisten (einschließlich Meinhofs), die sich mit dem Ful beschäftigt haben und an der Interpretation dieses Systems gescheitert sind.

Das Ful ist eine Klassensprache. Merkmale solcher Klassensysteme sind bereits weiter oben (siehe S. 94 ff.) beschrieben worden. Es gibt im Ful 19 Singular- und 5 Pluralklassen, die am einfachsten durch das jeweilige Klassenpronomen benannt werden können. Es wäre so, als wenn man im Deutschen an Stelle von »Maskulinum«, »Femininum« und »Neutrum« von »er-Klasse«, »sie-Klasse« und »es-Klasse«, sprechen würde. Diese 24 Klassen sind doppelt gekennzeichnet durch Suffixe am Nomen und eine bestimmte Form des Anlautkonsonanten – des ersten Konsonanten – des Nominalstammes.

Jedes Suffix (siehe S. 252, Anmerkung 18) besitzt vier Varianten. Welche dieser Varianten ein Nominalstamm verwendet, ist jeweils eine Eigenschaft dieses Nominalstammes, also nicht voraussagbar, d.h. sie muss erlernt werden – ähnlich wie im Deutschen Pluralformen gelernt werden müssen. Es heißt der Bund, die Bünde, aber nicht der Hund, die Hünde, sondern Hunde.

Die Klassenzugehörigkeit eines Nominalstammes bestimmt auch die Form des Anlautkonsonanten, weshalb dieser vom Singular zu Plural wechseln kann. Es gibt drei sog. Anlautstufen. Die Konsonanten können explosiv oder frikativ sein oder eine Nasalverbindung formen. Dadurch unterscheiden sich die Singular- von den Pluralformen z.T. erheblich. Die Wechsel zwischen den Anlautstufen sind systematisch, das System stellt sich wie folgt dar:

1. Stufe	w	w/y	y	r	f	s	h
(Frikativlaut)							
2. Stufe	b	g	j	d	p	c	k
(Explosivlaut)							
3. Stufe	mb	ng	nj	nd	p	c	k
(Nasalverbindung)							

Alle anderen Laute des Ful nehmen nicht am Anlautwechsel teil.

Als Klassensuffixe der 24 Nominalklassen mit ihren Varianten, den Suffixsstufen, treten verschiedene Elemente auf. (Jede Zeile der Tabelle ab S. 150 enthält zusätzliche Informationen zu den einzelnen Klassen, die in der Kopfzeile beschrieben werden. »Numerus« besagt, ob es sich um eine Singular- oder Pluralklasse handelt. »Inhalt« bezieht sich darauf, ob den Klassen eine bestimmte Bedeutung zugeordnet werden kann. Das ist nur in der Minderzahl der Fälle möglich. Dabei ist es häufig der Fall, dass sich zwar gehäuft semantisch ähnliche Wörter in einer Klasse finden, neben diesen aber noch zahlreiche andere semantische Felder vertreten sind. So finden sich in der nge-Klasse eine Reihe von Bezeichnungen für Kühe – eine Tierart, die für Hirtennomaden von größter Bedeutung ist. Der Plural wird nach der di-Klasse gebildet.)

suum-e, cuum-i	Sg: Alst. 1, Suffst 1; Pl: Alst. 2, Suffst 1	weiße Kuh mit schwarzen Lippen und Ohren
lood-e, lood-i	Sg: Alst. 1, Suffst 1; Pl: Alst. 2, Suffst 1	rötlich graue Kuh
nyaal-e, nyaal-i	Sg: Alst. 1, Suffst 1; Pl: Alst. 2, Suffst 1	weiße Kuh
nyaaw-e, nyaaw-i	Sg: Alst. 1, Suffst 1; Pl: Alst. 2, Suffst 1	weiß rote Kuh
fataraa-ye, pataraa-ji	Sg: Alst. 1, Suffst 2; Pl: Alst. 2, Suffst 2	Kuh mit runden Flecken
wunee-ye, bunee-ji	Sg: Alst. 1, Suffst 2; Pl: Alst. 2, Suffst 2	Kuh mit weißen Streifen
daw-ge, daw-di,	Sg: Alst. 1, Suffst 4; Pl: Alst. 2, Suffst 4	weiße Kuh mit schwarzen Ohren

Die folgende Tabelle zeigt alle nominalen Klassen samt ihren Klassenzeichen (Suffix- und Anlautstufen), ihren Funktionen (Numerus) und – wenn möglich – ihrem semantischen Inhalt: 1. Diminutiva (Verkleinerungen); 2. Augmentativa (Vergrößerungen); 3. Personen; 4. Flüssigkeiten und anderes.

	Klassen- prono- men	Anlaut- stufe	Suffix- stufe 1	Suffix- stufe 2	Suffix- stufe 3	Suffix- stufe 4	Numerus	Inhalt
1	nde	1	-re	-re	-de	-nde	Singular	
2	ndi	3	-ri	-ri	-di	-ndi	Singular	
3	ndu	1	-ru	-ru	-du	-ndu	Singular	
4	nga	3	-a	-wa	-ga	-nga	Singular	
5	nge	1	-e	-ye	-ge	-nge	Singular	
6	ngo	1	-o	-wo	-go	-ngo	Singular	
7	ngu	3	-u	-wu	-gu	-ngu	Singular	
8	ngal	2	-al	-wal	-gal	-ngal	Singular	
9	ngel	2	-el	-yel	-gel	-ngel	Singular	(1)
10	ngol	2	-ol	-wol	-gol	-ngol	Singular	
11	ngum	2	-um	-wum	-gum	-ngum	Singular	(1)
12	ka	3	-a	-ha	-ka	-ka	Singular	
12	ki	2	-i	-hi	-ki	-ki	Singular	
14	ko ¹	1	-o	-ho	-ko	-ko	Singular	
15	ko ²	3	-o	-ho	-ko	-ko	Plural	(2)
16	kal	2	-al	-hal	-kal	-kal	Singular	(1)
17	kol	2	-ol	-hol	-kol	-kol	Singular	Kalb
18	kon	3	-on	-hon	-kon	-kon	Plural	(1)
19	be	1	-be	-be	-be	-be	Plural	(3)
20	d'e	2	-(')e	-je	-d'e	-d'e	Plural	
21	d'i	2	-(')i	-ji	-d'i	-d'i	Plural	
22	'o	2	-(')o	-jo	-d'o	-d'o	Singular	(3)
23	d'am	3	-(')am	-jam	-d'am	-d'am	Singular	(4)
24	d'um	2	-(')um	-jum	-d'um	-d'um	Singular	

In der nächsten Tabelle sind vier Adjektive, die immer einer bestimmten Suffixstufe angehören, »durchdekliniert«. Da Adjektive jeweils in derselben Nominalklasse auftreten wie die regierenden Nomina, geben sie einen Eindruck von der Vielfalt möglicher Formen und den Rätseln, die sich einer sauberen Analyse entgegenstellen.

		gesund	weiß	männlich	kurz	Bedeutung	
	Klassen- prono- men	Anlaut- stufe	Suffix- stufe 1	Suffix- stufe 2	Suffix- stufe 3	Suffix- stufe 4	Numerus
1	nde	1	yam-re	ranee-re	wor-de	rammu-nde	Singular
2	ndi	3	njam-ri	ndanee-ri	ngor-di	ndammu-ndi	Singular
3	ndu	1	yam-ru	raanee-ru	wor-du	rammu-ndu	Singular
4	nga	3	njam-a	ndanee-wa	ngor-ga	ndammu-nga	Singular
5	nge	1	yame-e	ranee-ye	wor-ge	rammu-nge	Singular
6	ngo	1	yamo-o	ranee-wo	wor-go	rammu-ngo	Singular
7	ngu	3	njam-u	ndanee-wu	ngor-gu	ndammu-ngu	Singular
8	ngal	2	jam-al	danee-wal	gor-gal	dammu-ngal	Singular
9	ngel	2	jam-el	danee-yel	gor-gel	dammu-ngel	Singular
10	ngol	2	jam-ol	danee-wol	gor-gol	dammu-ngol	Singular
11	ngum	2	jam-um	danee-wum	gor-gum	dammu-ngum	Singular
12	ka	3	njam-a	ndanee-ha	ngor-ka	ndammu-ka	Singular
13	ki	2	jam-i	danee-hi	gor-ki	dammu-ki	Singular
14	ko ¹	1	yam-o	renee-ho	wor-ko	rammu-ko	Singular
15	ko ²	3	njam-o	ndanee-ho	ngor-ko	ndammu-ko	Plural
16	kal	2	jam-al	danee-hal	gor-kal	dammu-kal	Singular
17	kol	2	jam-ol	danee-hol	gor-kol	dammu-kol	Singular
18	kon	3	njam-on	ndanee-hon	ngor-kon	ndammu-kon	Plural

			gesund	weiß	männlich	kurz	Bedeutung
	Klassen- prono- men	Anlaut- stufe	Suffix- stufe 1	Suffix- stufe 2	Suffix- stufe 3	Suffix- stufe 4	Numerus
19	be	1	yam-be	ranee-be	wor-be	rammu-be	Plural
20	de	2	jam-e	danee-je	gor-de	dammu-de	Plural
21	di	2	jam-i	danee-ji	gor-di	dammu-di	Plural
22	'o	2	jam-o	danee-jo	gor-ko	dammu-do	Singular
23	dam	3	njam-am	ndanee-jam	gor-dam	ndammu-dam	Singular
24	dum	2	jam-um	danee-jum	gor-dum	dammu-dum	Singular

Die Aufstellungen verdeutlichen, dass das Nominalklassensystem des Ful ein hochkomplexes Gebilde ist, das die Sprachwissenschaftler des 19. Jahrhunderts zu ebenso hochkomplexen Spekulationen angeregt hat. Die entscheidende Interpretation, die auch Meinhof zu ihren Anhängern zählte, war die, dass sich in dem Anlautwechsel der Nomina Reste eines ehemals vorhandenen grammatischen Geschlechts gehalten haben, die die Zusammenfassung des Ful mit den anderen Sprachen, die grammatisches Geschlecht aufwiesen, rechtfertigten.

Klarheit brachten in den 1920er Jahren die präzisen, methodisch klaren Analysen August Klingenhebens⁴⁷ – Carl Meinhofs Nachfolger im Amt. Sie entzogen dem hochspekulativen Gebäude der Hamitentheorie, nach dem das Ful die »vermutlich älteste uns zugängliche Form einer Hamitensprache«⁴⁸ sei, das sprachliche Fundament. Dadurch fiel einer der Repräsentanten hellhäutiger Hirtennomaden, die die Hamiten ausmachen sollten, aus diesem Bund, und damit auch die gesamte Theorie Meinhofs in sich zusammen.

Sein Buch endet mit zwei »Beigaben«. Die erste ist ein zehn Seiten langes, rund 80 Einträge umfassendes »Vergleichendes Wörterverzeichnis«. Es ist bemerkenswert und zugleich ein ziemlich schlechtes Zeichen, dass kein einziger Eintrag in diesem Verzeichnis Belege aus allen sieben Sprachen des Hauptteils enthält, Belege also, die die Einheit aller sog. Hamitensprachen beweisen könnten. Nur unter 5 Stichwörtern fin-

den sich Belege aus sechs der sieben Sprachen, unter neun Stichwörtern dagegen nur Belege aus zwei Sprachen. Das Nama taucht nur 14-mal in der vergleichenden Wortliste, das Somali dagegen 63-mal auf. Dazu kommt, dass in einer nicht geringen Zahl der Vergleichssätze Wörter erscheinen, deren phonetische Ähnlichkeit ganz gering ist und deren angenommene Verwandtschaft nicht ohne Weiteres einleuchtet. Das Auftauchen von Lautregelmäßigkeiten in größerem Umfang, das die bantuistischen Arbeiten Meinhofs so auszeichnet und die Resultate so überzeugend macht, fehlen in dieser vergleichenden Wortliste völlig.

Die zweite »Beigabe« entstammt der Feder Felix von Luschan und trägt den Titel »Hamitische Typen«. Luschan sieht durchaus die Gefahr, dass sich hier zwei Disziplinen durch unreflektierte Übernahme der jeweiligen Ergebnisse einander bestärken, glaubt sich aber dieser Gefahr gegenüber gefeit. In seinen Ausführungen beschreibt er Hamitische Typen, geht davon aus, dass sie die ursprünglich afrikanischen Völker und Kulturen überlagerten und damit ein Mischprozess einsetzte:

Aber all das betrifft nur die körperlichen Eigenschaften, *nicht die geistigen*; diese werden von der neuen Umwelt wenig oder gar nicht beeinflusst, und so sehen wir, daß im Kampf der geistigen Eigenschaften immer die besseren überdauern; *es siegt die bessere Sprache, die bessere Grammatik, die bessere Religion, vielleicht auch, soweit überhaupt solche in Frage kommt, die bessere Schrift.*⁴⁹

Diese Behauptung erfährt dadurch ihre Bösartigkeit, dass eine Definition von »besser« im Kontext von Sprache, Grammatik, Religion etc. nicht gegeben werden kann.

Meinhofs Buch wurde als bedeutend angesehen und steigerte seinen Ruhm, langfristig hat es aber aufgrund der rassistischen Inhalte seinen Ruf nachhaltig beschädigt. Die folgenden Zeilen aus dem Vorwort sind die bei Weitem am häufigsten zitierten des Buches:

[...] daß die Sprachen der hellfarbigen, lockenhaarigen Rasse trotz aller Unterschiede und Beeinflussung durch Sudansprachen und Buschmannsprachen doch so viel Gemeinsames haben, daß man sie als zusammengehörig auffassen kann.⁵⁰

Deutlich wird hier, dass in unzulässiger Weise Ideen von außen an die sprachwissenschaftliche Analyse herangetragen werden. Es gab keine hamitische »Rasse«, die alle Träger einer solchen Kultur kennzeichnete, und der Versuch, diese Einheit sprachlich zu untermauern, konnte nicht gelingen und ist auch fehlgeschlagen.

Allerdings waren 1912 Meinhofs Gedanken von »hamitische(n) Stämme(n) als Herrenvolk« im kolonialen Kontext zu attraktiv, um sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht zu übernehmen. Dazu gehörte der bedeutende Sprachwissenschaftler Hugo Schuchardt, der sich in einer längeren Rezension mit den »Sprachen der Hamiten« beschäftigte und eigentlich nichts in dem Buch unkritisiert davonkommen ließ: Er kritisierte die Methode, er kritisierte, dass unter dem Begriff »hamitisch« Sprachen zusammengefasst würden, die nicht zusammengehörten. Er kritisierte die Merkmale, die Meinhof als charakteristisch für die Hamitensprachen ansetzte, sie seien vielfach zu allgemein und kämen auch anderswo vor. Schließlich kritisierte er das vergleichende Wörterverzeichnis als zu kurz und zu wenig stichhaltig, vor allem vermisste er die sonst von Meinhof als so wichtig erachteten Lautentsprechungen.⁵¹ Der Leipziger Berberologe Hans Stumme hätte gern das Ful und das Nama aus dem Kreis der als hamitisch bezeichneten Sprachen ausgeschlossen, vermisste dafür eine Behandlung des Ägyptischen. Er schloss seine Rezension wie folgt: »Die Lektüre des Buches hat mir und meinen Hörern manche anregende Stunde bereitet.«⁵²

Mitte der 1960er Jahre begann dann eine neue Generation von Afrikanisten in der Folge des amerikanischen Sprachwissenschaftlers Joseph H. Greenberg, verstärkt Meinhofs Ideen zu kritisieren und endgültig in die Rumpelkammer der Wissenschaftsgeschichte zu verweisen.⁵³ Zu Meinhofs Ehrenrettung muss gesagt werden, dass er sein Hamitenbuch immer als »Prodromos« (Vorläufer) angesehen hat.⁵⁴ Erst im hohen Alter hat er allerdings explizit zugegeben, dass die Hamitentheorie falsch ist.⁵⁵

Zwei Meinungen zu Meinhofs Hamitentheorie zeigen, wie Sprachwissenschaftler 60 Jahre nach Meinhof die Mischung der Methoden verschiedener Fächer sahen:

[...] racial or cultural attributes of a certain group seem to have been at least sometimes decisive in determining that group's linguis-



Seti I.



Ramses II.



Seti I.



Nefert.

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

Hamitische Typen aus der zweiten Beigabe Felix von Luschan's
in Meinhofs »Sprachen der Hamiten«



Weiss phot.

Sultan Kissilerobo, Mhima, Mpororo.



v. Grawert phot.

Hima aus Ruanda.

Hamburg: L. Friederichsen & Co.

tic affiliation. One of the most blatant examples of this was undoubtedly Meinhof's conception of what he called »maximal Hamitic«, developed in *Die Sprachen der Hamiten* (1912). Despite little linguistic evidence, Meinhof tried to expand the Hamitic language family by fairly vague typological resemblances until speakers of »Hamitic« in his sense were largely coterminous with cattle-herding peoples and members of a basically Caucasoid stock – in Meinhof's view a *Herrenvolk* (master race). His theory necessarily entailed a good deal of mixing, both of races and languages.⁵⁶

Was Meinhof mit der von ihm mitentwickelten Hamitentheorie in der Afrikanistik und den angrenzenden Wissenschaften vom Menschen angerichtet hat, fasst Hans-Jürgen Sasse so knapp wie vernichtend zusammen:

Die Hamitenhypothese hat nicht nur auf das vergleichende Studium der afro-asiatischen Sprachen, sondern auf die gesamte Afrikanistik einen außerordentlich schädlichen Einfluß ausgeübt. Die Vorstellung des hochgewachsenen kaukasoiden Hamiten, der aufgrund seiner überlegenen geistigen Disposition und seiner effektiveren Waffen einen großen Teil des von negroider Bevölkerung bewohnten Kontinents unterwirft, ging in zahlreiche ethnologische und afrikanistische Handbücher und enzyklopädische Lexika ein und setzte sich nachhaltig in den Vorstellungen der gelehrten Welt über die Vorgeschichte Afrikas fest.⁵⁷

Menschen im Seminar 1 – die »eingeborenen Sprachgehilfen« bis zum Ende des Ersten Weltkrieges

Die Vorlesungsverzeichnisse des Kolonialinstituts geben Auskunft darüber, wer – neben den Professoren – in dessen einzelnen Instituten beschäftigt war. Im Falle der Afrikanistik waren das im Wesentlichen die »eingeborenen Sprachgehilfen« (anfangs noch als Lektoren bezeichnet), die in der Sprachvermittlung tätig waren, und die Wissenschaftlichen Hilfsarbeiter. Die Lektoren waren damals alle in einer prekären Lage: Einerseits bot ihnen die Anstellung an der Universität die Möglichkeit, ein gesichertes Auskommen zu haben, andererseits mussten sie sich permanent in einer mehrheitlich weißen Gesellschaft behaupten. Auf den Fall Mtoro in Berlin – den Meinhof in den Jahren 1910 bis 1914 wieder in Hamburg als Swahili-Lektor eingestellt hatte – habe ich bereits hingewiesen (siehe S. 97ff.).

Auch in Hamburg war der Bewegungsraum von Afrikanern eingeschränkt. Sie wohnten zur Untermiete und unterstanden damit der Oberaufsicht ihrer Vermieter, die häufig von der Universität bestellt wurden. Um ihren schwierigen Alltag zu verdeutlichen, möchte ich auf eine persönliche Erinnerung zurückgreifen: Als Frau Prof. Dr. Emmi Kähler-Meyer (siehe S. 196f.) pensioniert wurde, hatte sie aus dem umfangreichen, in die Anfangszeit zurückreichenden Aktenbestand des Seminars zahlreiche Aktenordner ausgesondert, die – aus welchen Gründen auch immer – dort nicht weiter aufbewahrt werden sollten, und die deshalb bis zur Entsorgung in einem der Seminarräume angehäuft herumlagen. Ich sammelte damals Briefmarken und hoffte (vergeblich, weil offensichtlich schon andere Seminarmitglieder die Akten gefilzt hatten) einige alte afrikanische Briefmarken zu finden. Die Faszination, die alte Akten unvermeidbar ausströmen, veranlasste mich damals, Teile von ihnen zu lesen.

Zwei Ereignisse haben sich damals in mein Gedächtnis eingepreßt: Das erste muss dem Duala-Lektor Peter Makembe während des Ersten Weltkrieges widerfahren sein, der von 1912 bis 1919 am Seminar angestellt war.⁵⁸ In den Akten selbst taucht sein Name nicht auf, aus anderen Quellen geht jedoch eindeutig hervor, dass es sich um ihn gehandelt haben muss. In dieser Zeit war es wegen der durch den Krieg

bedingten Zwangswirtschaft generell verboten, hausieren zu gehen. Makembe hatte anscheinend versucht, sein Gehalt aufzubessern und war dennoch mit einem Bauchladen unterwegs gewesen. Dabei wurde er von der Polizei kontrolliert. Sein Hausieren wurde zur Anzeige gebracht und Makembe wurde deshalb – ausgerechnet in der Kaufmannsstadt Hamburg – zu einer kurzen Gefängnisstrafe verurteilt. In den Akten findet sich ein Brief von Meinhof an die Justizbehörde mit dem Antrag auf Haftverschonung bis zum Semesterende, weil sonst der Duala-Unterricht zusammenbrechen würde.⁵⁹

Das andere Ereignis betraf einen Lektor, der eine Schiffspassage in seine Heimat in einer Hamburger Reederei buchen wollte. Er wurde, wie das seinerzeit gegenüber Afrikanern üblich, von dem dortigen Angestellten geduzt (siehe den auf S. 101f. zitierten Bericht des Kaiserlichen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika). Als Universitätsangestellter verbat er sich diese Behandlung mehrfach. Offenbar ohne Erfolg, denn in den Akten fand sich ein Brief. Wenn ich mich recht erinnere, stammte dieser von Adolph Woermann, der Meinhof bat, auf seinen Lektor einzuwirken, die Beleidigungsklage, die dieser angestrengt hatte, zurückzunehmen.⁶⁰

Über einige der Lektoren, die zu Meinhofs Frühzeiten am Seminar gearbeitet haben, sind Details in den Akten erhalten geblieben.⁶¹ Die früheste Meldung bezieht sich auf den von 1911 bis 1912 am Seminar angestellten Hausa- und Ful-Lektor Hadji Musa ben Adam el Fulani. Über ihn schrieb Meinhof am 19. Juli 1930 an Karl Florenz, den Dekan der Philosophischen Fakultät:

Zum Glück gelang es meinem damaligen Kollegen Becker, an der el Ashar in Kairo einen wunderlichen Heiligen aufzutreiben, der aus dem westlichen Sudan stammte, Ful und Hausa sprach und nach Hamburg kam, um hier Klingenneben in beide Sprachen einzuführen. Es ist dies die schnurrigste Figur, die wir an meinem Seminar gehabt haben, die unausgesetzt Beschwerde gegen Klingenneben führte, die der dann, da ich weder Ful noch Hausa verstand, als Dolmetscher mir übersetzen musste. Er wurde dabei als Heuchler bezeichnet, was ja für den Mohammedaner eine besonders schlimme Beschuldigung ist, und wenn wir endlos verhandelt hatten, war das Ergebnis natürlich gleich null, denn der Mann wollte gar nichts weiter als reden.⁶²



Charles (Karl) Atangana als Dolmetscher der Jaundestation (1908)

Gut dokumentiert ist das Leben des von 1913 bis 1914 angestellten Jaunde-Lektors Karl Atangana. Um 1883 geboren, besuchte er ab 1897 die Schule der Pallotiner – eines katholischen Missionsordens – im süd-kamerunischen Kribi, absolvierte sie als Bester und trat 1900 als Lazarettgehilfe und Dolmetscher in den Dienst der deutschen Kolonialverwaltung. Er heiratete Marie Biloa zwischen dem Ende seiner Schulzeit in Kribi und seinem Dienst in Victoria (heute Limbe). Mit Ausnahme seiner Zeit in Hamburg war er von 1902 bis 1915 als Kanzlist und Dolmetscher, später als Vorsitzender des Eingeborenenchiedsgerichts bei der deutschen Verwaltung im Bezirk Jaunde angestellt.⁶³ Am Kolonialinstitut in Hamburg arbeitete er zusammen mit Martin Heepe und seinem späteren Amtsnachfolger und Neffen Paul Messi⁶⁴ an dem letztlich unter Heepescher Autorschaft firmierenden Buch »Jaunde-Texte von Karl Atangana und Paul Messi nebst Experimentalphonetischen Untersuchungen über die Tonhöhen im Jaunde und einer Einführung in die Jaunde-Sprache«, das 1919 als 24. Band der Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts erschien. Nach seiner Rückkehr wurde Atangana in die neu geschaffene Position »Oberhäuptling der Yaunde

und Bane« berufen, die er bis zum Ende der deutschen Kolonialherrschaft innehatte. Er hielt im Ersten Weltkrieg loyal zu Deutschland und floh mit Missionaren und Mitgliedern der Kolonialtruppen sowie mit ungefähr 17.000 Jaundes aus dem von den Briten eroberten Jaunde nach Spanisch-Guinea. Erst 1920 kehrte er in das inzwischen von Frankreich dominierte Kamerun zurück. Die neuen Kolonialherren misstrauten zunächst dem ehemaligen Angestellten der deutschen Kolonialverwaltung, aber Atangana schaffte es, auch ihr Vertrauen zu gewinnen. Zeit seines Lebens hat er eine vermittelnde Position zwischen der Kolonialregierung und der einheimischen Bevölkerung einerseits, aber auch zwischen rivalisierenden und einander feindlich gegenüberstehenden Kameruner Gruppen eingenommen. Insofern ist seine Haltung und Stellung schwer zu kategorisieren: Atangana kann nicht als Widerständler gegen die Fremdherrschaft angesehen werden, denn er sah Opposition gegen die Europäer als nutzlos an und übernahm deren Religion und Kultur. Gleichzeitig tat er viel, um lokale Interessen durchzusetzen. Dazu gehörte sein Einsatz für einzelne Landsleute ebenso wie die Unterstützung der von den Franzosen getroffenen Maßnahmen zur Ausrottung der Schlafkrankheit. Mit seinen begrenzten Einflussmöglichkeiten versuchte er einen Mittelkurs zu entwickeln.⁶⁵ Bis zum heutigen Tag halten seine Landsleute Atanganas Andenken in Ehren und haben ihm an herausragender Stelle in Yaoundé ein Denkmal errichtet.

Wie ging es nun Atangana in dem einen Jahr, das er in Hamburg verbrachte? Er kam zunächst ohne seine Frau, mit der er schon länger verheiratet war, und mit der er mehrere Kinder hatte (darunter eine Tochter, die später eine Biographie ihres Vaters verfasste), beantragte aber schon bald, dass sie nach Hamburg nachziehen könne. Am 1. August 1912 antwortete Fritz Adae im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements von Kamerun wie folgt:

Ich kann dem Wunsche ATANGANA'S, sein Weib und ihren Begleiter NGUMU nach Deutschland nachkommen zu lassen, nicht stattgeben, ehe nicht



Statue von Karl Atangana
in Yaoundé

genügende Sicherheit dafür geboten wird, daß das Weib hinsichtlich Wohnung und Unterhalts in jeder Weise sichergestellt ist. Als Sicherheit würde mir eine Erklärung des Kolonialinstituts in Hamburg genügen, daß ATANGANA dort für die Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland angestellt ist, und daß für seinen und seiner Frau Unterhalt seitens des Instituts in genügender Weise Vorsorge getroffen wird. NGUMU müßte dagegen, nachdem er das Weib nach Deutschland begleitet hat, sofort die Rückreise antreten. Auch hierfür müßten genügende Mittel nachgewiesen werden.

Ich stelle ergebenst anheim, ATANGANA entsprechend zu bescheiden. Dem Gouvernement in Lome habe ich mitgeteilt, daß ich gegen den weiteren Aufenthalt der beiden Jaundeleute in Togo einstweilen nichts einzuwenden habe.⁶⁶

Bezeichnend ist, dass in einer Zeit, in der auf eine Ehefrau ausschließlich als »Gattin« oder »Frau Gemahlin« Bezug genommen wird, hier abwertend von »Weib« die Rede ist.

Dass Meinhof und Atangana gut miteinander auskamen, geht aus verschiedenen Dokumenten hervor. Da ist zunächst das Dienstzeugnis, das Meinhof am 21. Juni 1913 dem Lektor bei seinem Ausscheiden aus dem Seminar ausstellte:

Carl Atangana aus Yaunde ist von Anfang Juni 1912 bis Ende Juni 1913 am Seminar für Kolonialsprachen in Hamburg tätig gewesen. In dieser Zeit hat er sich durch seine guten Auskünfte über die Yaundesprache und die Sitten und die Geschichte seines Volkes in ganz besonderem Masse ausgezeichnet. Mit seiner Hilfe konnte die Lautlehre, Grammatik und der Wortschatz des Yaunde besser als bisher erforscht und die nötige Grundlage für den praktischen Unterricht geschaffen werden. Bei den Vorlesungen und Uebungen hat er sich rege und mit gutem Erfolg für die Zuhörer beteiligt. Seine persönliche Führung war die beste, und ich sehe ihn deshalb mit lebhaftem Bedauern scheiden. Seine freie Zeit hat er redlich zu seiner persönlichen Fortbildung benutzt. So habe ich gern Veranlassung genommen, ihm das alles bei seiner Abreise nach Kamerun zu bescheinigen und wünsche ihm für die Zukunft Wohlergehen und guten Erfolg seines tüchtigen Strebens.⁶⁷

Weiterhin können die verschiedenen Briefe mit guten Wünschen, die Atangana an Meinhof schrieb und die dieser ebenso artig beantwortete, als Zeichen guten Auskommens gelten. Bald nach seiner Rückkehr nach Kamerun schickte er am 24. November 1913 Meinhof Neujahrsgrüße:

Euer Hochwohlgeboren gestatten sich gehorsamst Unterzeichnete zum neuen Jahr die besten Glückwünsche und alles Gute hierdurch darzubringen.

K Atangana & Frau

Präsident des Eingeborenen Schiedsgerichts.⁶⁸

Als dauerndes Ergebnis seines Aufenthaltes ist bereits eben auf das Buch »Jaunde-Texte« verwiesen worden. Darin gibt Atangana einen Überblick über die verschiedensten Aspekte der Jaunde-Kultur, -Geschichte und -Sozialstruktur, wie er in dieser Ausführlichkeit – und vor allem in einer wissenschaftlich korrekt wiedergegebenen Sprache der betroffenen Ethnie einschließlich deutscher Übersetzung, die die Texte für Sprachkundige erschließt – bis dato noch nicht ausgearbeitet war.⁶⁹

Gut ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr wandte sich Atangana am 23. Januar 1914 an Meinhof, um ihn darüber zu informieren, dass der Lektor Abdu (Abudu) Rashid⁷⁰ und ein Seemann namens Hoffmann gegen ihn intrigiert hätten. Er selbst bezeichnete das als eine »unvernünftige Sache«, und bat Meinhof um Entschuldigung dafür, dass er ihn damit belästige:

Ich bitte euer Hochwohlgeboren ganz gehorsamst, meine Kollegen Makembe und Rashied zu veranlassen, daß sie hinter meinem Rücken und nach meiner Abreise von Hamburg nicht gegen mich sprechen, indem sie denken, daß ich mich nicht mehr verteidigen könnte.

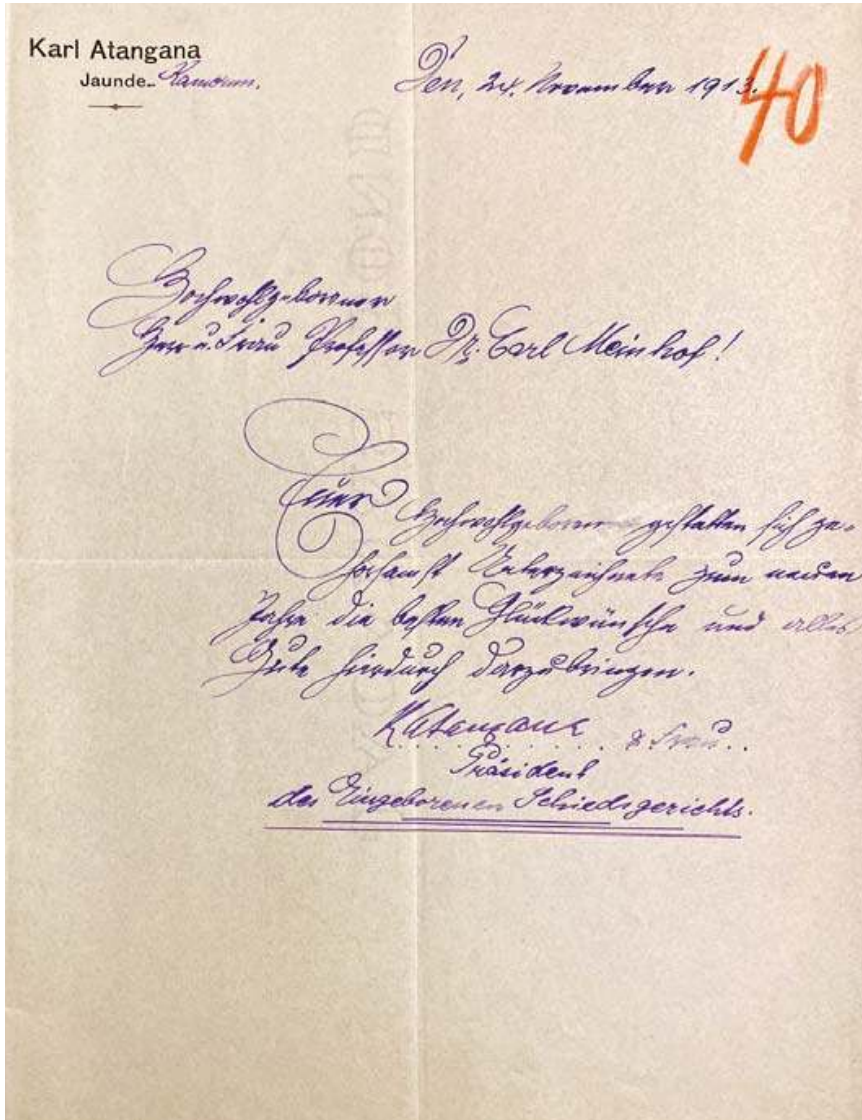
Ich habe selbst gemerkt, daß beide mir in Hamburg neidisch geworden sind.

Ich bitte Euer Hochwohlgeboren wegen meiner Belästigung nochmals um Entschuldigung und verbleibe mit den besten Grüßen an Sie und Ihre Frau Gemahlin

Euer Hochwohlgeboren

Treuer dankbarer

K. Atangana⁷¹



Faksimile des Briefes von Atangana

Atangana legte als Beweis den Brief von Harry Hoffmann bei, der Morddrohungen gegen ihn enthielt. Er hatte eine Kopie davon angefertigt, die er an seinen vormaligen Vorgesetzten mit Bitte um Unterstützung schickte. Sie wird hier mitsamt der Antwort Meinhofs wiedergegeben, weil sie beispielhaft den Rassismus widerspiegelt, der in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung Afrikanern gegenüber bestand:

Ich hatte Ihnen, von Mattadi geschrieben, aber keine Antwort von Ihnen erhalten, ich dachte mir schon, daß da etwas los war, aber

daß Sie so gemein waren und in das Schlafzimmer meiner Braut gegangen und ihr 100 Mk boten für 1 Nacht bei ihr zu schlafen, das hätte ich von Ihnen nicht gedacht, als Oberhäuptling. Aber traue keinem Neger, das war mein Wahlspruch schon immer, von Ihnen, der sich mein Freund nannte, hätte ich das am wenigsten erwartet. Sie können mal bei Rashid anfragen, der würde Ihnen schon erzählen, wie ich darüber denke, soviel kennen Sie mich ja, auch das ich mir das von einem Neger nicht bieten lasse. Können Sie sich wohl denken, den alle Leute haben Sie ja schlecht gemacht. Der Professor hat mir schöne Sachen erzählt und ich als Deutscher soll mir gefallen lassen, das ein Neger in das Schlafzimmer nach meiner Braut geht und Sie da durch unsittliche Anträge belästigt, das fordert Blut Bursche und ich werde dich auch finden und werde dich elender Hund niederschießen wie einen tollen Hund. Du kannst froh sein, daß ich dich nicht in Hamburg angetroffen habe, sonst hätte ich dich der Polizei übergeben. Aber entkommen thust du mir nicht, daß schwöre ich dir ich habe Rashied, durch Handschlag versprochen, daß ich dafür Rache nehmen und bin ins Geschäft mit ihm und kaufte einen Revolver, den werde ich dir bringen und dir unter die Nase halten das der schwarze Schädel auseinander springt. Und daß ich ein Mann bin der sein Wort hält wissen Sie wohl. Ich komme am 28 November wieder nach Matadi am Kongo, von da nach Duala und Viktoria also werden Sie mir nach Matadi einen Brief senden, der mindestens den 10fachen Betrag enthält, wie das Angebot für eine Nacht bei meiner Braut zu schlafen war. Oder kommen Sie persönlich nach Matadi, da können wir das da gleich ausmachen. Habe ich in Matadi keine Antwort, so ist Krieg zwischen uns, der erst endet, wenn einer nicht mehr lebt. Sie kennen mich. M. Adr. Ist Harry Hoffmann, Storekeepeer a/B. SS Ingraben Hamburg Bremen Afrika-Linie Matadi⁷²

Meinhof antwortete darauf:

Lieber Atangana, 24. Januar 1914
Für Ihren freundlichen Brief vom 29. November und für die freundlichen Wünsche für das neue Jahr sage ich meinen besten Dank. Ebenso danke ich Ihnen bestens, daß Sie mir Ihren Neffen Paul Messi

geschickt haben; er macht mir einen guten Eindruck und Herr Heepe ist mit ihm sehr zufrieden. Über Sie selbst habe ich von Makembe und Rashid niemals ein unfreundliches Wort gehört, und was Ihnen der Herr Hoffmann geschrieben hat, scheint mir durchaus ungehörig und unbegründet. Ich kenne ihn nicht und entsinne mich nicht, jemals mit ihm gesprochen zu haben. Also machen Sie sich deshalb keine Sorgen. Makembe und Abudu Rashid wissen auch nichts davon, daß sie mir jemals ein unfreundliches Wort von Ihnen gesagt hätten. Ich kann mich auch nicht entsinnen, daß ich mit einem von ihnen jemals über Sie gesprochen hätte. Abudu Rashid hat wohl einmal sich eingebildet, Sie hätten sich über ihn geringschätzig geäußert, weil er Mohammedaner ist. Aus Ihren freundlichen Briefen hat er gesehen, daß er sich geirrt hat, und er behauptet, sein Brief an Sie sei nicht unfreundlich gemeint. Vielleicht hat auch die deutsche Übersetzung nicht genau den Sinn getroffen. Ich denke in alter Dankbarkeit an die Zeit, wo Sie bei uns waren und uns treulich geholfen haben. Grüßen Sie Ihre liebe Frau von mir.

Mit bestem Gruß

Ihr alter Freund⁷³

Damit scheint der Fall erledigt gewesen zu sein, zumindest finden sich in den Akten keine weiteren Dokumente.

Eine Sprache, die häufig im Lehrprogramm des Seminars vertreten war, war das Ewe, dessen Sprachgebiet in Togo liegt. Meinhof erreichte 1912, dass der Missionshilfslehrer Victor Toso als 19-Jähriger mit festem Monatsgehalt und gegenseitiger vierwöchiger Kündigungsfrist auf Semesterschluss nach Hamburg kam. Toso half dem Missionar Jakob Spieth bei der Korrektur der Übersetzung der Ewe-Bibel und veröffentlichte 1916 unter eigenem Namen in der »Zeitschrift für Kolonialsprachen« Ewe-Texte. Im selben Jahr erkrankte er schwer an einem Lungenleiden und verstarb im Hamburger Krankenhaus St. Georg.⁷⁴

Der Lebenslauf des Swahili-Lektors Abdallah bin Wazir zeigt, unter welch abenteuerlichen Umständen das Kolonialinstitut im Ersten Weltkrieg seine Lektoren rekrutierte. Bin Wazir stammte von den Komoren, war also vermutlich ein Nicht-Muttersprachensprecher des Swahili und hatte diese in Ostafrika gebräuchliche Verkehrssprache als Zweitsprache gelernt.

Geboren ca. 1875 in Mroni auf Groß-Komoro, arbeitete er auf Schiffen der Deutsch-Ostafrika-Linie und stand dem Seminar, wenn sein Dampfer im Hamburger Hafen lag, für sprachliche Auskünfte zur Verfügung. Anfang 1914 wurde er für einige Monate Sprachgehilfe, konnte infolge des Kriegsausbruchs nicht wieder zur See fahren und blieb bis 1919 im Dienste des Seminars. Er wurde einer der Gewährsleute für Heepes »Komoren-Dialekte« (1920). Abdallah bin Wazir erkrankte 1918 und ist am 15.5.1919 in Hamburg gestorben.⁷⁵

Direkt nach dem Ersten Weltkrieg begann Muhamad Nur seine Tätigkeit als Lektor für Somali. Er ist der einzige Mitarbeiter aus der Frühzeit des Seminars für Kolonialsprachen, von dem Tonaufnahmen überlebt haben. Nur arbeitete zunächst, da er ein entsprechendes Examen abgelegt hatte, als Lehrer für die Mitglieder eines Völkerschauensembles und diente verschiedenen namhaften deutschen Malern als Modell für eine Reihe von bemerkenswerten Bildern. Es gelang Meinhof, ihn 1919 aus dem Lager, in dem er als englischer Staatsbürger nach dem Krieg interniert war, als Sprachgehilfen an das Seminar zu holen, wo er bis zum Wintersemester 1920/21 blieb. Nur arbeitete vor allem mit Maria von Tiling zusammen, die mit seiner Hilfe mehrere grundlegende Publikationen über das Somali verfasste, unter anderem ihre 1925 erschienene Dissertation »Somali-Texte und Untersuchungen zur Somali-Lautlehre«.

Neben den »eingeborenen Sprachgehilfen« tauchen, dies sei der Vollständigkeit halber zum Abschluss dieses Abschnitts erwähnt, in den Vorlesungsverzeichnissen des Kolonialinstituts jeweils für kurze Zeit Missionare als Sprachlehrer auf, die durch langjährige Aufenthalte in den deutschen Kolonien ausgezeichnete Sprachkenntnisse besaßen, und deshalb für die Sprachvermittlung geeignet waren.



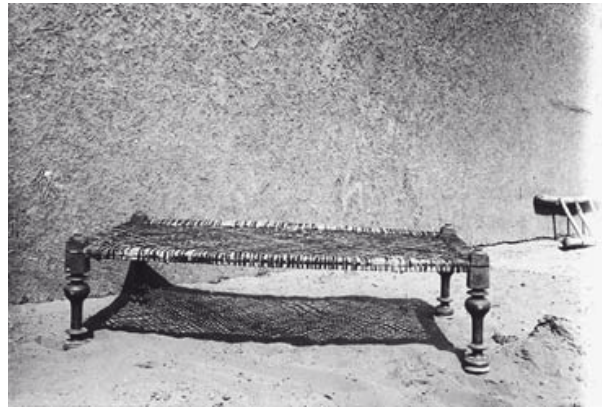
Dieses Gemälde Muhamad Nurs hing jahrelang in meinem Dienstzimmer des Seminars für Afrikanische Sprachen und Kulturen an der Rothenbaumchaussee 67/69. Seit 2019 ist es Bestandteil der Ausstellung »100! Geschichte und Gegenwart der Universität Hamburg« im Universitätsmuseum in der Edmund-Siemers-Allee 1



Das Wohnhaus von Carl und Anna Meinhof in El-Obeid (1914)



Szene im Innenhof



Meinhofs Lager



Rundhütten in El-Obeid



Carl Meinhof vor einer Dumpalme



Carl und Anna Meinhof in El-Obeid

Menschen im Seminar 2 – die Wissenschaftlichen Hilfsarbeiter bis zum Ende des Ersten Weltkrieges

Im Jahre 1914 kam es zur zweiten Afrikareise Meinhofs, die er in Begleitung seiner Frau und seines ersten Wissenschaftlichen Hilfsarbeiters August Klingenheben unternahm. Hannah Meinhof berichtet, wie es hierzu kam:

1913 sprach mein Vater einmal mit Herrn Bürgermeister von Melle darüber, dass es doch eigentlich erwünscht sei, die Sprachen am oberen Nil genauer zu untersuchen. Bürgermeister von Melle sagte: »Dann fahren Sie doch einfach hin!« und als mein Vater meinte, es würde schwer sein, in einem mohammedanischen Land die Dinge zu erfahren, die notwendig seien, ein Bild das ganzen zu geben und die nur von einer Frau zu erfahren seien, wenn nicht wenigstens eine Frau anwesend sei. Da antwortete Herr von Melle: »Dann nehmen Sie Ihre Frau doch mit. Natürlich müssen Sie auch den von Ihren Mitarbeitern mitnehmen, der sich besonders mit diesen Sprachen befasst hat. [...] Wir werden nach Berlin schreiben, damit Ihre Pässe in richtiger Weise ausgestellt werden.« Damit war die Reise bewilligt. Aber als die Pässe ausgestellt werden sollten, erklärte der Kaiser: »Ich wünsche nicht, dass die Pässe, wie sie sonst für Reisende üblich sind, ausgestellt werden. Meinhof fährt mit Kaiserpaß.«⁷⁶

So konnte sich das Ehepaar Meinhof mit August Klingenheben von Januar bis April 1914 auf den Weg in den ägyptischen Sudan machen. Als Ergebnis der Reise erschien zum Ersten 1916 ein Reisebericht, der den Verlauf der Reise sowie allgemeine Beobachtungen beschrieb, sowie zweitens eine Art Fortsetzungsroman, der sich über vier Jahrgänge der »Zeitschrift für Kolonialsprachen« unter dem Titel »Sprachstudien im ägyptischen Sudan« erstreckte und eine große Zahl von dort gesprochenen Sprachen skizzenhaft präsentierte.⁷⁷ Ein Randergebnis dieser Reise sind zahlreiche Fotos, von denen einige hier wiedergegeben werden.

Meinhofs Bestreben war es von Anfang an, tüchtige Mitarbeiter an das Seminar zu ziehen, um nicht nur die Lehraufgaben zu bewälti-



August Klingenheben, Alfred Willms, Ludwig Gerhardt, Hilke Meyer-Bahlburg, Johannes Lukas, Maria Klingenheben, geb. von Tiling und Annemarie Lukas aus Anlass von Johannes Lukas' 60. Geburtstag am 7. Oktober 1961

gen, sondern auch die Basis für die Forschungen zu verbreitern, die besonders nach der Gründung der Hamburgischen Universität im Jahre 1919 in den Vordergrund traten. Sein erster Mitarbeiter (die damalige Bezeichnung war wissenschaftlicher Hilfsarbeiter) wurde 1911 August Klingenheben [...].⁷⁸

August Klingenheben wurde am 11. Mai 1886 in Barmen (heute Teil von Wuppertal) geboren.⁷⁹ Sein Vater war Besitzer einer »Posamentier-Fabrik«, die schmückende Geflechte wie Zierbänder oder Borken herstellte. Er gehörte innerhalb der evangelischen Kirche zu den Reformierten, einer Glaubensrichtung, die den Pietisten nahestand. »Man war strebsam, fleißig und sparsam, oft mit einem Anflug von Askese.« Nach bestandem Abitur studierte August Klingenheben zunächst Theologie, durch die Bekanntschaft mit den für dieses Studium nötigen Fremdsprachen wandte er sich aber schon bald der Semitistik zu. Wichtiger Lehrer war für ihn Carl Brockelmann in Halle, einer der bedeutendsten Vertreter der orientalischen Philologie seiner Zeit. Ohne dass Klin-

genheben einen Abschluss seines Studiums erreicht hatte – der damals nur die Promotion sein konnte –, holte ihn Meinhof im Jahre 1911 an das Seminar für Kolonialsprachen. Im Frühjahr 1914 begleitete Klinggenheben Meinhof auf dessen zweiter Afrikareise nach Kordofan. Dabei waren seine Arabischkenntnisse für Meinhof von beträchtlichem Nutzen. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde Klinggenheben sofort eingezogen und blieb bis 1919 Soldat. Er wurde wegen seiner Kenntnis orientalischer Sprachen 1917 in den Orient versetzt und diente als Oberleutnant der türkischen Armee in Mesopotamien und Kleinasien.

1920 wurde er in Leipzig – Hamburg bekam das Promotionsrecht erst nach Gründung der Universität – mit einer Arbeit über einen Hausa-Dialekt promoviert und kehrte an das Hamburger Seminar zurück. Dieses war nach Kriegsende in »Seminar für afrikanische und Südseesprachen« umbenannt worden. Dort habilitierte er sich am 1. März 1924 für die Fächer Afrikanistik und Semitistik, was nach meiner Kenntnis seither niemand mehr zuwege gebracht hat. 1930 verabschiedete er sich als Nachfolger des bedeutenden Orientalisten und Berberologen Hans Stumme für sechs Jahre nach Leipzig zur Wahrnehmung eines Extraordinariats und gründete dort das afrikanistische Institut, bevor er 1936 als Ordinarius und Nachfolger Meinhofs in die Hansestadt zurückkehrte.

Wie erwähnt wirkte Martin Heepe bereits seit 1910 am Seminar.⁸⁰ Er wurde aus dem gleichen Grund wie Klinggenheben im Jahre 1914 in Leipzig mit einer Arbeit »Die Komorendialekte Ngazidja und Nzwani« promoviert. Während des Krieges war er von 1914 bis 1917 als »Zivilgefangener« in Ostafrika in belgischer Kriegsgefangenschaft. 1921 wechselte er an die Preussische Staatsbibliothek Berlin, drei Jahre später, 1924, übernahm er die Dozentur für ostafrikanische Sprachen an der Berliner Universität.

Heepe war keine einfache Persönlichkeit. Elmar Ternes schreibt in dem Vorwort zu der Neuauflage von Heepes »Lautzeichen« über ihn:

Die Nachforschungen zur Person Heepes erwiesen sich als unerwartet schwierig. Dies liegt zu einem gewissen Teil daran, dass es ihm offensichtlich nicht vergönnt war, mit seiner Umwelt in Harmonie zu leben.⁸¹

Ernst Dammann charakterisiert Heepe ähnlich:

Es kommt hinzu, dass Heepe eine äußerst schwierige Persönlichkeit war. [...] Aber ich weiß es von Westermann, daß Westermann mir persönlich gesagt hat, er hätte versucht, mit Heepe gut auszukommen. Und Westermann ist eine wirklich irenische Natur gewesen. Es sei unmöglich, das hat Westermann mir gesagt.⁸²

Im Jahr 1916 ergab sich für Meinhof auf einem Missionsfest in Belgard (Pommern) die Möglichkeit, als »Ersatz« für die einberufenen männlichen Wissenschaftlichen Hilfsarbeiter die damals arbeitslose Lehrerin für Deutsch, Französisch und Geschichte, Maria von Tiling als »bis Kriegsende vorübergehend beschäftigte wissenschaftliche Hilfsarbeiterin«⁸³ nach Hamburg zu verpflichten. Es war zu dieser Zeit höchst ungewöhnlich, eine Frau in einer wissenschaftlichen Stelle einzustellen, die überdies ein relativ hohes Gehalt gefordert hatte (2.400 Mark per annum, die dazu dienen sollten, ein Darlehen zurückzuzahlen, mit dessen Hilfe sie ihr Studium finanziert hatte). In seinem Einstellungsantrag an die Verwaltung des Kolonialinstitutes rechtfertigte Meinhof diesen Schritt und führte aus, warum Maria von Tiling, obwohl sie zu dieser Zeit keine afrikanische Sprache kannte, ihm für diesen Posten geeignet erschien: »Da die jungen Leute ja doch in der Regel heerespflichtig sind, habe ich mich genötigt gesehen, eine weibliche Hilfskraft in Vorschlag zu bringen, zu der ich das Vertrauen gewonnen habe, daß sie sich in die Aufgaben des Seminars einarbeiten wird.«⁸⁴ Dammann erinnert sich:

Maria von Tiling, es gibt wohl kaum mehr einen, der sie noch gekannt hat, später Frau Klingenheben. Also eine baltische Dame, kann man sagen. Was so aus einem guten baltischen Pastorengeschlecht entsteht, das war denn auch in Maria von Tiling. Also eine wirkliche Dame, sympathisch, respektvoll behandelt, aber auch eine Mutter des Seminars.⁸⁵

Bereits ein Jahr nach ihrer Einstellung verfasste sie mit Hilfe der Somali-Lektoren Mohamad Nur und Osman Abdi, der Seemann auf einem Schiff der Woermann-Linie war, bedeutende Studien zu dieser Sprache. 1924 wurde ihre Dissertation (Somali-Texte und Untersuchungen

zur Somali-Lautlehre) als Beiheft zur »Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen« veröffentlicht. Neben ihren sprachwissenschaftlichen Arbeiten war sie Meinhof eine kompetente und gründliche Hilfe bei der Herausgabe der Zeitschrift und bei unterschiedlichen editorischen Aktivitäten, z.B. der Herausgabe von teils sehr umfangreichen Arbeiten von Missionaren.

Meinhof wehrte sich daher erfolgreich dagegen, dass sie nach Kriegsende durch einen männlichen Kriegsheimkehrer ersetzt werden sollte. Maria von Tiling blieb und gab erst 1929 ihre wissenschaftliche Tätigkeit auf, als sie nach ihrer Heirat mit August Klingenheben aus dem Seminardienst ausschied. Meinhof kommentierte dies wie folgt: »Vorstehendes Gesuch überreiche ich mit lebhaftem Bedauern, sehe aber ein, dass Frau Professor Klingenheben ihre dienstliche Tätigkeit auf die Dauer nicht verbinden kann mit ihren häuslichen Pflichten.«⁸⁶

Mit dieser »Besetzung« arbeitete und publizierte das Seminar bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. Meinhofs Belastung durch Lehrveranstaltungen hielt sich dabei in Grenzen, da immer wieder Vorlesungen ausfielen.⁸⁷

Das Seminar für Kolonialsprachen im Ersten Weltkrieg

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, waren die Konsequenzen für das Seminar einschneidend: Alle männlichen Institutsmitglieder – außer dem 57-jährigen Meinhof – wurden zum Militär eingezogen. Sofern sie – wie Martin Heepe – in Afrika weilten, wurden sie interniert. Damit war der Forschungsbetrieb im Seminar mehr oder weniger lahmgelegt. Auch die Lehre war betroffen, da potenzielle Afrikanistik-Studenten (Afrikanistik-Studentinnen gab es zu der Zeit in Hamburg nicht) zum Wehrdienst eingezogen waren.

Die politische Stimmung im Reich war damals durch die immer wirkmächtiger werdende Kriegspropaganda angespannt. Der Hass gegen den Erbfeind Frankreich und das »falsche Albion« brach sich ungehindert Bahn. Auch Meinhof blieb davon nicht unbeeindruckt und legte wenige Monate nach Kriegsbeginn im September 1914 seinen englischen Ehrendoktor beider Rechte nieder, den ihm die Universität Edinburgh 1910 im Rahmen der Weltmissionskonferenz verliehen hatte – eine besondere Ehrung und Bestätigung seines internationalen Renommées.

Meinhof gehörte – wie fast alle Professoren des Kolonialinstitutes – zu den Unterzeichnern der »Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches« vom 23. Oktober 1914, in der diese bestreiten, dass es einen Gegensatz zwischen Wissenschaft (gut) und preußischem Militarismus (schlecht) gebe, denn »beide sind eins, und wir gehören auch dazu«. ⁸⁸ Er nahm auch andere Gelegenheiten wahr, seiner patriotischen Gesinnung Ausdruck zu geben und beteiligte sich 1914 und 1915 an den »Deutschen Vorträgen Hamburgischer Professoren« (im Jahre 1914 Nr. 9: »Deutsche Erziehung« und Nr. 10: »Sittlichkeit und Krieg«, im Jahre 1915 Nr. 16: »Deutschland und der Preußische Geist«), die vor Arbeitern im Hamburger Volksheim gehalten wurden. Für eine des national(istisch)en Pathos entwöhnte Generation ist die Lektüre dieser Texte nur schwer zu verdauen.

Weiter oben wurde bereits über den Somalier Mohamad Nur berichtet, der von Meinhof als Internierter an das Seminar geholt wurde und sich dort über mehrere Jahre mit einer Festanstellung und in Zusammenarbeit mit Maria von Tiling große Verdienste um die Erforschung



Carl Meinhof bei der Arbeit. Das ganze Bild ist gestellt.
Die schwarzen Anzüge der Afrikaner sind eine Kostümierung;
Sprachaufnahmen fanden weder im Freien noch als Gruppensitzungen statt.
Zweiter von links ist Mohammed Nur.

und Dokumentation des Somali erwarb. Im Mai 1916 begann Meinhof seine Arbeit mit afrikanischen Kriegsgefangenen und fuhr – wie später auch Klingenscheib – in Lager, um Sprachaufnahmen zu machen. Dies spielt in jüngerer Zeit eine gewisse Rolle bei der Beurteilung afrikanistischer Sprachwissenschaft als rassistisch und kolonialistisch. Dabei sollte allerdings nicht vergessen werden, dass bei Meinhofs sprachwissenschaftlicher Arbeit die Afrikaner die Experten/Lehrer und die Europäer die Schüler waren, sich also das damals übliche Lehrer-Schüler-Verhältnis umkehrte.

In das Jahr 1917 fiel Meinhofs 60. Geburtstag. Das »Hamburger Fremdenblatt« vom 23. Juli 1917 berichtete:

Herr Prof. D. Meinhof, Professor für afrikanische Sprachen, und Direktor des Seminars für Kolonialsprachen, beging heute unter lebhafter Anteilnahme weiter Kreise seinen 60. Geburtstag. Schon in früher Morgenstunde sprachen Herr Bürgermeister von Melle nebst Gemahlin und viele Mitglieder des Professorenrates vor, um ihre Glückwünsche darzubringen. Die Blumenau 131 belegene

Wohnung füllte sich schnell mit kostbaren Blumenspenden, die als äußere Zeichen die allgemeine Wertschätzung zum Ausdruck brachten, die sich Herr Prof. D. Meinhof in seiner achtjährigen Tätigkeit am Kolonialinstitut erworben hat.⁸⁹

Die »Koloniale Rundschau« veröffentlichte eine lange Würdigung, deren Verfasser Otto Dempwolff, damals noch Oberstabsarzt, war.⁹⁰ Auch Bürgermeister Werner von Melle mit seiner Frau hinterließen in Meinhofs Wohnung einen »wundervollen Blumenstrauß«, trafen ihn allerdings nicht zu Hause an, da der »Dienst ihn abgerufen hatte.« In seinem Dankbrief kündigte Meinhof an, sich bei der Frau Bürgermeister mit einem Band afrikanischer Märchen zu revanchieren und hoffte »damit einmal etwas geschrieben zu haben, was auch dem Nicht-Linguisten eine Unterhaltung bietet«.⁹¹

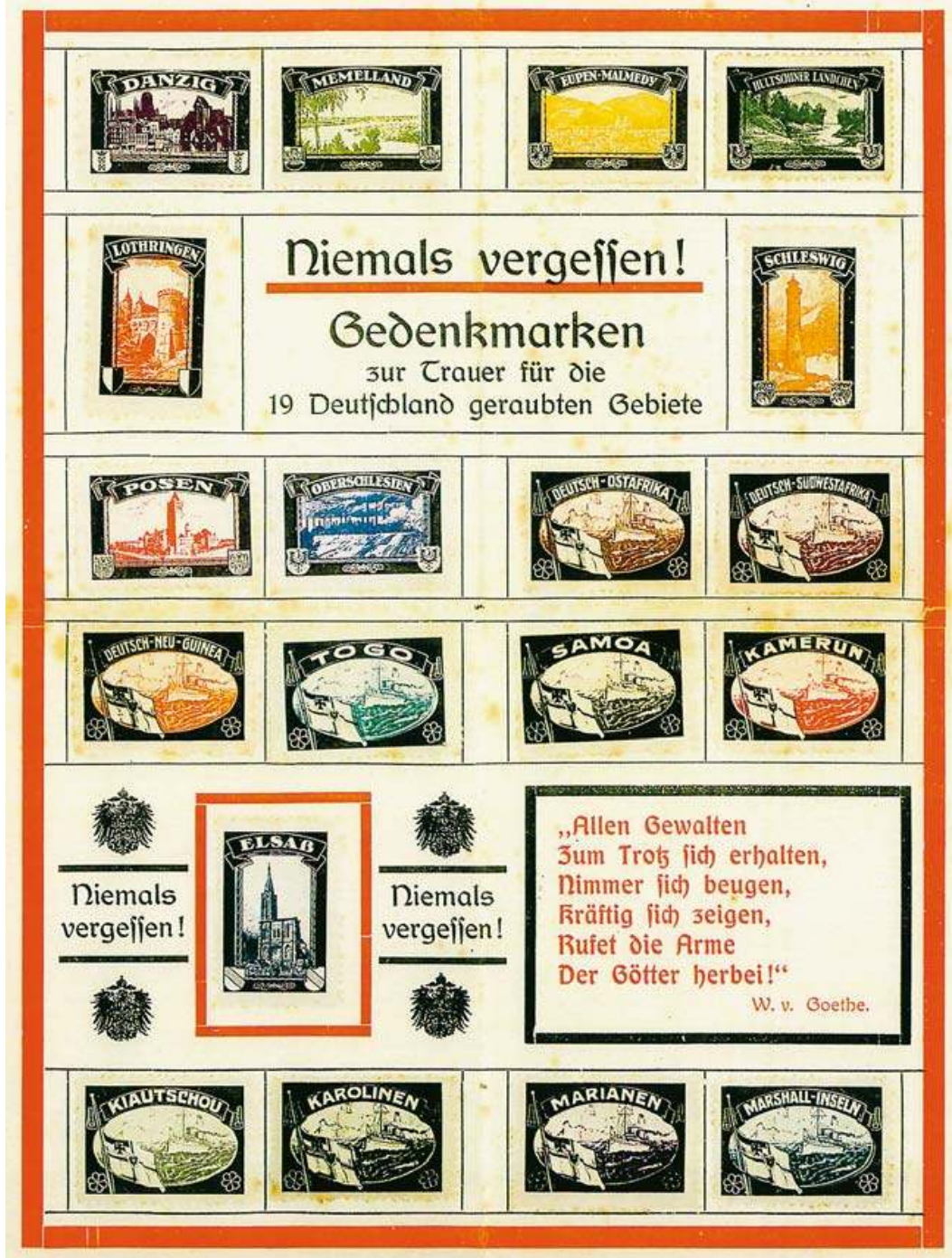
In den Jahren 1917 und 1918 reiste Meinhof mehrfach zu Vorträgen in Soldatenheimen von Wilna bis Riga. Für den Lehrbetrieb entstand kein Schaden: »Für die von mir angekündigten Vorlesungen hat sich niemand gemeldet.«⁹² Von diesem Kriegseinsatz berichtete er von Melle am 2. Januar 1918 aus Pronki (heute Belarus): Er habe täglich einen oder zwei Vorträge zu halten und die Offiziere unterstützten ihn. »Im Ganzen ist die Stimmung unbedingt zuversichtlich. Daß die Franzosen und Engländer geschlagen werden, steht für jedermann fest.« Aus dem Soldatenheim in Wilna schrieb er am 28. Februar 1918 von seinen Vorlesungen, durch die er ein Publikum finde, das er sonst nicht erreiche, und dass er einen Militärgottesdienst aus Anlass des Kaisergeburtstages abgehalten habe. Es habe eine mächtige katholische Barockkirche zur Verfügung gestanden, wo er mit aller Kraft der Stimme habe sprechen müssen. Am 3. Februar 1918 berichtete er aus Soly-Ost, dass seine Vorlesung über Phonetik von ca. 160 Feldgrauen besucht worden sei, die die 5 Stunden getreulich ausgehalten hätten.⁹³ Bereits im Dezember 1917 war er von der Phonographischen Kommission des Preußischen Kultusministeriums zum Besuch von Kriegsgefangenenlagern nach Rumänien geschickt worden. »Ferner hat der Botschaftsprediger in Konstantinopel, Graf Lüttichau, mich aufgefordert, nach Konstantinopel zu kommen, um auch in der Türkei Vorträge in Soldatenheimen zu halten.«⁹⁴ Von der bevorstehenden Niederlage ist in alledem nichts zu merken. Meinhof glaubte offensichtlich noch an ein siegreiches Ende des Krieges.

Seminar für Kolonialsprachen ohne Kolonien

Der verlorene Krieg brachte für das Kolonialinstitut eine Sinnkrise. Die deutschen Kolonien wurden als Mandatsgebiete des Völkerbundes von den Kriegsgegnern übernommen. Damit war die *raison d'être* nicht nur des Kolonialinstituts, sondern auch des Seminars für Kolonialsprachen hinfällig geworden. Die »gesellschaftliche Relevanz« war abhandengekommen. Um die Abwicklung zu verhindern, war es für die kolonialwissenschaftlichen Institute sozusagen ein Glücksfall, dass sehr bald nach Kriegsende nach langen Kämpfen die Universität Hamburg gegründet und das Seminar für Kolonialsprachen als Seminar für afrikanische und Südseesprachen in deren Philosophische Fakultät übernommen wurde; im gleichen Atemzug wurde die »Zeitschrift für Kolonialsprachen« in »Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen« umbenannt, was beiläufig und nur im Klappentext von Heft 1 des 10. Bandes mitgeteilt wurde.⁹⁵ Für Meinhof persönlich brachte das Kriegsende gesellschaftlichen Aufstieg: Am 28. März 1919 wurde er als ordentlicher Professor (Ordinarius) in den Lehrkörper der Universität übernommen.

Es gab aber nicht nur eine Sinnkrise – schon das normale Leben nach Kriegsende brachte seine Schwierigkeiten mit sich. So stand auf der Tagesordnung der Sitzung des Professorenrates des Hamburgischen Kolonialinstituts vom 25. September 1919 als Tagespunkt 3: »Kohlenfrage und Stundenplan«. Das Protokoll dieser Sitzung vermerkt, dass der Dekan »die Senatsbeschlüsse über Veränderung des Lehrplans wegen Kohlenmangels« mitteilte, dass darüber hinaus die Professoren überlegen sollten, ob sie nicht ihre Vorlesungen in kleinere Hörsäle verlegen bzw. erwägen sollten, ob sie eventuell in ungeheizten Hörsälen lesen könnten. Auch wurde diskutiert, inwieweit ordentlichen Studenten Vorrang vor Hörern des Allgemeinen Vorlesungswesens eingeräumt werden sollte, wenn es Platzmangel gäbe.⁹⁶

Die Reaktion der gesammelten Kolonialkreise Deutschlands auf den Friedensvertrag von Versailles bildete einen Chor von beträchtlicher Stimmstärke, der vor allem darüber klagte, dass der »Raub« der Kolonien mit der Unfähigkeit Deutschlands begründet werde, andere Völker zu kolonisieren.



»Niemals vergessen! Gedenkmarken zur Trauer für die 19 Deutschland geraubten Gebiete« (1930er Jahre)

Auch von Meinhof gab es bittere Klagen über die »infamen Lügen« der Kriegsgegner, die selbst viel weniger Gutes in den Kolonien geleistet hätten als die Deutschen, besonders wenn man die Ergebnisse der deutschen Sprachforschung mit der der anderen Kolonialmächte vergleiche:

Der nach dem Weltkrieg erfolgte Raub der Kolonien hat den Feinden Deutschlands keinerlei wirtschaftliche Vorteile gebracht, denn sie selbst besaßen ja mehr an Kolonien, als sie politisch und wirtschaftlich durchdringen konnten. Es kam ihnen eben nur darauf an, das Ansehen Deutschlands in der Welt herabzusetzen und das deutsche Volk als ein minderes und zur Kolonisation unfähiges Volk in der Welt zu verschreien. Durch die Mandatsverwaltung sind die zusammengehörigen Gebiete zerrissen. Es ist z.B. im belgischen Gebiet die Tätigkeit der deutschen evangelischen Mission nicht nur gehindert sondern zerstört; die sanitären Massregeln sind nicht mit der früheren Strenge durchgeführt, und manche Hinderungen des deutschen Handels und der deutschen Mission, auch der deutschen Wissenschaft, sind zu verzeichnen.

Deshalb gehört der Wiedererwerb dieser Kolonien zur Wiederherstellung der Würde unseres Volkes und entspricht der Achtung, die Deutschland mit Recht in der Welt genießt.⁹⁷

Ein privater Brief Meinhofs vom 20. Juli 1922 an den amerikanischen Missionar Abernathy, der ihn um eine Darstellung seiner persönlichen Einschätzung der Lage in Deutschland gebeten hatte, zeigt, mit welcher Verzweiflung Meinhof – und mit ihm viele seiner politischen Gesinnungsgenossen – auf die katastrophale Situation nach dem verlorenen Kriege blickte, die ihn sicherlich auch als Vater einer neunköpfigen Familie in wirtschaftlicher Hinsicht belastete. Der Brief gliedert sich in drei Abschnitte: 1. Germany's economic position; 2. The moral status und 3. The religious life. Ich zitiere den kurzen zweiten Abschnitt, der die Schauernmärchen, die damals über die Vorgänge im Saargebiet und im Rheinland verbreitet waren, unhinterfragt übernimmt:

The occupation of the Rhine territory does not only ruin our nation commercially, but also degrades and threatens all morality.

The position is more than scandalous. Decent families must suffer French whores to stay in their homes and there to indulge in their licentious feasts. German women and girls are continually subject to the most abominable temptations or rude violence. In a certain town on the Rhine which I know personally very well, French officers actually make a practice of exhibitioning naked girls in one of the hotels and of selling them against the highest price. The German police is quite powerless and may not even enter the building to stop this infernal sale. Is this known in America?⁹⁸

Eine für deutsche Wissenschaftler besonders einschneidende Folge der Vertragsbestimmungen war, dass sie in den nunmehr nicht mehr deutschen Kolonien als *personae non gratae* Arbeits- und Forschungsverbot hatten. Klingenberg löste das Problem auf seine Weise: Er beschäftigte sich mit Sprachen Äthiopiens und Liberias, beides Staaten, die nicht von Kolonialmächten okkupiert worden und damit für deutsche Forscher zugänglich waren. Es erwies sich als ein Glücksfall, dass der erste Generalkonsul Liberias, der in Hamburg residierte, Momolu Massaquoi, ein Angehöriger der Vai war. Diese Ethnie hatte das wissenschaftliche Interesse europäischer Wissenschaftler dadurch erweckt, dass Momolu Duwalu Bukele, ein Vai, für seine Muttersprache eine autochthone Silbenschrift entwickelt hatte. Für Klingenberg ergab sich dadurch die Gelegenheit, mit dem Enkel des Schrifterfinders in intensive Zusammenarbeit zu treten. Die Tochter Massaquois arbeitete in den 1930er Jahren am Hamburger Seminar als Lektorin für Vai. Der an Deutschland gebundene Meinhof wiederum veröffentlichte in der Nachkriegszeit zahlreiche Rezensionen und Nachrufe, darunter viele auf Missionare, die er schon seit Jahrzehnten kannte, und mit denen er fruchtbar zusammengearbeitet hatte, und auf deren Bedeutung für die Erforschung afrikanischer Sprachen er nachdrücklich hinwies. Dafür brauchte er nicht nach Afrika zu fahren.

Krach im Institut

Eine sich über Jahre hinziehende Auseinandersetzung Carl Meinhofs mit dem Wissenschaftlichen Hilfsarbeiter Martin Heepe wirft ein nicht sehr günstiges Licht auf die Art und Weise, wie Meinhof mit Kritik an seinen Forschungsergebnissen umging. Heepe hatte nach seiner Rückkehr aus der Internierung in Ostafrika ein Sakrileg begangen: In einem langen Aufsatz – der nicht in der »Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen« veröffentlicht worden war, sondern in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft« – hatte er Überlegungen vorgebracht, die das Urbantu und Änderungen in dessen Lautsystem betrafen.⁹⁹ Letztlich ging es darum, wie das Urbantu auszusprechen sei: mit stimmhaften Explosiva (*b, d, g*) oder mit an denselben Artikulationsstellen erzeugten Frikativlauten (*v, l, γ*; siehe S. 72). Der Aufsatz lobte durchaus Meinhofs bahnbrechende Leistungen auf dem Gebiet der vergleichenden Bantuistik und würdigte dessen strenge Systematik. Es blieb aber der von Meinhof als solcher empfundene, ungerechtfertigte Angriff auf »seinen« wissenschaftlichen Beritt. Als Reaktion schrieb er daraufhin 1920 eine lange Rezension¹⁰⁰ über sämtliche von Heepe bis dahin veröffentlichte Arbeiten: die Jaunde-Texte, die aus der Zusammenarbeit mit Karl Atangana hervorgegangen waren, seine Dissertation über die auf den Komoreninseln gesprochenen Bantusprachen und schließlich über den eben erwähnten Aufsatz. Die Jaunde-Texte kamen recht gut davon, bei den Komorensprachen hatte Meinhof einige Bedenken (»Aus diesem teils ganz, teils halb falschen Sätzen zieht H. dann seine Schlüsse – ein Verfahren, das ich nur schmerzlich bedauern kann«¹⁰¹) und bei der Besprechung des Aufsatzes wird der ganze Groll des im Olymp sitzenden und seine Blitze auf die Erde schleudernden Göttervaters spürbar:

Am liebsten sage ich nichts, denn ich erkenne lieber an, als dass ich tadle, und hier weiß ich eigentlich gar nichts Anerkennenswertes zu sagen. [...] Am bedauerlichsten ist mir, dass er niemals Gelegenheit nahm, die starken Abweichungen von meiner Auffassung mit mir durchzusprechen, obwohl er sich meinen Schüler nennt und jahrelang täglich dazu Gelegenheit hatte.¹⁰²

Im weiteren Verlauf der Rezension schrieb Meinhof:

H. befolgt mit alledem eine Arbeitsweise, die ich nicht billigen kann. Es erklärt gar nichts, wenn er einen allgemeinen Satz aufstellt, wie den, daß nur das *i* die Konsonanten verändert, denn dieser Satz ist falsch, [...] H. strebt darnach alles unter ein Gesetz zu bringen, ich strebe darnach alle die verschiedenen Vorgänge in den verschiedenen Sprachen sorgsam zu trennen und jeden für sich festzustellen. [...] Ich habe mich bemüht, die auffallendsten und bedenklichsten Irrtümer in H.'s Darlegungen aufzudecken. Damit soll nicht gesagt sein, daß ich mit dem Übrigen einverstanden bin. [...] Deshalb bedaure ich es besonders, daß H. zum Schluß des Aufsatzes die Absicht ausspricht, seine Theorie nun auch zu lehren, da er sie für klarer hält als die bisherige Darstellung des Urbantu. Ich hoffe, daß er diese Absicht niemals verwirklicht, sondern sich die Mühe nicht verdrießen läßt, zunächst genau und sorgsam den reichen Stoff durchzuarbeiten, den das Bantu bietet. [...] Wenn er sich im Ernst meinen Schüler nennen will, dann ist dazu die Vorbedingung, daß er sich entschließt auch in der Lautlehre erst nach meiner Methode zu arbeiten. Dann kann er versuchen über mich hinaus zu kommen, wie ich das zu meiner Freude an anderen erlebt habe.¹⁰³

Einen gründlicheren Verriss kann man sich nur schwer vorstellen. Heepe hat sich das wohl auch nicht gefallen lassen und beschwerte sich bei verschiedenen Instanzen. Anscheinend erfolgreich, denn bereits im zweiten Heft der »Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen«, in der zuvor der Verriss erschienen war, veröffentlichte Meinhof im Juni 1920 eine halbseitige ziemlich lahme Erklärung, in der er einige in der Rezension geäußerte Vorwürfe explizit zurücknahm. Wie diese Erklärung allerdings zu Stande gekommen ist, ist nicht mehr zu eruieren.¹⁰⁴ Sie ist zu lang und enthält zu viele bantuistische Details, um in ihrer ganzen Länge gebracht zu werden, aber einige Auszüge mögen für den Grundtenor stehen:

Herr Dr. Heepe ist der Ansicht, dass die von mir geäußerte Kritik an seinen Veröffentlichungen ihm mehrfach Anschauungen zuschreibt, die ihm tatsächlich fremd sind. Er hat z.B. die Absicht nicht

gehabt, eine neue Form des Urbantu aufzustellen. [...] Er hat den Aufsatz in der ZDMG in der Korrektur mir vorgelegt [was er in der Besprechung bestritten hatte; LG] und auf meinen Rat hin allerlei Änderungen darin vorgenommen. Ich bitte deshalb die Leser sich selbst aus einer Vergleichung seiner Darlegungen mit den meinen ein Urteil zu bilden. Besonders legt Dr. Heepe Wert darauf, zu betonen, daß er seine Äußerungen keineswegs als eine abschließende Meinung über die fraglichen Probleme angesehen wissen wollte, sondern als einen neuen Versuch, allerlei Rätsel zu lösen, die uns das Bantu noch aufgibt. Die Schärfe meiner Entgegnung beruhte nicht in der Abneigung, mich mit einem mir persönlich befreundeten Gelehrten, der anderer Ansicht ist als ich, auseinanderzusetzen, sondern in der Besorgnis, daß die Bantuforschung von der Bahn langsamen sicheren Fortschreitens abgedrängt werden könnte. Im übrigen bin auch ich der Ansicht, daß die Bantuforschung noch längst nicht abgeschlossen ist, und daß wir auch ihre Grundlagen immer aufs neue zu prüfen haben werden. So wird auch noch manches unter uns diskutiert werden müssen. Wir haben uns deshalb dahin geeinigt, dass wir auf eine weitere Erörterung in der Öffentlichkeit verzichten wollen, weil es nützlicher ist, die Probleme zunächst in kleinem Kreise durchzusprechen, und haben uns entschlossen, in diesem Sinne weiter gemeinsam zu arbeiten.¹⁰⁵

Letztlich hat Heepe in dieser Auseinandersetzung über das Lautsystem des Bantu recht behalten: In allen wesentlichen Arbeiten, die sich seitdem mit dem Urbantu beschäftigt haben, finden sich die von Meinhof bekämpften Explosiva.

Trotz bzw. mit dieser Erklärung war das Verhältnis von Meinhof zu Heepe wohl heillos zerrüttet. Meinhof hat jedenfalls – in wenig souveräner Weise – seinen ganzen Einfluss dafür genutzt, die Drucklegung von weiteren Arbeiten Heepes wie den des Jaunde-Wörterbuchs wenn nicht zu verhindern, dann doch herauszuzögern. Er hat dabei in Kauf genommen, um dieses privaten »Rachefeldzuges« willen sich in Gegensatz zu großen Teilen zunächst des Professorenrates des Kolonialinstituts sowie später der Philosophischen Fakultät und der Universitätsleitung zu bringen. Obwohl Meinhof als Herausgeber der »Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts« und später der

»Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde« die Entscheidungsbefugnis darüber hatte, welche Schriften in dieser Reihe erscheinen konnten und welche nicht, konnte er letztlich den Druck des Wörterbuches in den »Abhandlungen« nicht verhindern¹⁰⁶ und trat 1922 mehr oder weniger freiwillig als Herausgeber der »Abhandlungen« zurück.

Sein Nachfolger Walther Schubring nahm, ohne Meinhof zu informieren, das Wörterbuch für die Veröffentlichung an. Das sah dieser als einen nie vorher dagewesenen Angriff auf seine persönliche Autorität und auf seine Wissenschaft an und drohte damit, die außeruniversitäre Öffentlichkeit darüber zu informieren, wie hier mit einem ordentlichen Professor der Universität umgegangen würde. Im Zuge dieses Konflikts beging Meinhof den Fehler, mehrere Dinge, die zunächst wenig miteinander zu tun hatten, zu vermengen und ihn dadurch in einer Weise auszuweiten, die völlig unnötig gewesen wäre. Da waren zunächst einmal vermeintliche Honoraransprüche Meinhofs als Autor einiger Bände der »Abhandlungen«. Meinhof selbst hatte als Herausgeber der Reihe die Verträge mit dem Verlag abgeschlossen, beschwerte sich nun allerdings, dass dieser Freixemplare in größerer Anzahl der Universität zur Verfügung gestellt habe, die dadurch nicht mehr für den Verkauf zur Verfügung stünden und entsprechend deren Honoraranteile nicht mehr den Autoren zugute kämen. Zudem bemängelte er die falsche Ansetzung des Wechselkurses der Goldmark im Verhältnis mit dem durch die Inflation immer wertloser werdenden Geld. Schließlich behauptete Meinhof, dass seine Wissenschaft nachhaltig beschädigt würde, wenn dem Seminar nicht mehr die zugesagten Tauschexemplare¹⁰⁷ zur Verfügung stünden, mit denen er seinen internationalen Verpflichtungen nachkommen müsse.¹⁰⁸

Alle Vorwürfe erwiesen sich als haltlos – nachdem der Universitäts-senat und der Rektor damit mehrfach befasst worden waren; Meinhof selbst hatte sich von seinem Sohn beraten lassen.¹⁰⁹ Trotzdem ging er vor Gericht (Streitwert 100 Reichsmark) und unterlag in zwei Instanzen. Er verlor nicht nur in der Sache, sondern auch die Klage auf Erstattung der Prozesskosten – wobei die Universität die Sache allerdings kulanterweise im Vergleichswege beilegte, wie aus Schubrings Bericht über den Prozess vom 28. Februar 1927 hervorgeht:

Der Anwalt der Universität versagte sich jedoch, in der richtigen Erwägung, dass die Universität keinen Wert darauf legen würde, eins ihrer Mitglieder im Prozesswege verurteilen zu lassen, dem vom Gericht angeregten Vergleich nicht. Der Kläger betrat nunmehr diesen Ausweg, der ihm eine gänzliche Niederlage ersparte. Die Gerichtskosten wurden geteilt und die aussergerichtlichen Kosten gegeneinander aufgehoben. [...] ¹¹⁰

Es lässt sich nicht leugnen, dass Meinhof in seinen jahrelangen Auseinandersetzungen mit Schubring sowie der Philosophischen Fakultät und dem Rektor der Universität sich in einer Weise bockig und starrköpfig verhalten hat, die man eher Kindern in der Sandkiste als einem gestandenen Wissenschaftler mit internationalem Renommee zutrauen würde. Sein Auftreten scheint auch nicht dazu beigetragen zu haben, ihm in Universitätskreisen Freunde zu machen. So schrieb Schubring am 9. Januar 1923 an den Rektor der Universität:

Dass Herr Meinhof im Plenum des Senats erscheint [...], halte ich für äusserst bedenklich. Ich kann vor jeder mündlichen Verhandlung mit ihm nur warnen und muss lebhaft raten, ihn höchstens schriftlich sich äussern zu lassen. ¹¹¹

Krise

Die Frage, ob Meinhof nicht wirklich Besseres zu tun gehabt hätte, stellte sich während der eben geschilderten Auseinandersetzungen mit großer Dringlichkeit. Im Laufe der Hyperinflation gab es Überlegungen, die ehemaligen Kolonialwissenschaften abzuwickeln, darunter auch das Seminar für afrikanische und Südseesprachen. Meinhof ließ seine alten Verbindungen zu Hamburger Handelshäusern spielen und erreichte, dass diese am 11. Januar 1924 das folgende Schreiben an ihn richteten:

Von den gegenwärtig notwendig gewordenen Sparmassnahmen werden, wie wir befürchten müssen, auch die Einrichtungen der Universität betroffen werden. Wir sind aber der Ansicht, daß die Einrichtungen, die zur Erforschung des Auslands dienen, in Hamburg in erster Linie erhalten werden müssen, und geben uns der Hoffnung hin, daß der praktische Unterricht in Erlernung afrikanischer und indonesischer Sprachen auch jetzt beibehalten wird, da wenigstens die Engländer jetzt wieder Deutsche in ihren Kolonialgebieten zulassen, und daß für kaufmännische Zwecke notwendige Übersetzungsarbeiten jederzeit in Ihrem Seminar wie bisher geliefert werden können. Wir ersuchen Sie, bei der Hochschulbehörde dahin zu wirken, daß bei den Abbaumaßnahmen auf die Bedürfnisse des Handels Rücksicht genommen wird, und ermächtigen Sie zur Vorlegung dieses Schreibens.

Hochachtungsvoll

gez. Wm. O'Swald

gez. Hansing & Co

Africana Handels-Gesellschaft m. b. H.

gez. Warnholtz Gebrüder

gez. Deutsche Ost-Afrika Linie

gez. Hanseatische Handelsgesellschaft

gez. Hess

gez. Lebensbaum

gez. F. Rosenstern & Co.

gez. H. Groth

gez. Woermann Linie A. G.

gez. Lothar Schlan

gez. Plantagen Gesellschaft

gez. B. R. Hasche, i. F.

Bretschneider u. Hasche¹¹²

Ob die Intervention dieser geballten Hanseatischen Handelsmacht bewirkte, dass das Seminar für afrikanische und Südseesprachen die Infla-

tion überlebte, oder ob dies anders zu Stande kam, ist nicht mehr zu rekonstruieren. Fakt ist, dass es überlebt hat, wenngleich von der alten kolonialen Gesellschaftsrelevanz kaum noch etwas übrig geblieben war, und auch die geringe praktische Bedeutung die personelle Besetzung des Seminars mit einem Professor, mehreren Wissenschaftlichen Hilfsarbeitern und Sprachgehilfen nicht rechtfertigte.

In einem Schrank, in dem alte Akten des Seminars verwahrt wurden, die beim vorläufig letzten Umzug der inzwischen umgetauften Abteilung für Afrikanistik und Äthiopistik des Asien-Afrika-Instituts an das Staatsarchiv übergeben wurden, fanden sich in einem ungekennzeichneten Umschlag die »Adressen von Studenten im Seminar für afrikanische und Südseesprachen vom Sommersemester 1930 bis zum Sommersemester 1934«. Sie umfassen vom Gasthörer bis zum Doktoranden alles, was im Seminar aufkreuzte und zu Vorlesungen erschien. Die Zahlen – sie werden Ende der 1920er Jahre nicht höher gewesen sein – schwanken zwischen dreizehn (im Sommersemester 1932) und drei (im Sommersemester 1933). Auffällig ist unter ihnen die große Zahl von Missionaren einerseits und andererseits von Universitätsangehörigen, wie den späteren Professoren der Universität Otto von Essen (Phonetik) und Hans Kähler (Südseesprachen). Auch die Namen einiger Doktoranden (Doktorandinnen gab es damals nicht) wie Richard Heydorn, Joseph Busse und Paul Berger tauchen in dieser Liste auf. Insgesamt gesehen handelte es sich also um ein heterogenes Häuflein von Interessenten, das sich überdies kaum aus den Kreisen der Hamburger Kaufmannschaft rekrutierte.

Festangestellte Sprachgehilfen waren in der nachkolonialen Ära kaum noch zu rechtfertigen, die meisten arbeiteten auf Stundenbasis und lebten unter prekären Umständen wie die beiden Beispiele von Juma bin Abdallah und Fatima Massaquoi zeigen.¹¹³ Ersteren lernte Meinhof als Kind in Daressalam kennen, wo Juma bei deutschen Missionaren lebte. 1918 traf er ihn in Moda (bei Konstantinopel) wieder. Juma war dort in einem Kinderhospital beschäftigt. Nach dem Kriegsende suchte er Meinhof in Hamburg auf und half ihm bei der Übersetzung von Zaramo-Texten. Über die folgenden Jahre bis 1933 ist nichts bekannt. Ab Wintersemester 1933/1934 wurde er stundenweise für Swahili-Unterricht beschäftigt. 1937 brach er die Arbeit ab, um bei einem Zirkus u. a. als Feuerschlucker zu arbeiten. Er trat auch in einer Völkerschau

auf. Nach dem Krieg war Juma wieder 1948/1949 und 1951 am Seminar tätig, schied dann allerdings wegen einer besser bezahlten Beschäftigung aus. Im Hamburger Abendblatt erschien am 29./30. März 1952 folgende Traueranzeige:

Juma Bin Abdallah

der frühere Neger-Reklameträger für das Übersetzungsbüro »Fix« Hamburg Mönckebergstr. 11 ist kürzlich verstorben. Er ist 1893 in Daressalam geboren und kämpfte im Weltkrieg 1914/18 als Unteroffizier in Deutsch-Ostafrika. Seitdem lebte er in Hamburg mit einer Chinesin verheiratet, die sich als Dolmetscherin betätigt.

Der Inhaber des »Fix«-Übersetzungsbüros, der mit Abdallah im Jahre 1913 im ehem. deutschen Daressalam unter Palmen gesessen hat, wird seinen lieben, alten Mitarbeiter nicht vergessen.¹¹⁴

Fatima Massaquoi war seit September 1930 am Seminar als erste weibliche Sprachgehilfin überhaupt tätig, vom Herbst 1931 an auf ehrenamtlicher Basis. Sie unterrichtete die liberianische Sprache Vai. Im Februar 1933 schrieb Meinhof an sie, dass »Ihre Mitarbeit am Seminar nach Lage der Verhältnisse nunmehr einen Abschluss finden muss«.¹¹⁵ »Lage der Verhältnisse« bedeutete in diesem Fall, dass die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren und sich die Lage für Menschen anderer Hautfarbe radikal verschlechterte. 1936 verließ sie Hamburg endgültig und emigrierte über Frankreich in die USA.¹¹⁶

Universität ohne Theologie

Aus Meinhofs Sicht hatte die Universität Hamburg seit ihrer Gründung einen schweren Makel: Sie hatte keine Theologische Fakultät. Er wirkte im Rahmen seiner Möglichkeiten ausdauernd darauf hin, zumindest Teilaspekte dieses Mangels über den Umweg der Missionswissenschaft im Rahmen des Seminars für afrikanische und Südseesprachen zu beseitigen. Es wurden dort auf seine Initiative hin Lehraufträge für Missionswissenschaft eingerichtet und bereits 1919 eine missionswissenschaftliche Bibliothek gegründet, die der Philosophischen Fakultät angegliedert wurde. Sie bekam einige Bedeutung im Rahmen der Ausbildung von Religionslehrern. Meinhof war 1919 auch Hauptinitiator der Gründung der Religionswissenschaftlichen Gesellschaft, der er bis zu ihrer Auflösung 1933 vorstand.¹¹⁷ Auf der Ebene der wissenschaftlichen Kommunikation sollte diese einen gewissen Ersatz für die fehlende Theologische Fakultät bilden. Sie war religions- und fächerübergreifend konzipiert und sollte eine interdisziplinäre Zusammenarbeit interessierter Wissenschaftler der Universität erleichtern. Einmal monatlich trafen sich die Mitglieder in nichtöffentlichen Sitzungen zu einem Vortrag mit anschließender Aussprache. Die Vortragenden waren oft Hamburger Kollegen, es wurden aber auch renommierte auswärtige Referenten eingeladen. Insgesamt sind die Themen (und zum Teil die Texte) von 87 Vorträgen erhalten, die zwischen dem 31. Juli 1919 und dem 9. November 1933 gehalten wurden. Ein Beispiel dafür, wie die wissenschaftliche Kommunikation innerhalb der Gesellschaft auch Meinhofs Blick erweiterte, bildet die umfangreiche, positive Rezension, die Meinhof über den die Sprache betreffenden ersten Band der »Philosophie der symbolischen Formen« des bedeutenden Hamburger Philosophen Ernst Cassirer verfasste.¹¹⁸ Unter den Vortragenden waren häufiger auch Missionare zu finden, mit denen Meinhof gut bekannt war, und deren Arbeiten er zum Teil in »seiner« Zeitschrift, zum Teil in deren Beiheften veröffentlicht hatte. Auf seine Anregung hin löste sich die Religionswissenschaftliche Gesellschaft im November 1933 angesichts der nationalsozialistischen Pressionen gegen ihre jüdischen Mitglieder selbst auf. Meinhof begründete die Anregung zur Auflösung in einem Brief an den Erziehungswissenschaftler Wilhelm

Flitner damit, dass Härten gegen verdiente Mitglieder vermieden werden sollten.¹¹⁹

Meinhof ließ seit den 1920er Jahren kaum eine Gelegenheit aus, um sich als Förderer der Idee und Förderer der Gründung einer Theologischen Fakultät zu betätigen. Ein schönes Beispiel hierfür ist die Eröffnungsansprache der Allgemeinen Lutherischen Konferenz (Lutherisches Einigungswerk) am 20. August 1928, die er an Stelle des verhinderten Rektors der Universität hielt. Meinhof führte aus, »daß unsere Hamburgische Universität bisher noch der Theologischen Fakultät entbehrt« und die bisher geschaffenen Ersatzlösungen nicht ausreichten, »um die klaffende wissenschaftliche Lücke zu schließen«. Nur die Pflege der Missionswissenschaft gehöre zum Arbeitsgebiet der Universität, und sie bemühe sich, Vorlesungen auf diesem Gebiet anzubieten. Die Theologie komme in der missionswissenschaftlichen Gesellschaft zu Wort. Er weist dann auf die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg hin, in der seit Jahren theologische Vorlesungen gehalten würden. Meinhof erwähnt mit Stolz, dass er nicht der einzige Professor der Universität Hamburg sei, der ein theologisches Doktorat habe. Er leitet von da zu Luther und der Bedeutung über, die dieser den Sprachen als »Scheiden [...], in der [sic]) das Messer des Geistes steckt« zugestanden habe, betont die Wichtigkeit der Sprachstudien, die an der Universität Hamburg beheimatet seien, und hofft für die Zukunft, »hier in Hamburg auf eine erfolgreiche und immer fortschreitende Zusammenarbeit mit den Vertretern der lutherischen Lehre«. ¹²⁰

Der Fall Theodor Lessing

Seit der Gründung der Hamburgischen Universität 1919 gab es Proteste rechter Studenten gegen jüdische Professoren. In den Akten der Hamburgischen Universität tauchen antisemitische Vorkommnisse allerdings nur sporadisch auf. Einer der seltenen Fälle ist die Fakultätssitzung der Philosophischen Fakultät vom 9. Juni 1926, wo es um die Frage ging, ob man dem jüdischen Privatdozenten für Philosophie Theodor Lessing eine Sympathiekundgebung übermitteln solle. Dessen Vorlesung an der Technischen Universität Hannover war massiven Störungen durch deutsch-nationale und völkische Studenten ausgesetzt. Lessing hatte deren Wut durch einige Publikationen hervorgerufen, in denen er Paul von Hindenburg als »guten, treuen Bernhardiner« hingestellt hatte, aber doch meinte, es besteige »besser ein Zero als ein Nero« den Thron. Die rechten Studenten erreichten den Abbruch seiner Vorlesung und forderten zusammen mit Dozenten den Rektor der Technischen Hochschule Hannover auf, Lessing aus dem Lehrkörper zu entfernen, was der zuständige Kultusminister Adolf Grimme (SPD, später Mitglied der »Roten Kapelle«) qua befristetem Zwangsurlaub auch tun musste.¹²¹ Am Ende der eben genannten Fakultätssitzung, an der sich auch Carl Meinhof beteiligte und auf der Otto Lauffer, Inhaber des Lehrstuhls für Volkskunde und Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte, behauptete, in Hannover habe keine Gefährdung der Lehrfreiheit vorgelegen,



Theodor Lessing (1872–1933)
in einer Aufnahme von
Will Burgdorf (etwa 1930)

wurde die Sympathiebekundung zurückgezogen. An ihrer Stelle wurde ein windelweicher Antrag des Anglisten Emil Wolff mit denkbar knapper Mehrheit (13 zu 11 Stimmen) angenommen, demzufolge die Fakultät den Universitätssenat ersucht, »grundsätzlich dazu Stellung zu nehmen, dass die Lehrfreiheit an deutschen Universitäten [...] von verschiedenen Seiten bedroht wird«.¹²² Dieser Fall zeigt, dass in den Gremien der Hamburgischen Universität viele Professoren antisemitische Vorfälle nicht ernst nahmen. Die Mehrheit der 11 Professoren, die den Antrag ablehnten, darunter auch Meinhof, sollte später im November 1933 das Bekenntnis der deutschen Professoren zu Adolf Hitler unterzeichnen (siehe S. 212).

International African Institute – Carl Meinhofs erste internationale Niederlage

In das Jahr 1926 fiel auch die Gründung des International Institute of African Languages and Cultures – später: International African Institute (IAI), das nach längeren Vorarbeiten in London eingerichtet wurde. Es sollte die wissenschaftliche Beschäftigung mit der afrikanischen Geschichte, mit afrikanischen Gesellschaften und Kulturen fördern und die afrikanischen Sprachen für das Erziehungssystem in den Kolonien nutzbar machen. Meinhof berichtete Werner von Melle am 7. Juli 1926 von Hamburg aus über das Ereignis wie folgt:

Hochzuverehrender Herr Bürgermeister!

[...] In der vergangenen Woche haben wir in London ein internationales Institut für das Studium der Sprachen und Kulturen Afrikas begründet. Nomineller Vorsitzender ist Sir Frederick Lugard,¹²³ die Direktoren sind Westermann und Delafosse¹²⁴ – Paris. Wir wollten Westermann als alleinigen Direktor haben, aber die Franzosen bestanden auf Delafosse, und so hat man diesen Ausweg gewählt.

Große Thaten wird Delafosse nicht thun, und so ist Westermann der eigentliche Spiritus rector der Sache. Die Engländer haben unsere deutsche Arbeit rückhaltlos anerkannt, und der Staatssekretär Amery¹²⁵ verkündete in seiner offiziellen Rede, das als Programm der Regierung, was wir von Hamburg aus von Anfang an vertreten haben.

Die phonetischen Einrichtungen in London sind gut, aber freilich, unsere sind besser. Da ich Mitglied des Exekutivkomitees bin, darf ich hoffen, daß ich dauernden Einfluß auf die weitere Entwicklung der Dinge haben werde.¹²⁶

Diese Hoffnung erwies sich als trügerisch, denn noch im selben Jahr musste Meinhof eine empfindliche Niederlage auf internationaler Ebene hinnehmen, die überdies zu einer tiefen und dauerhaften Entfremdung mit Diedrich Westermann führte. Ursache dafür war ein wesentliches Projekt des IAI: die Entwicklung einer einheitlichen und praktischen Orthographie für möglichst viele bisher noch nicht ge-

schriebene afrikanische Sprachen. Dieses Ziel wurde in der Gründungsphase des IAI intensiv diskutiert und auch relativ schnell in Form eines Memorandums ausformuliert, das die Niederlage Meinhofs aufs Deutlichste belegt.

Meinhof und Westermann vertraten in der Frage der Verschriftlichung afrikanischer Sprachen unterschiedliche Positionen: Meinhof benutzte in seinen Arbeiten das von Richard Lepsius 1855 entwickelte allgemeine linguistische Alphabet (siehe S. 71). Dieses hatte Meinhof durch weitere sog. diakritische Zeichen erweitert und damit dessen Leistungsfähigkeit erhöht.¹²⁷ Das zweite Prinzip, das von Westermann und auch von dem Council des IAI bevorzugt wurde, bestand hingegen darin, für Laute, die nicht durch das lateinische Alphabet wiedergegeben werden konnten, sprachübergreifend eigene Buchstaben zu erfinden – ein sprachwissenschaftlicher Standard, der schon lange durch die International Phonetic Association gepflegt wurde und sich international durchgesetzt hat. Bereits im Vorfeld der Gründung des IAI hatte Westermann 1925 an der Kopenhagener Linguistenkonferenz teilgenommen, während derer bereits die Loslösung vom Lepsius-Alphabet vorgeschlagen worden war. 1927 in einer der ersten offiziellen Schriften des IAI »Practical Orthographies for African Languages« stellte Westermann die sog. Africa Script (später zu seinen Ehren in Westermann Script umbenannt) vor, die in den unmittelbar folgenden Jahren für die Sprachen Twi, Fante, Gã und Ewe verwendet wurde.¹²⁸

Meinhof schrieb Westermann am 7. Mai 1927, dass er nichts von den Phonetikern der International Phonetic Association halte, er wolle kein festes System für die afrikanischen Sprachen: »Ich dachte an eine wirkliche wissenschaftliche Aussprache mit den sachkundigen Leuten an Ort und Stelle, bei der man sicher zu einem praktisch brauchbaren Ergebnis kommen wird, aber nicht an einfache Ausführung eines vorher festgelegten Beschlusses, für den ich nicht der rechte Mann bin.« Er unterschrieb diesen Brief »Mit besten Grüßen – Dein alter Freund M.«¹²⁹

Westermanns Antwort ist sehr viel konzilianter und umfasst ein Eingehen auf, ja sogar eine Zustimmung zu den Beschlüssen des Councils:

Aber andererseits ist es doch notwendig, dass wir in der Schreibung der am häufigsten vorkommenden Laute zu einem Übereinkommen gelangen. Ich erhalte z.B. sehr häufig Anfragen [...], wie die-

ser oder jener Laut zu schreiben sei. [...] Da ist es doch entschieden von Vorteil, wenn man sich darüber klar wird, welche Buchstaben da empfohlen werden sollen, sodass allmählich in den Hauptpunkten eine gewisse Einheitlichkeit erreicht wird, was durchaus nicht ein Gebundensein in der Darstellung des Lautsystems einer Einzelsprache bedeutet.¹³⁰

Am 11. Mai 1927 schrieb Meinhof an Westermann: »Ich befürchte nur, daß diese unglückliche Société Phonétique uns noch mancherlei Schmerzen machen wird.«¹³¹ Meinhof fuhr zwar in der Pfingstwoche wieder zu einer Sitzung des Exekutivrates des IAI nach London, trat jedoch kurz darauf im Juli aus diesem Gremium aus. An dieser Entscheidung konnte auch ein Vermittlungsversuch Lord Lugard's im November nichts ändern. Aus Meinhofs Ablehnung jeder weiteren Zusammenarbeit sprach der tiefsitzende Ärger, mit seinen Ansichten in Bezug auf die Entwicklung praktischer Orthographien für afrikanische Sprachen auf internationaler Ebene unterlegen zu sein und wohl auch sein Neid auf den Sieg, den Westermann davongetragen hatte. Meinhof war nicht mehr der unumstrittene afrikanistische »Papst«. Die Africa Script wurde schon bald in einer Reihe von afrikanischen Sprachen verwendet. In den folgenden Jahren nahm Meinhof Westermann die von ihm so empfundene »Anbiederung an die Engländer« übel und bezeichnete sie als den deutschen Interessen zuwiderlaufend. Eine der Konsequenzen der Entfremdung war: Bis 1927 redeten sich Meinhof und Westermann in ihren Briefen als »lieber Freund« o. ä. an, danach aber als »Herr Professor« oder »Sehr geehrter Herr Kollege«.

Menschen im Seminar 3 – Emmi Kähler-Meyer

Im Mai 1927 trat Emmi Meyer als Sekretärin von Meinhof in den Dienst des Seminars. Dieser ermutigte sie schon bald zum Studium der Afrikanistik, das sie dann ab 1929 neben der beruflichen Arbeit betrieb. Sie konzentrierte sich auf die Bantuistik und veröffentlichte 1936 ihre Dissertation – ganz nach der Methode Meinhofs – über eine Sprache des damaligen Tanganyika: das Nyanja. In späteren Arbeiten entwickelte sie das Urbantu insofern weiter, als sie den sprachlich relevanten Tonhöhen der Bantusprachen bei ihren Untersuchungen die ihnen gebührende Rolle zumaß. Meinhof hatte diese weitgehend unberücksichtigt gelassen, weil das ihm zur Verfügung stehende Datenmaterial häufig keine Angaben zu den Tönen enthielt. Meyer war mit ihrer Dissertation – soweit mir bekannt – weltweit die erste promovierte Afrikanistin. 1937 ging sie, gefördert durch ein Stipendium der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung und des International African Institute, nach Kamerun und arbeitete über Sprachen im Bantugrenzbereich. Sie wurde – auch dank kräftiger Fürsprache Meinhofs – 1939 mit einer Schrift über das Mambila, eine der von ihr aufgenommenen Kameruner Sprachen, habilitiert, erhielt allerdings erst drei Jahre später die *venia legendi*.¹³²

Zeitlebens pflegte Emmi Meyer ein enges menschliches und wissenschaftliches Verhältnis zu Meinhof. Das wird auch dadurch deutlich, dass ihr Grab neben dem von Meinhof auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg liegt.

Kurz vor seinem Tode 1944 vermachte Meinhof ihr die »Zeitschrift für Kolonialsprachen« als persönliches Eigentum. Das führte zu Auseinandersetzungen mit dem Seminardirektor Klingeneben, die die Juristen der Universität über längere Zeit intensiv beschäftigten. War Meinhof überhaupt Eigentümer der Zeitschrift, sodass er sie vererben konnte? Klingeneben führte an, Meinhof habe von Anfang an ein Herausgeberhonorar erhalten, was nicht dafür spräche, dass die Zeitschrift sein Eigentum sei. Die Zeitschrift sei von Anfang an im Seminar unter



Emmi Kähler-Meyer
(1903–1998)

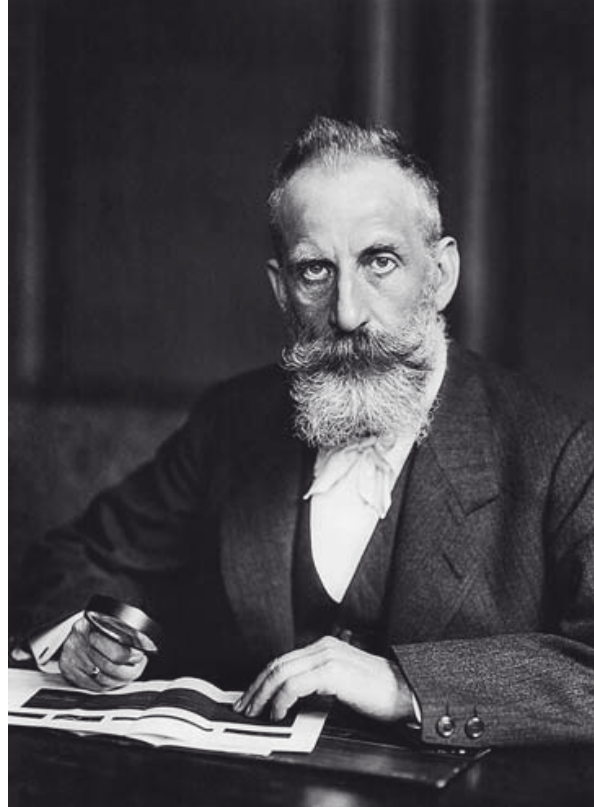
Nutzung der personellen und sachlichen Ressourcen des Seminars publiziert worden und zu keinem Zeitpunkt wirtschaftlich lebensfähig und immer auf Zuschüsse verschiedener Geldgeber angewiesen gewesen. Klingenheben wies zusätzlich darauf hin, dass es ein Unding sei, dass an einem Institut eine Publikation erscheinen könne, bei der der Direktor nicht an entscheidender Stelle beteiligt sei. Kähler-Meyer – inzwischen hatte sie den Hamburger Austronesisten Hans Kähler geheiratet – vertrat ihre Position hartnäckig, konnte aber nicht verhindern, dass ein Gremium mit dem Ziel gebildet wurde, die Zeitschrift gemeinsam herauszugeben.

Der 70. Geburtstag

Während der Auseinandersetzung mit dem IAI beging Meinhof am 23. Juli 1927 seinen 70. Geburtstag, der in der Universität gefeiert und in der Presse mit zahlreichen Zeitungsmeldungen gewürdigt wurde.¹³³ Aus diesem Anlass wurde Meinhof im Institut eine gewaltige Festschrift überreicht, zu deren Finanzierung die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung einen Betrag beisteuerte. Der Präsident der Stiftung Werner von Melle hielt es »bei der Bedeutung von Herrn Prof. Meinhof und im Interesse der Wissenschaftlichen Stiftung für angemessen, »daß die Stiftung sich mit einem kleinen Betrage – etwa *M* 500 – beteilige«. ¹³⁴

Die Festschrift zeigte, welche internationale Anerkennung sich Meinhof im Laufe seiner Tätigkeit erworben hatte. In ihr waren 50 Beiträge versammelt, 30 aus der afrikanischen Sprachwissenschaft, 20 aus der Sprachwissenschaft anderer Gebiete und aus anderen Wissenschaften. Autoren waren renommierte Fachleute aus dem In- und Ausland. Fachlich vertreten war natürlich die Bantuistik mit Beiträgen von Autoren aus England, Italien, Norwegen, Österreich und Schweden sowie Kenya, Südafrika, Südwestafrika und Tanganyika. An anderen Fachgebieten finden sich Amerikanistik mit Beiträgen von Leonard Bloomfield und Franz Boas, ebenso waren Austronesistik, Phonetik, vergleichende Sprachwissenschaft und Semitistik vertreten. Der ziegelsteinschwere Quarto-Band umfasst 514 Seiten und enthält ein sehr schönes Portrait von Meinhof. Die Universität Leipzig verlieh ihm aus diesem Anlass den Dr. phil. h. c.; Hannah Meinhof erinnert sich:

Als nun an meines Vaters siebzigstem Geburtstag der Beauftragte des Hamburgischen Staates und der Universität, Rektor [sic] Sieveking den Wunsch aussprach, mein Vater möchte noch im Amt verbleiben, stellte mein Vater nur die Bitte, der Einladung nach Südafrika folgen zu können. Das wurde als selbstverständlich zugesagt, ja es wurde die Bitte ausgesprochen, dass mein Vater darüber hinaus und soweit es seine Gesundheit zuliesse, in den angrenzenden Gebieten Forschungsarbeiten treiben möge, um vor der vordringenden Zivilisation an altem Sprachgut zu retten, was noch zu retten sei.¹³⁵



Das Portrait von Carl Meinhof in der ihm gewidmeten Festschrift (1927)

So kam es schließlich zu Meinhofs dritter Afrikareise, die ihn nach Südafrika führte.

Auch privat wurde der Geburtstag gefeiert: Die Familie hatte den »Barzwitter Scandalanzeiger« vorbereitet, aus dem schon verschiedentlich zitiert wurde. Die vier Seiten sind in dem etwas angestrengt lustigen Duktus gehalten, der für solche Produkte familiären Witzes charakteristisch ist, und die sich ohne Kenntnis des Kontextes weitgehend einem Verständnis entziehen:

Nach seiner Rückkehr [aus Afrika, L. G.] siedelte er sich als Architekt in der Reichshauptstadt an. Nun zeichnete er Grundrisse, suchte und fand die zum Bau seiner Werke nötigen Ntu-Stämme und widmete sich nebenbei noch einer orchideenhaft üppig wuchernden Zucht farbenprächtiger Bantuwurzeln.¹³⁶

Aber sogar hierbei hinterließen die Auseinandersetzungen mit Heepe ihre Spuren:

WARNUNG: WARNE alle Linguisten, Ethnologen, Schriftsteller, Verleger, Buchdrucker u.s.w. u.s.w. den Buchstaben »i« zu benutzen, da Jch denselben erfunden habe und nicht gewillt bin, auch nur ein »i« Tüttelchen meines Urheberrechts aufzugeben. Heep-Heep-Hurra.¹³⁷

Beim Vortrag des »Scandalanzeigers« waren anscheinend neben der Familie auch Mitglieder des Instituts anwesend, denn einige der Beiträge beziehen sich auf Seminarmitglieder (Maria von Tiling = Tante Mariechen, der berühmte Professor D. = Dempwolff).

Die Südafrikareise 1927/28

Über die Südafrikareise veröffentlichte 1928 Meinhof eine Reihe von Artikeln, unter anderem in »seiner« »Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen«.¹³⁸ Seine Frau, die ihn auf dieser Reise begleitete, machte unterwegs wieder zahlreiche Fotos (siehe S. 168), die er später auf manchen Vorträgen zeigte, und umsorgte ihren Mann: »Soll Herr Professor sich vielleicht darum kümmern, ob der Rock einmal aufgebügelt werden muss, ob die Wäsche vollzählig und unbeschädigt wieder da ist, und ob der Schlips auch richtig sitzt?«¹³⁹

Zusätzlich zu den Publikationen, die aus dieser Reise erwachsen, sind wir über ihren Verlauf sehr gut unterrichtet, weil Meinhof seit Oktober 1927 monatlich detaillierte Briefe an von Melle schrieb,¹⁴⁰ in denen er mitteilte, wie sich seine Forschungsvorhaben realisieren ließen und dabei auch nicht versäumte zu berichten, wie gut seine Vorträge beim südafrikanischen Publikum ankamen, wo er auf Deutsch – und auf Englisch – vortragen konnte. Im ersten Brief dieser Korrespondenz bedankte er sich zunächst für die 4.000 Mark, die ihm von der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung bewilligt worden waren,¹⁴¹ und entwickelte dann Reisepläne, die ihn an die meisten südafrikanischen Universitäten – Stellenbosch, Johannesburg und Pretoria – führen würden. Sein erster Doktorand in Hamburg, Werner Eiselen,¹⁴² hielt sich zu dieser Zeit in Südafrika auf und unterstützte ihn hierbei. Zumeist sollte Meinhof Quartier bei Missionaren nehmen, die er aus früheren Zeiten kannte.

Von der Hinreise auf dem Schiff berichtete Meinhof vom ausgezeichneten Charakter der deutschen und vom schlechten der englischen Passagiere, die durch »dümmste Excesse« das Weihnachtsfest, die »ernstfröhliche, stille Feier im Sinne einer Gesinnungsgemeinschaft« störten. Ende Januar 1928 vermeldete er dann aus Kapstadt, dass er bei Fräulein Dorothea Bleek, der Tochter des ersten bedeutenden Bantuisten, wohne, zahlreiche Einladungen erhalten habe und seine Vorlesungen von mehreren hundert Hörern besucht würden. Im deutschen Verein nahm Meinhof am 18. Januar 1928 an der Reichsgründungsfeier (nicht etwa an der Verfassungsfeier) teil, am Tag danach predigte er in der deutschen Kirche. Im Februar zog er dann in die Missionsstation Pniel in der Nähe



Carl Meinhof auf der Südafrikareise 1927, vermutlich in Stutterheim

von Kimberley. Dieser gehörten große Landflächen, die nach den Diamantenfunden verpachtet wurden und ihr erhebliche Summen einbrachten. Meinhof berichtete: »[...] meine Frau photographiert, und ich horche auf die Sprachen. Ich habe für Korana einen ausgezeichneten Gewährsmann, für Griqua [eine andere Khoi-San-Sprache; LG] [...] bin ich nicht so gut dran, [...] Sprachlich ist die Ausbeute bisher über Erwarten gut.« In seinem März-Brief schwärmte Meinhof von der sehr schönen Universitätsstadt Stellenbosch, die er in ihrem Charakter mit Tübingen oder Erlangen verglich. Er ging dort in ein Konzert, dessen Programm er übermittelte (Grieg Cello-Sonate, zwei Opern-Arien und ein Streichquartett von Haydn) und sammelte prähistorische Steingeräte für das Völkerkundemuseum in Hamburg. Im April-Brief aus Johannesburg berichtete er, dass er sich mit zahlreichen interessanten Leuten getroffen habe, von denen praktisch brauchbare sprachwissenschaftliche Ergebnisse zu erhoffen wären. Zusammen mit seiner Frau wohne er bei Deutschen, »der Mann ist Ostfrieser von gewaltigem Körperbau und die Dame des Hauses ist eine anmutige zugleich sehr un-



Carl und Anna Meinhof auf der Südafrikareise 1927, vermutlich in Gnadenthal

terrichtete, liebenswürdige Hausfrau«. Das Wetter entspreche einem schönen deutschen Sommer. An der Universität wurde ein offizielles Frühstück mit allerlei Reden veranstaltet, die die Zusammenarbeit der dortigen Wissenschaft mit Hamburg betonten. Den letzten Reisebericht schrieb Meinhof am 4. Juni auf der Rückfahrt an Bord des Dampfers »Tanganyika«, der in vielen Städten der ostafrikanischen Küste Station machte. Hier beobachtete er, welche wichtige Rolle Deutsche in der Wirtschaft der portugiesischen Kolonien spielten. »Ich habe dann hier und da noch Sprachstudien betrieben, zum Ärger der portugiesischen Polizei, die das Aufsehen, das ich machte, beunruhigend fand. In Dar-es-Salam wurde ich von deutschen Missionsleuten abgeholt, die eine Konferenz über Bibelübersetzung wünschten. Die kam in aller Eile zustande. Ich freute mich, die alten Stätten zu sehen. Manche Soldaten standen stramm, so sie den Deutschen witterten. Einige Soldaten fragten mich, wie es Herrn v. Lettow ginge. Sie übernahmen keine andere Arbeit, sie warteten und warteten. Begeistert erzählten sie, dass ihnen die Löhnung gezahlt sei.«

Menschen im Seminar 4 – Ernst Dammann, Ernst Zyhlarz und Johannes Lukas

1930 traf das Seminar ein schwerer Schlag: August Klingenheben wurde als Nachfolger des renommierten Orientalisten und Berberologen Hans Stumme nach Leipzig berufen. Ein Jahr zuvor war Maria von Tiling, die Klingenheben inzwischen geheiratet hatte, aus dem Semindienst ausgeschieden und hatte ihre wissenschaftliche Tätigkeit beendet – ebenfalls ein herber Verlust. In dem bereits weiter oben zitierten Brief an den Dekan Karl Florenz schrieb Meinhof am 19. Juli 1930:

Schliesslich hat er [Klingenheben; LG] die Arbeit meines Seminars, die er soviel gefördert hat, aber auf das empfindlichste gestört dadurch, dass er meine beste Hilfskraft, Fräulein v. Tiling, geheiratet hat und sie dadurch der Mitarbeit am Seminar mehr und mehr entfremdete und sie jetzt zum Ueberfluss mit nach Leipzig nehmen will. Sie können sich denken, wie es mich betrübt, dass er mich nicht nur wissenschaftlich bekämpft, sondern jetzt auch noch obendrein in dieser Weise schädigt. Und wenn wir nicht so gute Freunde wären, dann könnte ich ihm das gar nicht vergeben.¹⁴³

Diesem im Ton launigen Brief folgte eine nicht datierte, aber in die Zeit kurz nach dem Weggang Klingenhebens zu verlegende 5-seitige Denkschrift über die Lage und die Zukunft des Seminars, die Meinhof bei der Hochschulbehörde einreichte. In dieser schilderte er die katastrophale personelle Situation und ersuchte um Besserung durch Einrichtung von Beamtenstellen. In den fünf Abschnitten des Dokuments wird auf die Geschichte, die Aufgabe, die vielfältigen Erfolge, die engen Verbindungen ins Ausland und die Bedeutung des Seminars »als die Zentrale für das Studium der Afrikanistik« hingewiesen, aber auch auf die Unmöglichkeit, die vielfältigen Aufgaben in Zukunft mit nur einem einzigen Professor in Dauerstellung weiter leisten zu können:

Bei meinem Alter [Meinhof war zur Zeit der Abfassung des Dokuments weit über 70; LG] muss ich trotz meiner Rüstigkeit damit

rechnen, dass ich plötzlich die Arbeit nicht mehr fortsetzen kann. In diesem Fall würde sofort auch Professor Dempwolff ausscheiden, da er als Leiter der Südseeabteilung [deren hervorragendes internationales Ansehen Meinhof auch mehrfach erwähnte; LG] unter mir längst eine völlig selbständige Stellung hat und nicht gewillt ist, unter einem jüngeren als Hilfsarbeiter weiterzudienen.

Auch sonst könne man keinen qualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchs für nur befristete Stellen gewinnen:

Es ist auf die Dauer aber nicht durchführbar, mit wissenschaftlichen Hilfsarbeitern oder nicht festangestellten Assistenten so umfassende wissenschaftliche und praktische Arbeiten auszuführen, wie sie in meinem Seminar gefördert werden. Hilfsarbeiter, die nur auf zwei Jahre beschäftigt werden, können die hierzu nötigen Kenntnisse nicht besitzen.¹⁴⁴

Ob wegen dieses Schriftstücks oder aus anderen Gründen ist nicht mehr zu eruieren, jedenfalls wurden Anfang der 1930er Jahre drei Wissenschaftler am Seminar eingestellt, die die deutsche Afrikanistik der kommenden Jahrzehnte mit ihren Arbeiten bestimmten: Ernst Dammann, Ernst Zyhlarz und schließlich Johannes Lukas. Da diese drei bis zum Tode Meinhofs (und darüber hinaus) in Hamburg blieben, sei kurz auf ihre Viten eingegangen.

Ernst Dammann wurde am 6. Mai 1904 im holsteinischen Pinneberg geboren. Er hatte bereits als 15-jähriger bei einem Missionsfest 1919 eine Predigt Meinhofs gehört. Als er 1924/25 ein Theologie- und Orientalistikstudium begann, ergab es sich, dass er auch Vorlesungen bei Meinhof belegte und so »eigentlich etwas per Zufall zur Afrikanistik«¹⁴⁵ kam. Er wurde 1929 mit einer Arbeit »Beiträge aus arabischen Quellen zur Kenntnis des negerischen Afrika«, die zwischen Orientalistik und Afrikanistik angesiedelt ist, promoviert. 1930 erfolgte seine Ordination, danach begann er als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Seminar für afrikanische und Südseesprachen der Universität Hamburg zu arbeiten. Bereits 1931 trat er in die NSDAP ein (Mitgliedsnummer 609.464).¹⁴⁶ Von 1933 bis 1936 war er als Missionar in Tanganyika tätig und schrieb am 9. Juli 1934 aus Bungu an Meinhof:



Ernst Dammann
(1904–2003)

Seit einiger Zeit bin ich von der N.S.D.A.P. endgültig zum Ortsgruppenleiter von Tanga bestellt worden. Der Vorstand der Bethel Mission ist nicht restlos erfreut über diese meine Tätigkeit. Aber ich glaube, daß in unserer Zeit ein Auslandspastor einen solchen Posten nicht ablehnen darf, wenn er ihm angetragen wird.¹⁴⁷

Nach seiner Rückkehr aus Afrika habilitierte sich Dammann mit einer Arbeit über Dichtungen in der Lamu-Mundart des Swahili, die er während seines Ostafrika-Aufenthaltes aufgenommen hatte (seine Frau, die ihn bei diesem Aufenthalt begleitete, war ihm dabei eine unersetzliche Hilfskraft), und arbeitete bis zu seiner Einberufung zum Militär in Hamburg am Seminar. Ebenso wie Emmi Meyer richtete Dammann seine wissenschaftlichen Methoden ganz nach dem Beispiel Meinhofs aus und erweiterte dessen Konzept vom Urbantu in einer Reihe von Details, indem er z.B. das System der verbalen Ableitungen weiter ausbaute. 1943 geriet er in amerikanische und englische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst 1949 zurückkam. Da er sowohl in den USA als auch in England als Lagerpfarrer und – in England – als Leiter einer theologischen Schule für Kriegsgefangene tätig war, verlief seine Entnazifizierung trotz der frühen Mitgliedschaft in der NSDAP zügig. Von Hamburg aus wurde er 1957 als Nachfolger Westermanns nach Berlin an die Humboldt-Universität berufen. Nach dem Bau der Mauer erhielt er einen Ruf auf

die Professur für Religionsgeschichte mit Lehrauftrag für Afrikanistik an der Universität Marburg. Dammann hat immer wieder betont, welchen Einfluss Meinhof auf seine wissenschaftliche und persönliche Entwicklung gehabt habe.¹⁴⁸ Daher verwundert wenig, dass er dessen konservative Positionen in politischen und religiösen Fragen teilte.

Ernst Zyhlarz¹⁴⁹ wurde am 27. August 1890 in Prag geboren, das damals noch zu Österreich gehörte. Er begann zunächst ein Jura-Studium, das durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen wurde, während dessen ganzer Dauer er an der Front eingesetzt war. Aus der Kriegszeit blieb ihm neben psychischen Narben ein schweres Knalltrauma, das sein Hörvermögen mit zunehmendem Alter immer mehr beeinträchtigte. Nach dem Krieg wechselte er das Studienfach und entschied sich für das Fach Ägyptologie, in dem er 1921 promoviert wurde.

Achtzehn Jahre später, 1939, habilitierte er sich mit einer nubischen Grammatik.

In seinen wissenschaftlichen Arbeiten ging Zyhlarz von der Existenz eines hamitischen Sprachstammes aus und versuchte, Afrikanistik und Ägyptologie zusammenzuführen. 1931 wurde er von Meinhof als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter nach Hamburg geholt. Dort sollte er das Gebiet der Hamitensprachen im Sinne von Meinhof weiter bearbeiten. Zyhlarz war der einzige Seminarmitarbeiter, der nicht der NSDAP beitrug, der aber – anders als alle anderen Seminarmitglieder – schon 1933 Lehrveranstaltungen ankündigte, die eindeutig nationalsozialistischen Zungenschlag vernehmen ließen:

- SS 1933: Berberisch (die Sprache der Adelstämme der Sahara-Berber)¹⁵⁰
- WS 1933/34: Rassenartung und Sprache (Anleitung zum Erfassen erbmythischer Bedingtheit in der Morphologie afrikanischer Sprachen)
- SS 1936: Rassenprobleme in der ägyptischen Kunst
- WS 1936/37: Arische Eroberungspolitik im ägyptischen Orient und Elemente der Machtgestaltung im sozialen Umweltbereich der Primitiven (soziale Vorzeitrelikte aus dem Überlieferungsgut afrikanischer Völker)¹⁵¹

Als Meinhof die Auflösung der religionswissenschaftlichen Gesellschaft – auch wegen ihrer vielen jüdischen Mitglieder – in Erwägung zog, hatte Zyhlarz bereits im Frühjahr an Meinhof geschrieben:



Ernst Zyhlarz
(1890–1964)

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Herrn Professor fragen, ob Sie im Verlaufe des kommenden Semesters ein religionswissenschaftliches Vortragsthema von mir in Aussicht genommen haben. Die Frage liegt deshalb nahe, weil ja eventuell mit der Zurückziehung bereits geplanter Vorträge zu rechnen sein könnte; zudem dürften einzelne Mitglieder der Gesellschaft es vorziehen, die Konsequenz aus den allmählich einsetzenden Bestrebungen zur rassenhygienischen Säuberung zu ziehen.¹⁵²

Dennoch bleibt der Fall Zyhlarz rätselhaft. Zeichnen doch die »Erinnerungen an einen ›unangepassten‹ Menschen« seiner Tochter Katja Post-Zyhlarz das Bild eines Mannes, der ca. 1910 zum jüdischen Glauben übertrat, 1939 eine russische Frau heiratete, die für die Sowjetunion Spionage betrieb, und nach Ende der Naziherrschaft im sich entwickelnden Kalten Kriege deshalb nicht wieder in der Universität Fuß fassen konnte.¹⁵³

Zu Zyhlarz' Problemen kam sicher noch hinzu, dass er im Umgang mit anderen Menschen große Schwierigkeiten gehabt haben muss. In verschiedenen Quellen wird erwähnt, dass er in zunehmendem Alter verbitterter und zynischer wurde. Nach seinem Tod fand sich 1964 in seinem Nachlass eine größere Anzahl von Büchern aus dem Besitz der

Seminarbibliothek. Deren Fehlen wurde bei den damals noch jährlich durchgeführten Bibliotheksrevisionen nicht bemerkt, weil die zu diesen Büchern gehörenden Karteikarten aus dem Standortkatalog – der der Revision zu Grunde lag – entfernt worden waren.

Der dritte Wissenschaftler, den Meinhof in dieser Zeit einstellen konnte, war der Österreicher Johannes Lukas, geboren am 7. Oktober 1901 im böhmischen Fischern bei Karlsbad (Karlovy Vary). Er wuchs in einem großbürgerlichen, musikalischen Elternhaus auf. Seine Mutter stammte aus der französischen Schweiz, dadurch erklärt sich seine Zweisprachigkeit. Früh zeigte sich Lukas' musikalische Begabung, die es ihm ermöglichte, am Wiener Konservatorium eine Pianistenausbildung abzuschließen. Übergroße Scheu bei Auftritten vor großem Publikum ließen ihn aber sich dem Studium der Ägyptologie und Afrikanistik zuwenden. Seine akademischen Lehrer waren Wilhelm Czermak und Hermann Junker. Besonders Letzterer vertrat eine modifizierte Version der Hamitentheorie, unter deren Einfluss Lukas in den dreißiger Jahren erkennbar stand. In vier Arbeiten aus Lukas' Feder steht der Terminus »hamitisch« explizit im Titel. Lukas wurde 1925 mit einer Arbeit »Studien zur Kanuri-Grammatik und Literatur anhand unedierter [mit arabischer Schrift geschriebener; LG] Texte« promoviert. Danach nahm er eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Museum für Völkerkunde in Wien auf. Im Winter 1928/29 ermöglichte Junker ihm einen halbjährigen Studienaufenthalt in Kairo, den Lukas mit einer Stelle als Hauslehrer verband. Dort gelang es ihm, mit Studierenden der Al-Azhar-Universität Verbindung aufzunehmen und Material zu Sprachen des zentralen Sudan zu sammeln, aus dem später seine Arbeit über das Kaidi-Kanembu hervorging. Meinhof und Westermann schlugen Lukas für ein Stipendium des International African Institute vor, mit dem er 1931 nach Bornu in Nordnigeria ging. Das Ergebnis dieses Forschungsaufenthaltes war 1937 Lukas' Kanuri-Grammatik, die bis heute als Standardwerk für diese Sprache gilt und immer noch eine Fundgrube von sprachlichen Details ist. 1934 holte Meinhof ihn an das Hamburger Seminar, wo er in mehreren Arbeiten die sprachliche Gliederung des Gebietes um den Tschadsee untersuchte und sich mit den Nachlässen bedeutender deutscher Afrika-Reisender wie Heinrich Barth und Gustav Nachtigal beschäftigte. Im Zusammenhang mit seiner Habilitation (»Die Logone-Sprache im



Johannes Lukas
(1901–1980)

Zentralen Sudan. Mit Beiträgen aus dem Nachlaß von Gustav Nachtigal») und Erwerb der Lehrbefugnis trat er 1937 in die NSDAP ein.¹⁵⁴

1941 wurde Lukas als außerordentlicher Professor an die Auslandshochschule an der Universität Berlin berufen und konnte dort unbehelligt vom Militärdienst weitere Arbeiten über Sprachen des zentralen Sudans veröffentlichen, die der sprachlichen Vorbereitung der Eroberung eines wiederzugewinnenden deutschen Kolonialreiches dienen sollten. Diese hatten aber auch für ihn persönlich den Vorteil, seine spätere Karriere nachhaltig zu fördern. Nach Kriegsende kehrte er an die Universität Hamburg zurück. Er wurde als »unbelastet« eingestuft und als Vertreter des entlassenen Klingenheben eingestellt, dessen Lehrstuhl er 1954 als Ordinarius übernahm.¹⁵⁵

Das Seminar unterm Hakenkreuz und der lange Weg zur Meinhof-Nachfolge

Am 15. Januar 1927 wurde die Frage der Nachfolge Meinhofs zum ersten Male virulent, als die »Kommission für die Neubesetzung der Professur für afrikanische Sprachen« ihren Bericht vorlegte, in dem eine ausführliche Teichoskopie aller für die Hamburger Professorenstelle in Frage kommenden älteren und jüngeren Afrikanisten vorgenommen wurde. Sprachduktus und die vorgebrachten Ansichten deuten auf Meinhof als Mitverfasser hin. Der Bericht kommt zu dem Ergebnis, dass bis auf vier – Otto Dempwolff, Diedrich Westermann, Maria von Tiling und August Klingenberg – alle anderen Kandidaten den Anforderungen an eine Professur in Hamburg nicht genügten. Zum Schluss wartet er mit einer Beobachtung auf, die stark nach Eigenlob klingt und als Rückschau Meinhofs auf seine Tätigkeit als Forscher und Lehrer gewertet werden kann:

Es mag wundernehmen, daß nur Deutsche und außer Westermann nur Hamburger vorgeschlagen werden. Aber wer die Entwicklung der Afrikanistik verfolgt hat, der weiß, daß ihr Schwerpunkt eben in Hamburg liegt. Die Studenten kommen sogar aus Afrika nach Berlin und Hamburg, um afrikanische Sprachen zu studieren. Da ist es dann nicht verwunderlich, daß nur in Berlin und Hamburg Dozenten zu finden sind, die für die Stelle eines Professors für afrikanische Sprachen in Frage kommen. Denn hier liegt eben die Führung auf diesem Gebiet der Wissenschaft. Wenn auch andere Universitäten diese Wissenschaft sorgsam pflegen werden, wird man sich in Zukunft auch den Professor für afrikanische Sprachen von auswärts holen können.¹⁵⁶

Der Bericht blieb ohne Folgen, und im Seminar für Eingeborenen-sprachen änderte sich zunächst nichts. Meinhof publizierte fleißig weiter, dabei auch über Gebiete, die für ihn Neuland bedeuteten. Hierzu gehörte die Arbeit »Der Korana-Dialekt des Hottentottischen« von 1930, die als Beiheft zur »Zeitschrift für Kolonialsprachen« erschien.¹⁵⁷ Außerdem entwickelte er schriftkundliche Interessen und publizierte –

ebenfalls 1930 – »Über Südspanische Münzen mit unbekannter Schrift« und 1931 über »Die libyschen Inschriften«, in denen er die Quelle der Berberschriften der Gegenwart sah. Dazu kamen immer wieder Aufsätze mit missionswissenschaftlicher Thematik sowie zahlreiche Besprechungen afrikanistischer Neuerscheinungen.

Im Oktober 1931 tauchte dann das Thema der Pensionierung Meinhofs wieder auf. Wir erfahren aus einem Schreiben der Senatskommission für Verwaltungsreform, dass diese die Hinausschiebung der Pensionierung Meinhofs auf den 30. September 1933 genehmigt habe.¹⁵⁸

Während der verlängerten Dienstzeit Meinhofs erfolgte in Deutschland der folgenschwere Übergang von der Demokratie zur Diktatur. Die Nationalsozialisten hatten in den 1930er Jahren ständig größeren Einfluss in den Parlamenten gewonnen und sich im März 1933 mit dem Ermächtigungsgesetz »legal« die Macht gesichert. Unverzüglich begannen sie, ihre Vorstellungen von Politik auch in der Universität umzusetzen. Besonders verheerende Auswirkungen hatte das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April 1933, das die Gleichschaltung des öffentlichen Dienstes bezweckte. In den folgenden Jahren wurden auf der Grundlage dieses Gesetzes die jüdischen Mitglieder der Hamburgischen Universität aus dem Lehrkörper eliminiert – eine Katastrophe, von der sie sich nie wieder ganz erholt hat.

Carl Meinhof trat am 5. Mai 1933 in die NSDAP ein, sein Name, ebenso wie der August Klingenberg, stand im November 1933 unter dem »Bekennnis der Professoren an den Deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat«. ¹⁵⁹ Mit Ausnahme von Zyhlarz wurden bis 1937 alle akademischen Seminarangehörigen Mitglied der NSDAP. ¹⁶⁰ Ihre mehr oder weniger private Korrespondenz gibt bruchstückhafte Einblicke in die Art, in der sich der Umbruch vollzog, und welche Spuren er im Seminarleben hinterließ. Ernst Zyhlarz schrieb am 7. April 1933 an den sich im Urlaub befindenden Meinhof: »Gestern war große Versammlung im Hörsaal B zur Einleitung der nationalsozialistischen Aufbauarbeit. Die Zahl der Erschienenen war sehr groß, die Ausführungen klangen stimmungsvoll wirkend. Auch Professor Calzia war da, Snell allerdings vermißte ich.« ¹⁶¹ Oder Emmi Meyer am 11. November 1933 an Ernst Dammann: »Der Ausschuß für Auslandskunde scheint auch so gut wie begraben zu sein. Es soll jetzt alles mit der politischen Uni-

versität und der politische Fachschaften ›quer durch die Fakultäten‹ gemacht werden. Schade, dass die Vorträge nun wegfallen. Die religionswissenschaftliche Gesellschaft haben wir letzten Donnerstag zu Grabe getragen. Es ging wohl nicht mehr mit den vielen Juden, die ja obenein die eigentlich Tätigen darin waren in der letzten Zeit«¹⁶² Also: Schneller Blick in die Runde: Wer macht mit? Oder: Schade um die Vorträge, aber nicht um die Juden. Im Seminar schlug der latente in offenen Antisemitismus um.

Ein wichtiger Punkt im Programm der NSDAP war die Revision der Versailler Verträge und damit die Forderung, die ehemals deutschen Kolonien wieder an das Reich zurückzugeben. Insofern verwundert nicht, dass den Afrikanisten, denen der Zugang in ihre bisherigen Forschungsgebiete verwehrt war, aus fachlichen Gründen eine gewisse Nähe zu den Nationalsozialisten eigen war: »Das als bedrückend empfundene Mauerblümchendasein, das die Afrikanistik seit der Weimarer Republik geführt hatte, änderte sich auch im Verlauf der nationalsozialistischen Ära erheblich zum Besseren.«¹⁶³ Man hoffte darauf, die verloren gegangene Gesellschaftsrelevanz wiederzugewinnen und an die Zeit des Reiches als Kolonialmacht und des Kolonialinstitutes wieder anknüpfen zu können. Einen Beleg hierfür bilden die Sprachkurse, deren Zahl sich in den 1930er Jahren ständig erhöhte und die auch auf Anforderung von »Kraft durch Freude« und der Wehrmacht durchgeführt wurden. Letztere riefen eine so große Nachfrage hervor, dass es sich lohnte, sie nach den Dienstgraden zu trennen: Der Professor unterrichtete die Offiziere, der Assistent die Unteroffiziere und einfachen Dienstgrade.¹⁶⁴

In das Jahr 1935 fällt das Ende der Dienstzeit Meinhofs. Mit Schreiben der Behörde für Hochschulwesen vom 11. April 1935 wurde die Fakultät darüber informiert, dass »der Herr Reichsminister und Preussische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung [...] durch Schreiben vom 8. d. Monats [April; LG] mitgeteilt [hat], dass er auf Grund des Gesetzes über die Entpflichtung von Hochschullehrern aus Anlass des Neuaufbaues des deutschen Hochschulwesens« neben anderen altgedienten Ordinarien auch den ordentlichen Professor Dr. Carl Meinhof entpflichtet habe, »mit der Massgabe, dass sie weiterhin mit der Wahrnehmung der bisher von ihnen innegehabten Lehrstühle beauftragt werden sollen«.¹⁶⁵

Damit musste das seit Jahren virulente Problem, wer Meinhofs Nachfolger werden sollte, nun endgültig geklärt werden. Die Frage war ja bereits 1927 erörtert worden, und man konnte auf die damaligen Überlegungen zurückgreifen. So lässt der »Bericht betreffend die Neubesetzung der Professur für afrikanische Sprachen in Hamburg« vom 20. Juni 1935 noch einmal dieselben Kandidaten Revue passieren. Zum Teil wurden nicht nur die Argumente, sondern sogar die Formulierungen übernommen: Dempwolff wolle in Hamburg bleiben, aber nicht mehr in der Afrikanistik, sondern in der Südsee-Sprachforschung arbeiten; Heepe habe seit 1927 nichts Bemerkenswertes mehr hervorgebracht; Zyhlarz sei ein »arm chair linguist«, der noch nie in Afrika gewesen sei; Dammann sei zu jung. Blieben als ernsthafte Kandidaten Westermann und Klingenheben. Allerdings wird betont, dass sich der Erstgenannte »in seinen Studien von der Arbeitsweise der deutschen Wissenschaft noch weiter als bisher entfernt« habe. Westermann vergleiche besonders in seiner Publikation über die westlichen Sudan-sprachen und ihre Beziehungen zum Bantu (1927) Sprachen sehr verschiedener Art miteinander und nähere sich damit der bloßen Vokabelvergleichung, sodass das Buch der Wissenschaft nicht die Förderung gebracht, die man von ihm erhofft habe.¹⁶⁶

Das, was nun über Westermann in dem abschließenden Berufungsvorschlag der Philosophischen Fakultät vom 3. Juli 1935 steht, ist ein Musterbeispiel an akademisch verpackter personalpolitischer Niedertracht. Zunächst werden in dem Vorschlag Westermanns frühe Arbeiten hervorgehoben und seine Bekanntschaft mit Afrika gelobt. Dann wird aber heftige und nicht gerechtfertigte Kritik geäußert:

Seine Veröffentlichungen stehen freilich nicht alle auf der gleichen Höhe, da sie zum Teil dem Leserkreis, den er in der angelsächsischen Welt gefunden hat, in etwas angepasst sind. Bei Begründung des Internationalen Instituts für afrikanische Sprachen und Kulturen in London wurde er zu einem seiner Direktoren ernannt, und er hat sich den Aufgaben dieses Instituts mit besonderem Eifer gewidmet, auch im Auftrage des Instituts mehrere Reisen nach Afrika unternommen. Irgendwelche neuen Ergebnisse dieser Reisen aus dem Gebiet der afrikanischen Sprachforschung sind nicht bekannt geworden, so dass man unter dem Eindruck steht, dass die Arbeit

an der deutschen Wissenschaft bei ihm jetzt hinter den Interessen des Instituts zurückgetreten ist. Als Direktor an dem Institut in London ist er auch Herausgeber der Zeitschrift »Africa«, und es erscheint ausgeschlossen, dass er neben diesen umfangreichen Arbeiten die Interessen des Seminars für Afrikanische Sprachen in Hamburg mit dem Ernst wahrnehmen könnte, den die Gegenwart erfordert. Die Fakultät muß deshalb davon absehen, seine Berufung nach Hamburg in Vorschlag zu bringen.¹⁶⁷

Deutlich wird hier eine Ablehnung der englischen Afrikanistik, die generell eine kritische Einstellung zu sprachhistorischen Forschungen – und damit zu Meinhofs Arbeiten – hatte.¹⁶⁸

Im Berufungsvorschlag werden überdies die bedeutenden sprachvergleichenden Arbeiten Westermanns – die eben erwähnte Publikation über die Sudansprachen und die über »Nominalklassen in westafrikanischen Klassensprachen und in Bantusprachen« von 1935 – nicht erwähnt. Dabei sind sie für die Folgezeit von größter Wichtigkeit für die Klassifikation afrikanischer Sprachen geworden und bildeten die Grundlage der bahnbrechenden Arbeiten des amerikanischen Linguisten Joseph Greenberg. Und Meinhof hatte Westermanns Arbeit über die Sudansprachen noch acht Jahre zuvor in »seiner« Zeitschrift wohlwollend besprochen und anerkannt, dass Westermanns unterschiedliche Arbeitsweise gerechtfertigt sei, und sich notgedrungen aus der im Vergleich zu den Bantusprachen unterschiedlichen Struktur der behandelten Sprachen ergebe.¹⁶⁹

Als letzter Kandidat wird im Bericht vom 20. Juni 1935 August Klingenheben behandelt, den Meinhof seit 1911 am Seminar beschäftigt hatte, und der im Jahre 1930 an die Universität Leipzig berufen worden war. Er war schon acht Jahre zuvor, im Bericht von 1927, als möglicher Kandidat ins Spiel gebracht worden. Nun wird er erneut in hohen Tönen gelobt, seine wissenschaftliche Breite hervorgehoben und seine Fähigkeit als akademischer Lehrer gewürdigt. Klingenheben erhielt dann auch den Ruf auf die Hamburger Professur, den er annahm. Zum Berufungsvorschlag wurde noch hinzugefügt.: »Zu dem Vorschlag wäre noch [...] zu notieren. Klingenheben ist Mitglied der nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.«¹⁷⁰

Im hohen Alter von 78 Jahren wurde Carl Meinhof emeritiert. Sein Ausscheiden aus dem Amt wurde in der Presse mehrfach erwähnt,¹⁷¹

und die Hamburgische Universität, die von den Nationalsozialisten 1935 in »Hansische Universität« umbenannt worden war, überreichte ihm am »Überseetag«, dem 20. Oktober 1936, die goldene Ehrenmünze. Der Text der Würdigung lautete folgendermaßen:

Die Hansische Universität verleiht Herrn Professor D. theol. Dr. phil. h.c. Carl Meinhof, der sich in jahrzehntelanger höchst erfolgreicher Arbeit um die Erforschung der Sprachen, Völker und Kulturen Afrikas die größten Verdienste erworben, der die Afrikanistik als besonderes akademisches Fach geschaffen und durch seine sorgfältigen sprach- und kulturwissenschaftlichen Untersuchungen erfolgreich und richtungweisend gefördert, der durch seine zahlreichen den afrikanischen Kontinent in harmonischer Ganzheitsforschung umspannenden Arbeiten die deutsche Afrikanistik zum Vorbild erhoben und so das Ansehen der deutschen Wissenschaft im Inland und Ausland gemehrt hat, die Goldene Ehrenmünze der Universität.¹⁷²

Dammann hat mir bei mehreren Gelegenheiten erzählt, dass Klingenberg nach seiner Berufung den Fehler gemacht habe, sich zunächst um lebensnotwendige Angelegenheiten wie Wohnungssuche etc. zu kümmern und nicht sofort im Seminar seine Zelte aufgeschlagen zu haben. Dadurch habe Meinhof trotz des nominellen Direktorats von Klingenberg weiter im Seminar residieren und den Chef spielen können, wovon sich dieser bis zum Tode Meinhofs nicht recht erholt hätte. Ähnlich schreibt Dammann in seinen Erinnerungen:

Natürlich hatte er [Meinhof; LG] auch seine Schwierigkeiten. Die hingen wohl mit seinem Selbstbewußtsein zusammen. Selbstbewußtsein ist ja etwas, was ein Mensch durchaus haben kann. Aber es kann ja zuweilen auch gewisse Grenzen überschreiten. Und das muß ich sagen, das war bei Meinhof wohl mitunter der Fall. [...] Oder auch das Zweite, das Schwierige, das mit dem Selbstbewußtsein zusammenhing, war, daß er nicht den Abgang finden konnte. Das ist ja wohl was Schreckliches. Er merkte nicht, es war für ihn selbstverständlich, daß er eigentlich noch Chef war. Er hatte im Seminar sein Zimmer und nahm mit einer Selbstverständlichkeit die

Schreibkraft in seinen nicht geringen Brief- und Manuskriptverkehr hinein, daß der arme Klingenheben wirklich daneben saß. Meinhof war eine so große Gestalt, daß man sich bedrückt fühlen konnte, wenn diese Gestalt auch, an irgendeiner Seite, nicht mehr in der richtigen Weise reagierte. Das muß alles auch einmal gesagt werden.¹⁷³

Alterswerke und Ehrungen

1936 erschien beim Verlag Reimer in Berlin, der auch die »Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen« herausbrachte, Meinhofs Alterswerk »Die Entstehung flektierender Sprachen«. Das Buch bildet in vielerlei Hinsicht die Quintessenz jahrzehntelanger Forschung, die Meinhof in dem Bewusstsein niederlegte, dass er zu keinem Abschluss mehr kommen konnte.¹⁷⁴ Anstatt zu versuchen, Details des Buches wiederzugeben, soll hier aus dem Resümee zitiert werden. Das Buch weist in seiner Argumentation und Methodik durchaus Ähnlichkeiten mit dem Hamitenbuch von 1912 auf. Es geht darum, in afrikanischen Sprachen Phänomene zu finden, die als Vorformen gleichartiger Erscheinungen in flektierenden Sprachen interpretiert werden können. Wieder taucht das Ful als »protohamitisch« auf,¹⁷⁵ wieder werden problematische sprachpsychologische Argumente vorgetragen:¹⁷⁶

Wir fanden besonders in Afrika eine Reihe von Übergangsformen und sind dadurch in die Lage versetzt, ihr Werden zu beobachten, also in die Art ihrer Entstehung einen Einblick zu gewinnen. Man muß aber auch mit der Möglichkeit rechnen, daß es sich hier in manchen Fällen doch nicht um alte Übergangsformen, sondern um spätere Mischformen handelt. Das aber ist wohl für die hamitischen Sprachen als sicher anzunehmen, daß bei ihnen Zusammenhänge mit dem Ful und dem Bantu, und zwar mannigfacher Art nachgewiesen sind. [...] Vor allem ist aber der Zusammenhang der Semitensprachen mit den Hamitensprachen heute nicht mehr zu leugnen. Der Zusammenhang der Semitensprachen mit den indogermanischen ist schon viel erörtert, aber die Ergebnisse befriedigen noch nicht. Es dürfte sich aber wohl der Mühe lohnen, von den hier gewonnenen Gesichtspunkten aus die ganze Untersuchung noch einmal in Angriff zu nehmen.¹⁷⁷

Dass bestimmte Phänomene als »Mischformen«, d.h. auf Entlehnung zurückgehend, interpretiert werden, findet sich z.B. auch in einem Brief Meinhofs an Westermann vom 7. Mai 1927, in dem es um dessen großes vergleichendes Werk »Die westlichen Sudansprachen und ihre

Beziehung zum Bantu« geht. Meinhof wendet sich dort dezidiert gegen Westermanns Hypothese, dass die im Titel genannten Beziehungen ihre Ursache in genetischer Verwandtschaft hätten, und setzt dagegen: »Von der Urverwandtschaft des Bantu und der westafrikanischen Sprachen bin ich nicht überzeugt, im Gegenteil, ich halte all diese un-leugbar vorliegenden Uebereinstimmungen der Worte für Lehngut [d.h. Mischformen; LG]«. ¹⁷⁸ Hier vernachlässigt Meinhof allerdings die entscheidende Voraussetzung für Entlehnung, nämlich die Existenz mehrsprachiger Individuen. ¹⁷⁹

Zwei Publikationen in der Folge der »Entstehung« zeigen, dass Meinhof nunmehr daranging, Probleme, die ihn bereits jahrzehntelang beschäftigt hatten, zu einem Abschluss zu bringen: 1937 veröffentlichte er »Die Entstehung des grammatischen Geschlechts« und 1938 »Die Entstehung der Bantusprachen«. Die Arbeitsweise in diesen Artikeln ist parallel zu der in der »Entstehung«. Bei dem Aufsatz zum grammatischen Geschlecht schreibt Meinhof: »Nach dem allen [es geht um Besonderheiten und Unregelmäßigkeiten in Sprachen mit grammatischem Geschlecht; LG] bin ich der Überzeugung, daß es sich bei der Entstehung des grammatischen Geschlechts nicht zunächst um den Gegensatz des Sexus gehandelt hat, sondern um den viel wichtigeren von Person und Sache, dem sich dann die Gegensätze von groß und klein, Subjekt und Objekt zugeordnet haben.« ¹⁸⁰ Bei der »Entstehung der Bantusprachen« konstatiert Meinhof mit Richard Lepsius zu Beginn, dass zur »Bildung einer Rasse ähnliche Bedingungen gehören wie zur Bildung einer Sprache«. In Ruanda sprächen die Tutsi, »eine Oberschicht, hohe schlanke Gestalten mit edlen Gesichtszügen, die Herren und Rinderhirten sind, und die niemals Feldbau tun«, und die Hutu, »die Unterschicht, starkknochige, breit gebaute Gestalten mit Negergesicht, die den Boden mit der Hacke bearbeiten für die Herrenschaft und kaum eigenen Besitz haben«, und schließlich »domestizierte Pygmäen, die weder Ackerbau noch Viehzucht treiben und sich von der Jagd und dem Ertrag der Töpferei ernähren« alle die gleiche Sprache: eine Bantusprache. Die für diese charakteristische Einteilung der Substantive in grammatisch markierte Klassen sei »eine Tat des Urteils«, weshalb man wohl ein Recht habe, »das Bantu als die höhere Sprache zu bezeichnen«. Diese Überlegenheit sei der Grund für ihre Ausbreitung, denn nach Meinhofs Ansicht waren es die »Rinder hütenden Herren«, die »die hochentwickelte, von



Carl Meinhof im Alter von 80 Jahren (1937)

starkem Urteil zeugende Bantusprache mit sich brachten und sie dem Bauernvolk aufzwingen«. ¹⁸¹ All dies weist nicht mehr auf einen methodisch sauber arbeitenden Gelehrten hin, sondern zeugt von unverhohlenem Rassismus, der als importierte Ideologie auch noch fast 60 Jahre später seine unheilvolle Wirkung beim Genozid in Ruanda zeigen sollte.

Im Jahre 1937 verstarb Meinhofs Mentor Bürgermeister Werner von Melle, mit dem er bis zu dessen Tode enge Beziehungen unterhalten, dem er immer wieder Sonderdrucke seiner Arbeiten zugeschickt, den er über seine Reisen ausführlich unterrichtet und mit dem er auch über theologische Fragen – u.a. die Einrichtung einer Theologischen Fakultät – diskutiert hatte. So war es für Meinhof selbstverständlich, auf der Trauerfeier am 22. Februar die »Gedächtnisrede« zu halten. Das »Hamburger Fremdenblatt« gibt diese wie folgt wieder:

Professor D. Meinhoff [sic] [...] sprach von Hamburgs Trauer um einen seiner großen Männer [...]. So ist sein Name für alle Zeiten verknüpft mit der Geschichte des Reiches und der Hamburgs. Besonders aber ist die Entwicklung des künstlerischen und wissen-

schaftlichen Lebens in Hamburg in den letzten Jahrzehnten aufs engste mit seinem Namen verbunden. Er hat die Vorbereitungen getroffen und auch die Ausführung in seiner Hand behalten für die Gründung des Kolonial-Instituts und der Universität Hamburg. Sein war der feste Mut, der auf das einmal erkannte Ziel losging, die große Überlegung und die unbeirrbarere Tatkraft, die allen Widerständen zum Trotz das Ziel erreichte. Die letzten Gründe für die großen Erfolge dieses Lebens lagen in der großen Selbstlosigkeit dieses stillen und schlichten Menschen. Er liebte Hamburg und war in ihm verwurzelt. Wie sein Vater sorgte er für die, die seiner Obhut anvertraut waren. So ist er ein Vorbild der Selbstlosigkeit, Tapferkeit und Geduld gewesen. An seiner Bahre kann nur das Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit lebendig sein.¹⁸²

Bei allem Pathos dieser Rede lässt sich ohne Übertreibung sagen, dass ohne Werner von Melles Förderung die Afrikanistik in Hamburg nicht die Position hätte einnehmen können, die sie tatsächlich erreicht hatte.

Im selben Jahr, 1937, wurde Meinhof 80 Jahre alt. Die Kollegen am Institut gaben aus diesem Anlass das (bereits häufiger zitierte) »Brevier Meinhof« heraus, »das die bleibenden Ergebnisse Ihrer vielseitigen wissenschaftlichen Forschungen, in der Hauptsache als Auszüge aus Ihren Werken, also mit Ihren eigenen Worten, der Mitwelt und Nachwelt vor Augen führen soll«. Otto Dempwolff verfasste eine lange Einleitung, bestehend aus einer mit Anekdoten angereicherten Kurzbiographie, August Klingenheben gab einen Überblick über Meinhofs wissenschaftliches Schaffen, Ernst Zyhlarz brachte Proben aus dem Gebiet der Sprachwissenschaft, Giulio Panconcelli-Calzia aus dem Gebiet der Phonetik, Johannes Lukas aus dem Gebiet der Völkerkunde und schließlich Walter Freytag aus dem Gebiet der Missionskunde. Die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung gehörte zu den Förderern der Drucklegung.¹⁸³

Auch der 80. Geburtstag von Meinhof fand großes Echo in der Presse.¹⁸⁴ Der Jubilar hielt, wie in den Geburtstagsberichten lobend erwähnt wird, immer noch Vorlesungen und Sprachkurse und veröffentlichte weiterhin über Themen, die er in ähnlicher Weise schon früher behandelt hatte. In Meinhofs Publikationen der folgenden Jahre spielten denn auch theologische Fragen und die Mission eine gewich-

tige Rolle, ebenso der Stand der afrikanischen Sprachforschung und allgemeine sprachwissenschaftliche Probleme, für die er in Form von Überblicken eine Zusammenschau interessanter grammatikalischer Phänomene bot. Dazu kam eine Reihe von Neuauflagen seiner früheren Bücher.¹⁸⁵ Bis an sein Lebensende bewahrte Meinhof aber auch sein Interesse an der Beschreibung kaum dokumentierter Sprachen wie dem Bira, für dessen Bearbeitung er zusätzlich zu seinen eigenen früheren Aufnahmen neuere Arbeiten und eine Übersetzung des Johannes-Evangeliums als Datengrundlage benutzte. Auch seine alte Liebe zum Niederdeutschen fand nach längerer Zeit wieder Niederschlag in zwei Publikationen. Mit der Mitarbeit an Johannes Ittmanns »Grammatik des Duala« (1939) kehrte er zu seinen wissenschaftlichen Anfängen zurück.¹⁸⁶

Auch in seiner letzten größeren Arbeit, die 1944 posthum unmittelbar nach seinem Tode veröffentlicht wurde, befasste sich Meinhof mit einer der Sprachen, denen er bereits 30 Jahre vorher sein Interesse zugewandt hatte: dem Heiban, einer Klassensprache der Provinz Kordofan (Sudan), aber keiner Bantusprache. Lukas hatte ihn kurz vor Ausbruch des Krieges darauf aufmerksam gemacht, dass zwei übersetzte Evangelien in dieser Sprache vorlägen, die das bis dato vorhandene sehr spärliche Material ergänzten. Meinhof machte sich an die Analyse dieser Rohdaten und entwarf eine 36-seitige Skizze der Grammatik dieser ostafrikanischen Sprache. Es handelt sich um eine sorgfältige, wengleich wegen der Datenlage lückenhafte Analyse dieses Idioms. Wann genau sie abgeschlossen wurde, lässt sich nicht feststellen, Lukas geht in seinem langen Nachruf auf diesen Aufsatz ein und berichtet, dass Meinhof in den letzten Monaten mit großer Liebe an dem Stoff hing.¹⁸⁷ Sie zeigt Meinhof kurz vor seinem Tode im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte.

Am 14. April 1939 wurde das Hamburgische Kolonialinstitut wieder eröffnet – ein Ereignis, das die Hybris der kolonialen Ambitionen des NS-Regimes verdeutlicht. Adolf Rein, der schon für die Gleichschaltung der Hamburgischen Universität verantwortlich gewesen war, beantragte anlässlich dieser Gelegenheit bei der Senatsverwaltung, Meinhof die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft zu verleihen. Reins Laudatio ging – stilistisch misslungen – auf Meinhofs wissenschaftlichen Werdegang ein, lobte seine literarische Produktivität und

wies auf sein besonderes Engagement in allen Diskussionen der Kolonialfrage hin. Zusammenfassend äußerte er sich über Meinhof:

Er hat mit seinem gesamten Wirken sich nachdrücklichst eingesetzt für die völkisch bestimmte Forderung, dass es nicht darauf ankommt, aus dem Eingeborenen einen schlechten Europäer zu machen, sondern darauf, ihn aus seinem eigenen rassischen Wesen heraus zu fördern und zu entwickeln. Meinhof war es, der mit dieser in tiefgreifender Forschung begründeten Lehre die westeuropäische Auffassung von der Anglisierung und Französisierung der Eingeborenen überwunden hat. Dies aber ist ein bleibendes Verdienst Meinhofs um das deutsche Volk und seine zukünftige Kolonialpolitik, ein Verdienst, das öffentlich durch die Verleihung der Goethe-Medaille anerkannt werden sollte. [...] Er ist gesinnungsgemäß auch ganz positiv auf die nationalsozialistische Weltanschauung ausgerichtet. Er war früher deutsch-konservativ, später deutsch-national und ist seit dem 5. 5. 1933 Mitglied der NSDAP.¹⁸⁸

Entlarvender lässt sich der fürchterliche Geist des Nationalsozialismus in seiner ganzen herablassenden Haltung gegenüber Afrikanern kaum formulieren.

Der Zweite Weltkrieg und die Folgen

Carl Meinhof: Die neue Zeit

Der Sieg ist grün, das Glück ist neu –
O unsre Lust in Wonne!
Der deutsche Adler flieget frei
Im Licht der eignen Sonne
E.M. Arndt (1818)

Dank dem Weitblick und der Tatkraft unseres großen Führers und dank der Tüchtigkeit des deutschen Heeres hat eine neue Zeit begonnen auch für die deutschen Kolonien und damit für die Erforschung der Eingeborenen-Sprachen. Während die deutsche Wissenschaft seit dem Weltkrieg genötigt war, ihre Tätigkeit unter fremder Flagge und unter mancherlei Beschränkungen und Widerständen auszuüben, wird sie nun wieder frei und ungehindert in Afrika und in der Südsee ihres Weges ziehen und neue wichtige Ergebnisse den alten hinzufügen.

Müßig sind wir allerdings auch in den hinter uns liegenden Jahrzehnten nicht gewesen. Als 1919 eine Einschränkung unserer Arbeit drohte, haben wir sie mit vollem Bewußtsein erweitert. Wir haben die Zeitschrift umbenannt und aus einer Zeitschrift für Kolonial-Sprachen eine Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen gemacht. [...]

Da man den Deutschen ihre rechtmäßig erworbenen Kolonien unter dem närrischen Vorwand weggenommen hatte, daß sie für die koloniale Arbeit und besonders für die Behandlung der Eingeborenen nicht die rechten Leute wären, hätte man nun zeigen müssen, daß andere Nationen Besseres in der Erforschung dieser Eingeborenen und ihrer Sprachen leisten konnten. Über 20 Jahre hat man dazu Zeit gehabt, und was wurde in dieser kostbaren Zeit von den anderen für die deutschen Kolonien getan? So gut wie gar nichts. Dagegen sind von Deutschen grundlegende Werke in diesen 20 Jahren veröffentlicht über Yaunde und Duala in Kamerun, über Suaheli, Schambala, Nyamwezi, Safwa und Dschagga in Ostafrika, über Ndonga, Nama und Berg-Dama in Südwest, über die Sprachen der Kâte und der Yabêm in Neu-Guinea. Vor allem aber ist

von Otto Dempwolff eine große sprachvergleichende Arbeit geleistet worden, die er in dem dreibändigen Werk »Vergleichende Lautlehre des austronesischen Wortschatzes« 1934–1939 veröffentlicht hat. Er hat darin die zwischen den indonesischen, melanesischen und polynesischen Gruppen des Austronesischen bestehenden Beziehungen in ein eigenes System gebracht.

So wollen wir mit festem Mute an die weitere Arbeit gehen, unterstützt von unsern alten Mitarbeitern, Europäern und Eingeborenen, Linguisten und Missionaren. Wir werden wie bisher auch die Mitarbeit des Auslandes gern sehen. Jeder wirkliche Könnner ist uns willkommen, aber es bleibt festgestellt: Die Deutschen sind keineswegs untüchtig in der Behandlung der Eingeborenen und in der Erforschung ihrer Sprachen – im Gegenteil, in ihrer Hand liegt unbestritten auch auf diesem Gebiet die Führung. Das Volk aber, das die Arbeit tut, soll zum Dank für seine Leistung nicht als unfähig in der Welt verschrieen werden, sondern es soll neben der ihm gebührenden Anerkennung auch den Ertrag seiner Arbeit genießen; denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.

Hamburg, den 2. Juli 1940

Carl Meinhof

Um Nachdruck wird gebeten.¹⁸⁹

Zu den ungetrübten Kolonialträumen Meinhofs, die aus diesem Text sprechen, passte, dass mit Beginn des Krieges die Zahl der Sprachkurse am Seminar – anfangs noch als Vorbereitung der Wiederinbesitznahme der deutschen Kolonien gedacht – erheblich zunahm. Teilnehmer waren Mitglieder des Heeres und der Luftwaffe, der Polizei, der Wehrmachtsverwaltung sowie Unterstellte des Luftgaukommandos XI.¹⁹⁰ Ein Großteil der Korrespondenz des Seminars drehte sich während dieser Zeit um Fragen der Sprachvermittlung. Beispielhaft sei (mit allen Fehlern) der folgende Brief vom 1. Mai 1940 wiedergegeben:

An das Institut für afrikanische Sprachen der hanseatischen Hochschule in Hamburg

Ich bin von Beruf Bauingenieur der Fachrichtung Tiefbau, aber zur Zeit Soldat. Am 24. September hörte ich einen Vortrag von Dr. Dammann über afrikanische Sprachen. Ich habe grosse Lust, nach dem siegreichen Kriege an dem Neuaufbau der Kolonien mitzu-

wirken; und möchte mich schon jetzt mit der afrikanischen Sprache beschäftigen. Da ich heute auf Selbstunterricht angewiesen bin, bitte ich Ihnen auf diesem Wege höflichst, mir einige Schriften vorzuschlagen. Ich danke Ihnen im Voraus für Ihre Bemühungen
Heil Hitler [Name unleserlich] 1487 D¹⁹¹

Spätestens nach der Niederlage der Deutschen Armee vor Stalingrad im Januar 1943 waren solche Träume ausgeträumt, und die Sprachkurse wurden eingestellt. Der Seminarbetrieb litt immer stärker unter der Einberufung und dem »Heldentod« von Seminarpersonal: Ernst Dammann und der Doktorand Richard Heydorn wurden 1940 eingezogen, Letzterer fiel im Mai 1943 an der Ostfront.¹⁹²

Immerhin gab es Versuche, das – heute würde man sagen – Potenzial der Afrikanisten im Bereich Infotainment zu nutzen: Am 28. Mai 1940 ging ein militärisch knapper Brief vom Oberbefehlshaber der Luftwaffe Führungsstab Ic ein:

Die Luftwaffe hat als einen Teil der geistigen Wehrbetreuung einen Vortragsdienst aufgebaut, für den folgende Grundlagen gelten:

1. Sachgebiete wie in der Anlage ersichtlich
2. Redezeit nach Möglichkeit 1/2-1 Stunde, evtl. mit anschließender Aussprache
3. Wenn angängig, Anschauungsmaterial: Lichtbilder, geographische Darstellungen, Karten etc. einschalten.
4. Ziel der Vorträge: Verankerung der deutschen Kriegsziele, Belehrung und Erziehung, geistige Anregung [...]

Alles, was die seelische Widerstandskraft der Truppe hebt, die durch teilweise sehr gleichförmigen Dienst in mitunter weltverlorenen Gegenden stark beansprucht wird, ist der Luftwaffe willkommen.¹⁹³

In dieser bedrückenden und immer gefährlicher werdenden Lage gab es aber dann und wann auch satirische Momente, wie den folgenden:

An
Berlin, d. 7.I. 42
Herrn Professor C. Meinhof
Hamburg

Benecke Str. 22 III P.A. 13

Sie würden mich zu innigstem Dank verpflichten, indem Sie mir mit Quellenangaben mitteilen würden:

1. Die Bezeichnung und Ethymologie des Wortes Warze (*Verruca* vulg. Erbsengroße meist derbe, schrundige Erhebung der Haut) in afrikanischen Sprachen.
2. Die volkstümlichen (in Afrika und anderswo) Ihnen persönlich oder aus der Literatur bekannten Behandlungsmethoden der Warze.
3. Sonstiges (Aberglauben, Entstehungsursache, Sprichwörter, Mythen und dergl.) über die Warze.

Ihrer baldigen geschätzten Antwort entgegensehend verbleibe ich Hochachtungsvoll

Konst. Tanré

Berlin- Tiergarten

Flotowstr. 10 b. Weikelt

10. Januar 1942

Herrn Konst. Tanré

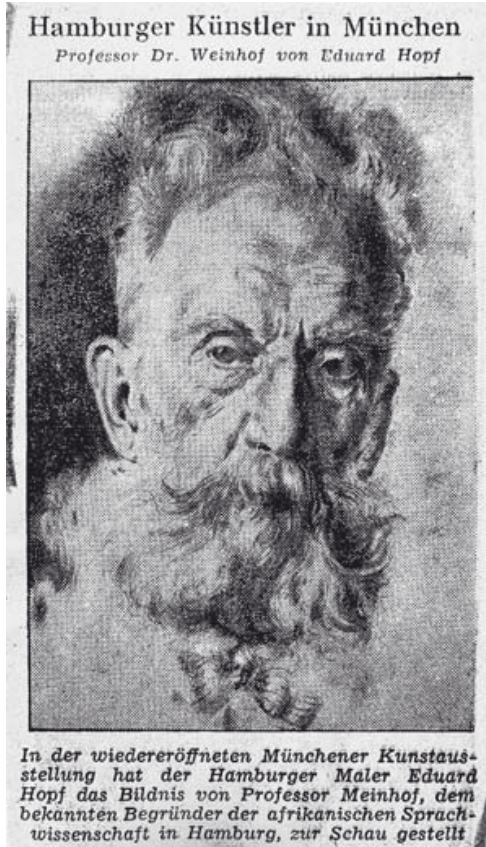
Berlin-Tiergarten

Flotowstr. 10 b. Weikelt

Sehr geehrter Herr!

Die Aufgabe, die Sie mir stellen, ist so einfach nicht zu erledigen, da wir etwa 600 afrikanische Sprachen kennen. Ich möchte deshalb zunächst gerne von Ihnen wissen, welche Zwecke Sie verfolgen, und auf welches Gebiet Sie besonders Gewicht legen. Zufällig habe ich mich mit den Warzen überhaupt nicht beschäftigt. Ich schlage Ihnen aber vor, sich an Herrn Pastor Dr. K. Röhl, Königswinter am Rhein, Dollendorferstr. 39, unter Beziehung auf mich zu wenden, der jahrelang in Ostafrika war, und der beste Kenner des Suaheli ist, auch Schambala und Ruanda spricht, und so vertraut mit dem ostafrikanischen Volksleben ist, dass er sicher auch von Warzen und eventuellen Heilmitteln etwas wissen wird.¹⁹⁴

In die Serie der Merkwürdigkeiten gehört auch eine Anfrage der Besitzerin der Druckerei Augustin in Glückstadt, Marianne von Nostitz, die an Meinhof erging. Frau von Nostitz war mit der Zusammenstellung des »Eigenartigen Kalenders 1941« beschäftigt und wollte ihn, »der



Eduard Hopf,
 Bleistiftzeichnung Prof. Carl Meinhof
 (angefertigt zum 85. Geburtstag 1942)

heutigen Zeit entsprechend«, mit Kriegstrachten der einzelnen Völker ausstatten und wünschte sich von Meinhof dazu passende Kriegslieder der einzelnen Völker oder bei Fehlen solcher Lieder Aussprüche von Feldherren der betreffenden Länder – das Ganze für die im Sudan Afrikas gebräuchlichen Sprachen. Der Brief schließt: »Ich hoffe, dass Ihnen das Heraussuchen nicht allzugroße Mühe verursacht.« Meinhof antwortete: »Von Kriegsliedern aus dem Sudan weiß ich nichts, aber Herr Lukas wird versuchen, etwas zu finden.«¹⁹⁵

1942 finden sich, zum ersten Male dokumentiert, Eingriffe von außen in die Arbeit von Meinhof. Am 30. September schrieb ihm Otto Richter, Hauptschriftleiter der »Afrika-Rundschau«:

Sehr geehrter Herr Professor Meinhof!

Vertraulich!

Herr Professor Meyer-Abicht [sic] übergab die ihm mitgeteilten Korrekturen des Aufsatzes über die Bedeutung der Religionsvor-

stellungen der Eingeborenen für das Wirtschaftsleben, die wir berücksichtigt haben.

Der Ordnung halber erlauben wir uns noch mitzuteilen, dass wir die letzten Sätze der Ausführungen leider streichen mussten, da eine reichsbehördliche Anordnung besteht, dass über Arbeiten der Missionen bis auf weiteres nichts zu erwähnen ist.¹⁹⁶

Etwa zwei Monate später wandte sich Rudolf Sieverts, ordentlicher Professor für Strafrecht an der Hamburger Universität,¹⁹⁷ an den Direktor des Hamburger Arbeitsamtes H. Siepman und bat in einem längeren Schreiben darum, dass Meinhof eine Hausgehilfin überlassen werde. Meinhof habe sich bereits vergeblich darum bemüht, dass seiner Frau und ihm eine Russin zugewiesen werde [hierbei dürfte es sich um eine Zwangsarbeiterin gehandelt haben; LG], dieser Antrag aber wegen seines hohen Lebensalters abgelehnt worden sei. Sieverts fährt in dem Brief fort:

Sie wissen, daß ich über die ungeheuerlichen Schwierigkeiten im Arbeitseinsatz der Hausgehilfinnen unterrichtet bin, wenn ich mich daher an Sie mit der Bitte um eine ausnahmsweise Behandlung bei Herrn Prof. Meinhof wende, so hat das folgende schwerwiegende Gründe: Herr Professor Meinhof ist 85 Jahre alt, bei einer erfreulichen und geistigen und körperlichen Rüstigkeit. Seine Ehefrau ist 76 Jahre alt, aber schwer asthmatisch und schon recht hinfällig. Seine etwa 40-jährige Tochter ist linksseitig gelähmt und hat sich jetzt einer schweren Operation unterziehen müssen, um nicht gänzlich bewegungsunfähig zu werden. Sie muß eine lange schmerzhaft orthopädische Nachbehandlung anschließen. Infolge dieser Verhältnisse ist Herr Professor Meinhof gezwungen, im wesentlichen selbst die Besorgungen der Familie zu machen.

In den folgenden Absätzen zeichnet Sieverts ein eindrucksvolles Bild von der Bedeutung Meinhofs (»der bedeutendste Afrikanologe in Deutschland [...], ein Mann von Weltruf. Sicherlich ist er die bedeutendste wissenschaftliche Persönlichkeit Hamburgs.«). Am Ende steht der Hinweis, dass die Vorzugsbehandlung Meinhofs mehr als gerechtfertigt sei und auch den Beifall des Herrn Reichsstatthalters finden werde.¹⁹⁸

Einen in vielen Formulierungen gleichlautenden Brief schrieb Sieverts am selben Tag an Baudirektor Dr. Peters vom Wohnungspflegeamt, in dem er bat, »die von Ihrer Wohnungskommission ausgesprochene Beschlagnahme von Zimmern in der Wohnung des Herrn Professor Meinhof Beneckestr. 22 III, wieder aufzuheben«. ¹⁹⁹ Sieverts hatte Erfolg: Die Sozialverwaltung der Hansestadt sah am 6. Januar 1943 davon ab, Zimmer in der Wohnung Meinhofs zu beschlagnahmen und stellte diese Meinhof wieder zur Verfügung. ²⁰⁰ Auch der Antrag auf Zuweisung einer Haushaltshilfe wurde positiv beschieden. Am 11. Januar 1943 wurde Meinhof durch die Einsatzstelle Holzdamm Frau Käthe Witt auf unbestimmte Zeit zugewiesen, die allerdings bereits einen Monat später ihre Stelle ohne Kündigung verließ, woraufhin Meinhof sie bei der Deutschen Arbeitsfront wegen unbefugten Verlassens der Arbeitsstelle anzeigte. ²⁰¹

Im Juni 1943 – einen Monat vor der Katastrophe des »Unternehmens Gomorrhah« – korrespondierten Meinhof und sein Schüler Carl Hoffmann, der als Soldat im Warthegau stationiert war, gut gelaunt:

Lieber Herr Hoffmann,

Vielen Dank für Ihre Karte und Ihre Grüße aus Schrimm. Diese Stadt ist mir durch folgenden Umstand bekannt geworden. Eine Reihe von Städten haben sich darum gestritten, welche der Heimatsort des Homer ist. Als wir im Anfang der 70 er Jahre eine ganz liberale Regierung hatten, war der verzweifeltste Dauerredner im Reichstag der Abgeordnete Lasker, ein kleiner polnischer Jude, dessen Ruhm vom liberalen Blätterwald verkündigt wurde. Als bald erhob sich auch die Frage nach seinem Ursprung, und folgende Städte stritten sich um den Ruhm: Bomst, Meseritz, Krotoschin, Schrimm, Schroda, Schönlanke. Fielehne. Sie müssen es als Hexameter lesen. Das war das erste Mal, dass ich von Schrimm etwas hörte, und habe seitdem keine weitere Beziehung zu Schrimm.

Natürlich freut es mich, durch Sie von Schrimm zu hören und hoffe, dass es Ihnen weiter gut gefällt.

Einen Sonderdruck hoffe ich, Ihnen baldigst senden zu können. Viele Grüße vom Seminar und von den Meinen. Ihr alter Freund

gez. Meinhof. ²⁰²

Hoffmann antwortete mit einer Karte, in der er Schrimm näher beschrieb als Kleinstadt ohne – außer einem Stadtpark – besondere Kennzeichen.²⁰³

Ebenfalls im Juni 1943 schrieb Meinhof an Friedrich Schack, damals Direktor des Instituts für Kolonialrecht:

Dagegen habe ich in der Sitzung am 19. ds. Mts. [...] zu meinem Bedauern gehört, dass nicht nur amerikanische Neger, sondern auch afrikanische Neger uns im Flugzeug heimsuchen werden. Es wurde ja auch in der Tagespresse darauf aufmerksam gemacht [...].²⁰⁴

Für den Kolonialisten Meinhof war es anscheinend unerträglich, dass sich ehemalige Kolonialuntertanen an der Bombardierung Deutschlands beteiligten.

Gut einen Monat später ging ein großer Teil Hamburgs im Bombardement der britischen und amerikanischen Luftwaffe unter, auch Meinhofs Wohnung mit seiner wertvollen Bibliothek war betroffen. Er selbst hatte Hamburg vor dem Luftangriff Richtung Pommern verlassen. Sieverts schrieb ihm nach Scheddin bei Rügenwalde, dass es wohl das Beste sei, wenn er nicht zurückkehre:

Das Leben normalisiert sich zwar recht und schlecht wieder, solange es aber an Gas und Wasser und zum Teil auch an Elektrizität fehlt, ist schon das Wirtschaftliche sehr beschwerlich, [...]. Die Universität ist verhältnismäßig glimpflich davongekommen, wenn man von dem Totalverlust des Historischen und Orientalischen Seminars, des Geologischen Staatsinstituts für angewandte Physik absieht. Viele Kollegen wie Sie sind völlig ausgebombt [...].²⁰⁵

Sieverts bemühte sich weiterhin nach Kräften, Meinhof zu unterstützen, der in Pommern große Schwierigkeiten hatte, die Verbindung nach Hamburg aufrechtzuerhalten. Es ging z. B. um die Frage, wie er an seine Pension herankommen könne, die nicht bei ihm angekommen war, oder um die Frage, wo er die Schäden an seiner Wohnung melden könne. Sieverts bot ihm in allen Fällen seine Hilfe an. Auch Klingenberg nahm am 1. September Kontakt zu Meinhof auf und schrieb:

Sehr verehrter, Lieber Herr Professor,
[...] Mit grossem Schmerz hatte ich am 26.7. gesehen, dass Ihr Haus bei dem ersten Angriff völlig vernichtet worden war, aber Sie selbst wusste ich ja in Sicherheit, und ich freue mich jetzt aus Ihrem Brief zu sehen, dass auch das Leben Ihrer Angehörigen bewahrt worden ist. Unser Seminargebäude steht zwar noch, aber es weist doch eine Reihe erheblicher Schäden auf, sodass einstweilen ein normales Arbeiten dort kaum möglich ist. Nun sollen neuerdings die Seminarbibliotheken in irgendeinen fernen Bunker kommen, aber dann wäre uns ja wohl fast die letzte Arbeitsmöglichkeit genommen. Mir will überhaupt sinnlos erscheinen, die Universität in einer praktisch zerstörten Stadt weiterführen zu wollen, aber aus Prestige Gründen muss es ja wohl sein.²⁰⁶

Dieser Eindruck Klingenhebens ist wohl nicht von der Hand zu weisen. Zusammen mit einigen anderen Briefen von Universitätsmitgliedern sind dies die letzten Briefe, die Meinhof erreichten. Über seine letzten Tage in Pommern berichtet seine Tochter Hannah:

Wir reisten kurz vor der ersten Hamburger Katastrophe nach Pommern. Da die Bibliothek meines Vaters völlig vernichtet war, beschlossen wir, als die Unterkunft, die wir zunächst gefunden hatten, anderweitig gebraucht wurde, nach Greifswald zu gehen, da Vater zum Dank für den theologischen Ehrendoktor seine Werke und seine Zeitschrift mit Beiheften laufend gestiftet hatte und so die Möglichkeit sah, wenigstens seine eigenen Bücher zur Weiterarbeit zu benutzen. Die kalte Unterkunft hatte leider die Folge, dass er an Mumps erkrankte, die Drüsen vereiterten, wie meistens bei älteren Menschen. Es musste ein Eingriff gemacht werden, und das Herz hielt nicht durch. In der Nacht vom 9. zum 10. Februar 1944 ist er entschlafen. Wir haben ihn nach einer Trauerfeier in Greifswald nach Hamburg überführen lassen, wo er bereits vor Jahren einen Platz für sich und meine Mutter auf dem Ohlsdorfer Friedhof erworben hatte. Mutter ist ihm nach hundert Tagen gefolgt.²⁰⁷

Meinhofs Tod rief in Hamburg großes öffentliches Echo hervor – trotz der schlimmen Situation nach den großen Bombenangriffen. In Ham-

burg erschienen am 11. Februar Nachrufe in allen einschlägigen Zeitungen. Auch überregionale Blätter wie der »Völkische Beobachter«, die »Afrika-Rundschau«, »Petermanns Geographische Mitteilungen« oder die »Evangelische Missionszeitung« veröffentlichten zum Teil sehr ausführliche Nachrufe. Johannes Lukas verfasste eine lange, zwölfseitige Würdigung des Werkes und der Person Meinhofs in der »Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen«, an der Meinhof wohl besonders gefreut haben dürfte, dass die Hamitentheorie mit viel Sympathie behandelt wurde.²⁰⁸

Auch über Meinhofs Beerdigung am 22. April in Hamburg berichteten die örtlichen Tageszeitungen. Dort hielt der Rektor der Universität Eduard Keeser eine Ansprache, in der er sagte:

Wenn ich lediglich feststellen würde, daß aus der Arbeit der Hansischen Universität sowie aus der des 1908 gegründeten und 1938 neu konstituierten Kolonial-Instituts der Name und das Wirken von Professor Meinhof nicht fortzudenken sind, so würde ich der Größe und Bedeutung dieses Gelehrten – und damit des Verlustes, den wir durch seinen Heimgang erlitten haben –, in keiner Weise gerecht. Wohl niemand von denen, die das Glück hatten, dieser überragenden Persönlichkeit gegenüberzutreten zu dürfen, konnte sich dem Banne entziehen, der von ihm ausstrahlte. Von diesem Eindruck war vielleicht der größte seine ungeheure Bescheidenheit und Lauterkeit sowie die geradezu olympische Überlegenheit, mit der er von der hohen Warte seiner Meisterschaft aus in wenigen kristallklaren Sätzen Ergebnisse seiner riesigen Lebensarbeit darstellen konnte.

Ein gütiges Geschick erhielt ihm bis zum Schluß seine geistige Frische und Spannkraft, um so mehr trauern wir um den Verlust eines Mannes, der nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt als unvergleichlicher Kenner seines Faches höchste Verehrung genießt. Wir sind uns bewußt, in ihm einen Mann verloren zu haben, der als Mensch und als Forscher in der tragischen Bedeutung des Wortes unersetzlich ist. Es steht uns indessen nicht zu, in dieser Stunde des Abschieds nur an uns zu denken. Wir müssen ihm die nach einem unendlich mühe- und arbeitsreichen Leben gefundene Ruhe gönnen. und so nehmen wir Abschied von ihm mit dem Wunsche: *Requiescat in pace.*²⁰⁹

Die Nachricht von Meinhofs Tod verbreitete sich in einer Welt, in der die wissenschaftliche Kommunikation fast völlig zusammengebrochen war, nur langsam. 1946 erschien in der Zeitschrift »African Studies« der Artikel »In memoriam of Carl Meinhof«, der von vier renommierten südafrikanischen Afrika-Wissenschaftlern, zum Teil Schülern von Meinhof, verfasst war, nämlich Gerard Paul Lestrade, Werner Eiselen, Bernardus van Eeden und Walther Bourquin. Lestrade beginnt:

»It would be extremely difficult to overestimate the value of the work done by Meinhof in the field of African linguistics. In its combination of quantity and quality, range and depth, it holds a unique place.«

Etwas weiter heißt es dann:

»Meinhof was among the earliest and greatest protagonists for the recognition of the importance of the study of African language. Right from the days when none was doing more than he to turn the world's somewhat inchoate body of knowledge concerning African speech into a science, down to the time when it was vouchsafed to him to see African linguistics an acknowledged academic discipline and to know himself an international figure therein, Meinhof fought for a realization of the value of African language-study, both from the practical angle [...] and from the theoretical contribution it could and should make to the world's understanding of the nature of human speech in general.«²¹⁰

In dem Band »Portraits of Linguists«, der 1966 von Thomas Sebeok herausgegeben wurde, ist Meinhof der einzige Wissenschaftler aus dem Gebiet der Afrikanischen Sprachwissenschaft, der der Aufnahme in diese Galerie von herausragenden Sprachwissenschaftlern für würdig befunden wurde.²¹¹

6. Was bleibt

Fast 80 Jahre nach diesen Elogen ist die Frage berechtigt, was von ihnen noch Gültigkeit beanspruchen kann. Sicher ist, dass Meinhof die Wissenschaft von den afrikanischen Sprachen in seinen grundlegenden Arbeiten zur Bantuistik dadurch auf ein solides methodisches Fundament gestellt hat, dass er die Methoden der Indogermanistik konsequent angewandt und an den zu erforschenden Stoff angepasst hat. Solange er sich mit diesem methodischen Rüstzeug in seinem Forschungsgebiet betätigt hat – und er hat das zumindest auf dem Gebiet der Bantuistik über Jahrzehnte getan, die letzte Arbeit ist 1944 veröffentlicht worden – hat er Ergebnisse getätigt, die noch heute in ihren Grundzügen nicht überholt sind. Diese Arbeiten sind nur in geringem Maße von rassistischen oder kolonialistischen Ideen kontaminiert.

Was in der »Encyclopædia Britannica« über Jacob Grimm und seine »Deutsche Grammatik« – eines der wichtigen frühen Werke der vergleichenden Indogermanistik – gesagt wird, könnte genauso über Meinhof geschrieben werden:

Grimm had concluded that all philology must be based on rigorous adherence to the laws of sound change, and he subsequently never deviated from this principle. This gave to all his investigations a consistency and force of conviction that had been lacking in the study of philology before his day.¹

Sprachwandel und damit »Lautgesetze« sind universal, und durch Nachweis von Lautgesetzen hat Meinhof die Bantusprachen als ebenbürtig in die Sprachen der Welt, soweit sie der abendländischen Sprachwissenschaft bekannt waren, integriert. Dies war ein emanzipatorischer Akt, durch den Meinhof sich einen Platz unter den wichtigen Sprachwissenschaftlern der Welt verdient hat.

Die Arbeiten Meinhofs, die seinen Ruf begründeten, sind alle bis 1906 entstanden: Der »Grundriss einer Lautlehre der Bantusprachen« wurde erstmals 1899, die »Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen« 1906 veröffentlicht. Die Bedeutung dieser Arbeiten wird auch dadurch deutlich, dass sie mehrere Auflagen und

auch eine Übersetzung ins Englische erlebt haben. Meinhof hat für den Rest seines Lebens an »seine« Methode geglaubt und seine Ergebnisse mit Klauen und Zähnen verteidigt – seine langjährigen Auseinandersetzungen mit Heepe legen Zeugnis davon ab, ebenso wie seine z.T. vernichtenden Rezensionen von Arbeiten anderer Sprachwissenschaftler, denen er empfahl, sich seiner Methode zu bedienen, um wirklich brauchbare Ergebnisse zu erzielen. Es lässt sich nicht leugnen, dass sich da ein rechthaberischer, ja dogmatischer und kleinlicher Tonfall findet, der sich auf zwischenmenschlichem Gebiet fortzusetzen schien: Nur wer mit Meinhof fachlich übereinstimmte, harmonierte auch mit ihm. Seine wissenschaftlichen Hilfsarbeiter Maria von Tiling, Emmi Meyer, Ernst Dammann und Johannes Lukas konnten sich seiner Förderung sicher sein. Wie es August Klingensleben angestellt hat, trotz der Tatsache, dass er Meinhofs Hamitentheorie zererschoss, weiterhin auf gutem Fuße mit ihm zu bleiben, ist nicht bekannt. Seine Doktoranden, besonders die auswärtigen, die alle seiner Methode anhängen, hat Meinhof gefördert. Wenn sich einer gegen seinen Rat verhielt wie Richard Heydorn, der sich praktisch ohne Zustimmung Meinhofs für Jahre zur Feldarbeit nach Liberia begeben hatte, musste er dies ohne den Segen und unter Verweigerung jeder Unterstützung aus Hamburg tun.

Nachdem Meinhof sein internationales Renommee – das auch seinen ans Legendäre grenzenden Ruhm bei den Missionaren mit einschloss – durch seine bantuistischen Arbeiten erworben hatte, verließ er mit seinen zeitlich darauffolgenden Arbeiten die gesicherte methodische Basis der komparativen Methode.

Spätere Arbeiten seit 1911 – wie Meinhofs Buch zu den Hamitensprachen, seine hamitenkundlichen Arbeiten aus dessen Umfeld und auch die großen, eine Gesamtschau sprachlicher Entwicklung bietenden Überblickswerke – zeigen ihn als einen Sprachwissenschaftler, der eigentlich genau das tat, was er in seinen Rezensionen anderen Kollegen vorwarf: Er verglich Vokabeln, ohne auf Lautgesetze zu achten. Zudem knüpfte Meinhof seine linguistischen Forschungen an außerlinguistische Fragestellungen und Hypothesen an, sodass diese Arbeiten trotz großer Wirkung in ihrer Zeit im Rückblick keinen wirklichen wissenschaftlichen Fortschritt gebracht, sondern die Afrikanistik in bedenkliche Nähe zu rassistischen und kolonialistischen Positionen gerückt haben.

Bemerkenswert ist, dass Meinhof während seines ganzen Lebens enge Verbindung zu Missionsgesellschaften und Missionaren hielt. Dies schlägt sich auch in seinen Publikationen nieder. Über 100 Titel in der von Emmi Kähler-Meyer zusammengestellten Bibliographie sind eindeutig missionswissenschaftlichen oder theologischen Problemen gewidmet.² In seiner Berliner und Hamburger Zeit hat er zahllose Missionskonferenzen besucht und dort Vorträge gehalten – mehr als sprachwissenschaftliche Konferenzen, von denen es allerdings auch nicht so viele gab. Ebenso fällt die große Zahl von kolonialpolitischen Veröffentlichungen auf, die erste fällt in das Jahr 1906, die zeitweise mehr Titel ausmachten als linguistische Arbeiten.

Insgesamt hat Meinhof zwischen 1878 und 1944 ein Œuvre von über 600 Titeln hinterlassen – Zeugnis einer überaus bemerkenswerten Produktivität. Besonders in seinen ersten Hamburger Jahren veröffentlichte er bis zu vierzehn Arbeiten pro Jahr. Bei einer elfköpfigen Familie war dies wohl nur dadurch möglich, dass sich seine Frau Anna um Kinder, Erziehung und Haushalt kümmerte. Leider werden solche Aspekte bei den Biographien »großer Männer« nur allzu häufig vernachlässigt, so auch in diesem Buch. Aufgrund fehlender Quellen ließen sich jedoch über den »privaten« Meinhof und sein Familienleben praktisch keine Details ermitteln.

Was fast am meisten erstaunt, ist die Tatsache, dass sich Meinhof – und mit ihm fast alle Mitglieder des afrikanischen Seminars – trotz der Tatsache, dass er sich als Sprachwissenschaftler verstand, von allen Entwicklungen der allgemeinen Sprachwissenschaft außerhalb der Afrikanistik abgekoppelt hat. Immerhin war die Basisschrift des Strukturalismus, der »Cours de linguistique générale«³ von Ferdinand de Saussure – übrigens im selben Jahr wie Meinhof geboren –, seit 1916 verfügbar und hatte die Sprachwissenschaft revolutioniert. Auch der »Cercle linguistique de Prague« war schon 1926 gegründet worden und übte mit grundlegenden Veröffentlichungen großen Einfluss auf die Entwicklung der Sprachwissenschaft in Europa und darüber hinaus aus. De Saussure hatte gezeigt, dass es methodisch von Vorteil sei, synchrone und diachrone Sprachforschung voneinander zu trennen, wobei »synchron« sich auf das Sprachsystem und seinen Gebrauch bezieht und »diachron« auf seine historische Entwicklung. Diese Trennung sollte sich für die Zukunft als enorm fruchtbar erwei-

sen und mit der Entwicklung einer völlig neuen Begrifflichkeit einhergehen.

Die einzigen Spuren, die der Strukturalismus in der Zeitschrift für Kolonial- bzw. Eingeborenen Sprachen hinterlassen hat, sind – neben der gelegentlichen Verwendung des Begriffs »Phonem« durch Klingenheden in den 1930er Jahren – zwei Rezensionen, die bezeichnenderweise von Dempwolff stammten, und zwar über die Tagalog-Grammatik des amerikanischen Sprachwissenschaftlers Leonard Bloomfield aus dem Jahre 1923/4 und über das enorm einflussreiche Buch »Language« desselben Autors aus dem Jahre 1935/6. Dempwolff nimmt erstaunt aber interessiert die grundlegend andere Arbeitsweise Bloomfields in der Tagalog-Grammatik zur Kenntnis und schließt: »Das Ergebnis dieser Methode ist vorzüglich«. ⁴ Bei dem Buch »Language« stellt er fest, dass »unter Anwendung neuer Fachausdrücke die Art des Signalgebens« – das ist für Bloomfield die Funktion von Sprache – mehr beschrieben als erklärt werde, weil der Verfasser jegliche spekulative Voraussetzungen über das Wesen der Sprache ablehnt, und damit seine »eigenartige Darstellung der Grammatik begründet«. ⁵

Worauf dieser Unwille bei Meinhof und seinen Mitarbeitern, wichtige Entwicklungen in der allgemeinen Sprachwissenschaft zur Kenntnis zu nehmen, zurückzuführen ist, ist mir unklar. Lag es an Meinhofs Unwillen, wissenschaftliche Leistungen anderer anzuerkennen (Heepe, Westermann)? Oder lag es daran, dass die Mehrzahl der wichtigen Wissenschaftler (auch hier sind praktisch keine Wissenschaftlerinnen zu finden) Ausländer, z.T. Juden waren? Wenn sich dieser Verdacht bestätigen sollte, so wäre von hier aus der Weg zu den rassistischen Anteilen von Meinhofs Weltbild nicht weit, über das im Verlauf dieser Biographie des Öfteren gesprochen worden ist.

Es wird zwar in verschiedenen Quellen immer wieder bestätigt, dass Meinhof im persönlichen Umgang mit Afrikanern stets ein menschlich korrektes Verhalten an den Tag gelegt habe. Ob ihn dabei wirklich die Menschen interessierten, oder er sie lediglich als nützliche Informanten für seine wissenschaftlichen Arbeiten betrachtete, lässt sich aufgrund der Quellenlage nicht eindeutig klären. Eindeutig ist, dass er in vielen seiner Schriften erkennen ließ, dass Europäer den Afrikanern gegenüber zivilisatorisch höhergestellt seien. Dass unter den Europäern die Deutschen wiederum den ersten Platz verdienten, geht mit al-

ler Deutlichkeit aus seinen (kolonial-)politischen Schriften und der Zugehörigkeit zu den politischen Parteien hervor, denen er im Laufe seines Lebens angehörte. Daran kann auch die wohlwollendste Beurteilung seiner Person nicht vorbeikommen. Dass Meinhof gegenüber kolonialistischen Ideen mehr als aufgeschlossen war, ist ebenfalls sehr deutlich geworden. Er hat die Entwicklung des Deutschen Reiches zur Kolonialmacht zunächst von seiner Pfarre in Zizow, dann von seinem Schreibtisch im Orientalischen Seminar Berlin und später im Hamburger Kolonialinstitut nicht nur interessiert verfolgt, sondern aktiv unterstützt. Seine zahlreichen kolonialpolitischen Aufsätze und seine wortgewaltigen Proteste gegen den im Versailler Vertrag begangenen »Raub der Kolonien« sprechen eine eindeutige Sprache.

Kurzum: Aus heutiger Sicht ist Meinhof ein typischer Vertreter kolonialistischer Wissenschaft. Eines aber möchte ich seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zugutehalten. Sie hat sich am Interesse für Sprache entzündet. Das lebhafteste Interesse an deutschen Dialekten, die intensive Beschäftigung mit Polnisch, dann mit Indogermanistik und damit zusammenhängend mit Sprachwandel und Lautgesetzen hat sich zunächst ohne jeden Bezug zu Afrika, zu Kolonien und zu Rassentheorien entwickelt. Diesen Kern, aus dem seine Arbeiten hervorgingen, sollte man nicht verdrängen, wie das viele Historiker, die über ihn schreiben und geschrieben haben, getan haben.⁶ Dass sie sich so an Meinhof abarbeiten (müssen), liegt an seiner Bedeutung als Begründer einer wissenschaftlichen Disziplin. Dass aber jemand, der sich für etwas Fremdes, ihm Unbekanntes interessiert und Erkenntnisse darüber gewinnt, von vornherein dem Verdacht ausgesetzt wird, sich Herrschaftswissen verschaffen zu wollen, halte ich persönlich für unangemessen.

Anmerkungen

1. Barzwitz

- 1 Petrich, Pastor Meinhof, S. 23. – Die vorliegende Biographie Carl Meinhofs enthält Abbildungen und Originalzitate mit Wörtern, die aufgrund ihres rassistischen Gehalts bei manchen Menschen negative Reaktionen auslösen können. Hierauf möchte ich zu Beginn ausdrücklich hinweisen.
- 2 Der Name des Dorfes heute in der Republik Polen lautet Barzowice [baʒɔv'i:tɕɛ] (Meinhof war auch Phonetiker und würde auf eine korrekte Angabe der Aussprache Wert gelegt haben).
- 3 Ebd., S. 11 f. – Wenn das Zitat eine wörtliche Wiedergabe des Küsterspruchs sein sollte, so wäre dies ein Zeugnis dafür, dass die pejorative Bezeichnung für die Urbevölkerung am Kap der Guten Hoffnung bereits Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Weg ins hinterste Ostelbien gefunden hätte. Das Wort stammt ursprünglich aus dem Niederländischen – bereits dort mit pejorativer Bedeutung – und ist über das Englische ins Deutsche gekommen. Mein Englischlehrer hat noch Mitte der 1950er Jahre schlechtes Betragen unserer Klasse mit den Worten getadelt: »Ihr benehmt euch heute wieder wie die Hottentotten und Zulukaffern!«
- 4 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 1.
- 5 Rosenow, Barzwitz sagt von ihm: »Besonders lebt im Gedächtnis Friedrich Meinhof fort, der neben anderen auch ein sehr tüchtiger Landwirt war, und von dem die Landwirte in der ganzen Umgegend viele Verbesserungen in der Bodenbewirtschaftung kennen lernten.« Ähnlich äußert sich Dammann, Erinnerungen, S. 2: »Sein Vater [...] ist [...] nach Pommern gekommen und ist dort Landpastor geworden und hat dort sowohl im geistigen Leben, als auch im landwirtschaftlichen Leben – denn er betrieb Landwirtschaft mit seiner Pfarrstelle – eine große Bedeutung erlangt.«
- 6 Lukas, Meinhof, S. 82.
- 7 Petrich, Pastor Meinhof, S. 18.
- 8 Ebd., S. 29.
- 9 Diese außerhalb der eigentlichen Arbeit als Seelsorger hergehende Beschäftigung brachte Meinhof immer wieder in Gegensatz zur Amtskirche. In Petrichs Broschüre werden mindestens drei Gelegenheiten erwähnt, wo ihm von vorgesetzten Kirchenbehörden – einmal unter Androhung von Beförderungssperre – verboten wurde, sich außerhalb der eigenen Gemeinde seelsorgerisch zu betätigen (ebd., S. 10 ff.).
- 10 Friedrich Meinhofs Vater wird bei Petrich (ebd., S. 3) wie folgt geschildert: »Er war nach der Weise seiner Zeit ein frommer und kluger Rationalist oder Vernunftgläubiger.«
- 11 Das Abhalten von Konventikeln wurde fast 100 Jahre später auch Friedrich Meinhof von der Amtskirche explizit verboten, da es zu »Schwärmerei und Mystizismus« der daran Beteiligten führen könne (ebd. S. 10).
- 12 Obst, Stiftungen S. 11 f.
- 13 Nikolaus Ludwig (Graf) von Zinzendorf (https://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_Ludwig_von_Zinzendorf).

- 14 Im weihnachtlichen Liedgut (z.B. in dem von Praetorius vertonten »Psallite«) finden sich noch heute gehäuft Wörter wie »Jesulein, Kindelein, Krippelein, Windelein, Öchslein, Eselein, Söhnelein und Engelein«. Vgl. auch Tschackert, Art. Zinzendorf, S. 346f.: »Alles Thun und Treiben Zinzendorf's ging auf die Erregung und Erfahrung des Gefühles heiliger Liebe im Verkehr mit Jesus und in der ›philadelphischen‹ Gemeinschaft; das Gefühl waltete überall vor, und da in den ersten Jahren der Brüdergemeinde alle nüchterne Kritik fehlte, so gerieth Z. und mit ihm seine Anhänger in so überschwänglich sentimentale Stimmungen, daß man selbst die abgeschmacktesten Liebeleien in das Verhältniß der Seelen zu Gott hineinrug.«
- 15 »Im Princip der Brüdergemeinde lag von vorn herein das Bestreben, die Seligkeit des Glaubens, welche man selbst genoß, auch Anderen zu bringen. Die Kraft und der Trieb zur Heidenmission lebte also in ihr.« (Ebd., S. 350).
- 16 Obst, Stiftungen, S. 33.
- 17 Vgl. auch Tschackert, Art. Zinzendorf, S. 350.
- 18 Petrich, Pastor Meinhof, S. 28.
- 19 Ebd.
- 20 Ebd.
- 21 Carl Meinhof, Sprachen, S. 17.
- 22 Petrich, Pastor Meinhof, S. 26.
- 23 Barzwitzer Scandal-Anzeiger, S. 1.
- 24 Dempwolff, Brevier, S. 6.
- 25 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 2.
- 26 Carl Meinhof, Nedderdütschland.
- 27 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 1.
- 28 Carl Meinhof, Sprachen, S. 17.
- 29 Ebd.
- 30 Dammann, Erinnerungen, S. 3.
- 31 Carl Meinhof, Sprachen, S. 17.
- 32 Privatarchiv Ludwig Gerhardt, Norderstedt: Auszug aus dem Taufregister der ev.-luth. Pfarrkirche Mirow.
- 33 Kern, Giesebrecht, S. 8.
- 34 Ebd., S. 58.
- 35 Ebd., S. 264.
- 36 Dammann, Erinnerungen, S. 2.
- 37 Pugach, Africa, S. 9.
- 38 Zu nennen sind vor allem Sigismund Koelle mit seinen grammatischen Studien zum Vai (1853), einschließlich der Bekanntmachung einer indigenen afrikanischen Schrifterfindung, und zum Kanuri (1853), einschließlich einer großen Sammlung von Kanuri-Texten aus allen möglichen Genres (1854) sowie seinen Arbeiten über westafrikanische Sprachen, z.B. »Polyglotta Africana« (1854), einer Wortsammlung von etwa 300 Wörtern in ca. 150 Sprachen, die bis heute brauchbar ist und eine wissenschaftlich fundierte Ordnung in das bis dahin kaum erforschte Babel westafrikanischer Sprachen brachte. Alfred Sakers Duala-Grammatik von 1855 bildete ein wichtiges Hilfsmittel für Meinhofs erste Studien zum Duala. Aber auch in Ostafrika haben viele deutsche Missionare gearbei-

tet, vor allem Johann Ludwig Krapf, der seit den 1850er Jahren zahlreiche Arbeiten über das Swahili – so die erste anspruchsvolle Grammatik im Jahre 1850 dazu ein Lexikon im Jahre 1882 – und über eine Reihe ostafrikanischer Sprachen herausbrachte. In Südafrika waren z.B. Karl Endemann mit seinen grundlegenden Arbeiten zum Sotho, die einen starken Einfluss auf Meinhof hatten, sowie die Brüder Theodor und Paul Erdmann Schweltnus und der Missionar Carl Hugo Hahn mit seinen Arbeiten zum Herero tätig.

2. Von Barzwitz nach Zizow

- 1 Polnisch Cisowo.
- 2 StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 0673: Lebenslauf Carl Meinhof, S. 1.
- 3 Vgl. Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 1.
- 4 Obst, Stiftungen, S. 8.
- 5 Ebd., S. 10.
- 6 Ebd., S. 13.
- 7 Vgl. Schäfer, Art. Francke.
- 8 Francke muss bei seiner universitären Tätigkeit mit dem von der damals so genannten Goldküste stammenden August Wilhelm Amo bekannt gewesen sein. Dieser kam »im Jahr 1707 als Geschenk der Holländisch-Westindischen Gesellschaft an den Hof der Herzöge von Wolfenbüttel-Braunschweig.« (Brentjes, Amo, S. 29). Amo brachte es später dank seiner herausragenden Begabungen zum Philosophiedozenten an der Universität Halle, gehörte zu Wolffs Anhängern und ging deswegen später nach Jena.
- 9 Jäger, Verwebung, S. 16 und 18.
- 10 Vgl. Obst, Stiftungen, S. 56f.
- 11 Ebd., S. 72.
- 12 Ebd., S. 87.
- 13 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 1f. Aus dem weiteren Zusammenhang ergibt sich, dass es sich bei diesem Freund um Fritz Taucher handelt, der später auch die Verbindungen zum Kaiserlichen Hof herstellte.
- 14 Adler, Franz Theodor (<http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl>).
- 15 Meinhof, Sprachen, S. 17.
- 16 StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 0673: Lebenslauf Carl Meinhof, S. 1.
- 17 Muff, Christian Fürchtegott (<http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl>).
- 18 Hahnemann, Ernst Friedrich Louis (<http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl>).
- 19 Meinhof, Sprachen, S. 17.
- 20 Weiske, Gotthold Alexander (<http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl>).
- 21 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 2.
- 22 GStA PK, I. HA Rep. 208A Seminar für Orientalische Sprachen, Nr. 25: Lebenslauf Carl Meinhof, Bl. 13.
- 23 Dammann, Erinnerungen, S. 3.
- 24 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 2.
- 25 Schwarzer Fußsoldat der französischen Kolonialarmee.

- 26 Meinhof, Sprachen, S. 17. – Bei der Jahresangabe 1870 muss sich Meinhof geirrt haben, da er erst 1875 mit dem Studium begann.
- 27 Die Viten von August Müller und von August Tholuck sind im Catalogus Professorum Halensis enthalten (<https://www.catalogus-professorum-halensis.de/suche.html>).
- 28 Meinhof, Aussprache.
- 29 StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 0673: Lebenslauf Carl Meinhof, S. 1.
- 30 Meinhof, Sprachen, S. 17.
- 31 StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 0673: Lebenslauf Carl Meinhof, S. 1.
- 32 GStA PK, I. HA Rep. 208A Seminar für Orientalische Sprachen, Nr. 25: Lebenslauf Carl Meinhof, Bl. 13.
- 33 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 2.
- 34 Ebd.
- 35 Meinhof, Sprachen, S. 17.
- 36 Ebd., S. 18.
- 37 Ebd.; vgl. auch Dammann, Art. Endemann.
- 38 Meinhof, Sprachen, S. 18.
- 39 Ebd.
- 40 Taylor, Grammar, S. 14.
- 41 Zitiert nach Lyons, Introduction, S. 24.
- 42 Pugach, Africa, S. 31.
- 43 Der Wechsel von t in allen germanischen Sprachen zu z [=ts] im Deutschen ist Teil einer besonderen Entwicklung, siehe auch Englisch *two*, Deutsch *zwei*, Engl. *tongue*, Deutsch: *Zunge* etc. Dass wir im Deutschen heute noch das Zahlwort *zehn* mit einem *h* schreiben, dieses jedoch nicht sprechen, hat seine Ursache in dem Proto-Indogermanischen *k*, das sich in den germanischen Sprachen lautgesetzlich zu *h* entwickelt hat, vgl. Lateinisch *pecus* »Vieh«.
- 44 Bloomfield, Language, S. 12.
- 45 Lyons, Introduction, S. 22.
- 46 Lukas, Meinhof, S. 82 f.
- 47 Hannah Meinhof, Meinhof, S. 6
- 48 Genau: Njɔ a Diboŋe (vgl. Meinhof, Zeitwort, S. 2).
- 49 Ders., Sprachen, S. 18.
- 50 Dammann, Erinnerungen, S. 4.
- 51 Dempwolff, Brevier, S. 7f.
- 52 Pugach, Africa, S. 74.
- 53 So z. B. in einem Brief der Halbschwester Henning von Holtzendorffs, Wanda Gerhardt, geb. von Barby, Ehefrau des Berliner Mediziners Carl Gerhardt, an ihren Sohn Dietrich vom 8. Januar 1886 »Von T[ante] Grethe war ein Brief da mit neuen hoffnungsvollen Aussichten für Anjo. Ein sehr reicher Fabrikbesitzer in Stettin, der durch einen Neffen Beziehungen zu Bismarck hat, will ihn dort anzubringen suchen. Das leuchtet mir sehr ein. Bismarck interessirt sich sehr für die Colonialfrage, und wird diesen schwarzen Knaben vielleicht recht gern zu Dollmetscher- und Schreiberzwecken heranbilden lassen. Das wird

- man ja bald hören. Vorläufig fühlt sich Anjo sehr wohl in Stettin.« Tante Margarethe, verw. Klotz, geb. Zitelmann, war die Frau Henning von Holtzendorffs. Der Brief befindet sich im Privatarchiv Familie Gerhardt, Gamburg/Tauber.
- 54 In der einschlägigen Literatur taucht er meist als »Bell« auf.
- 55 Die »Deutsche Biographie« erwähnt, dass v. Holtzendorff am 29. Oktober 1887 Margarethe, verw. Klotz, geb. Zitelmann geheiratet hat, die in der letzten Anmerkung als Tante Grethe auftaucht, nicht aber das hier genannte Fräulein von Zitzewitz (Hubatsch, Art. Holtzendorff, S. 557).
- 56 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 2 ff.
- 57 Dammann, Erinnerungen, S. 4. – Hinzuzufügen wäre, dass dies auch heute noch keine Selbstverständlichkeit ist.

3. Zizow

- 1 Vgl. Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 4.
- 2 Meinhof, Sprachen, S. 18.
- 3 Ebd., S. 2 f.
- 4 StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 0673: Lebenslauf Carl Meinhof, S. 2 f.
- 5 Vgl. Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 4.
- 6 Schwellnus, Wörterverzeichnis. S. 51.
- 7 Bleek, Wilhelm Heinrich Immanuel, *De nominum generibus linguarum Africae australis, Copticae, Semiticarum aliarumque sexualium*, Bonn 1851.
- 8 Auf diese Begegnung und ihr Zustandekommen ist im letzten Kapitel eingegangen worden (siehe S. 49 f.).
- 9 Vgl. Patemann, »Grundsteine«, S. 49–53. Wie die »Verträge« mit den einheimischen Landesherren zu Stande gekommen sind, wird am selben Ort beschrieben. Der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz hatte in der Gegend der Missionsstation große Landflächen erworben. Dem einheimischen Nama-Herrscher war als Flächenmaß nur die englische Meile bekannt, Lüderitz klärte ihn nicht darüber auf, dass er im Vertrag die deutsche Meile verwandte, die etwa viermal so groß war. Kaptein Joseph Frederiks II. ging also davon aus, nur einen schmalen Streifen unfruchtbaren Landes verkauft zu haben, nicht aber fast sein gesamtes Gebiet.
- 10 Meinhof, Sprachen, S. 18, bezeichnet ihn als »einzigen Überlebenden«. Demgegenüber schreibt Matthies, *Tod*, S. 34, dass Kersten die Expedition aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig verlassen und in Zanzibar zurückbleiben musste.
- 11 Meinhof, Sprachen, S. 18.
- 12 Das Swahili als Sprache einer muslimischen Bevölkerung wurde seit mindestens dem Beginn des 18. Jahrhunderts mit arabischen Buchstaben geschrieben. Zur Zeit der deutschen Kolonisierung Ostafrikas war die arabische Schrift unter gebildeten Swahili allgemein verbreitet. Zu Beginn der Kolonialisierung war das Deutsche Reich zunächst bemüht, diese Tatsache im Swahili-Unterricht zu berücksichtigen. Das Nebeneinander von arabischer und lateinischer Schrift wurde jedoch durch Runderlasse der deutschen Kolonialverwaltung vom 7. Februar 1901 und vom 30. August 1902 beendet. (Vgl. Gerhardt, *Swahili*, S. 13.)
- 13 In der »Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft« waren zwar seit den ersten Bänden (um 1850) einzelne Arbeiten zu afrikanischen Sprachen

- erschienen, vor allem von dem deutschen, in englischen Diensten stehenden Heinrich Barth. Dass sich jedoch eine ganze Zeitschrift afrikanistischen Problemen widmete, war neu. Vgl. auch Legère, Büttner.
- 14 Contributions to a comparative dictionary of the Bantu languages. I. – Collected by C.G.Büttner, Missionary, Director of the Augustinum Institution, Otyimbingue, Damaraland. – Communication dated by the General Secretary, (Read, 27th August, 1879), in: The Transactions of the South African Philosophical Society, vol I. 1877–80, pt. 3 (Cape Town 1880). Zitiert nach Schadeberg, Büttner, S. 31.
 - 15 Meinhof, Sprachen, S. 18.
 - 16 Vgl. Pugach, Africa, S. 75 f.
 - 17 Dammann, Erinnerungen, S. 9.
 - 18 Meinhof, Vorbemerkungen.
 - 19 Ein Merkmal der Bantusprachen besteht darin, dass von einfachen Verbstämmen Ableitungen gebildet werden, die die Grundbedeutung oder die syntaktische Funktion des Verbes modifizieren: Swahili: *ona* »sehen«, *onana* »einander sehen«; *andika* »schreiben«, *andikana* »einander schreiben«, *andikia* »jemandem schreiben«; *funga* »schließen«, *fungua* »öffnen«.
 - 20 Zulu *pala*, Herero *para*, Swahili *paa*, »kratzen«
 - 21 Ebd., S. 270.
 - 22 Dempwolff, Brevier, S. 7f.
 - 23 Meinhof, Sprachen, S. 19.
 - 24 Meinhof, Sprachen, S. 20. – Der Aufsatz trug den Titel »Im Kampf mit den Sprachen Afrikas«, erschienen in: Allgemeine Missionszeitschrift 26 (1899), S. 381–398; 445–463.
 - 25 Die beiden folgenden Zitate in Paul, Prinzipien, S. 20.
 - 26 Ein konkurrierendes Prinzip wurde von der International Phonetic Association (IPA) (alternativ: Association phonétique internationale (API)) entwickelt, 1888 erstmals veröffentlicht, demzufolge für jeden Laut ein eigenes Zeichen entwickelt wird. Beispiele hierfür finden sich in den skandinavischen (æ, ø), aber auch vielen afrikanischen Sprachen.
 - 27 Dieses Konzept wird in der älteren Afrikanistik zur Erklärung vieler Phänomene herangezogen, aber: Sprachmischung beruht auf Sprachkontakt, dieser wiederum setzt die Existenz von mehrsprachigen Individuen voraus, in deren Köpfen er stattfindet. Dazu sind jedoch bestimmte gesellschaftliche Voraussetzungen nötig, die solche mehrsprachigen Individuen hervorbringen. Wie diese Voraussetzungen aussehen könnten, wird allerdings in der älteren Literatur nie thematisiert.
 - 28 Palatallaute im Deutschen sind der »Ich-Laut« und *j* im Wort »ja«.
 - 29 Ejektiv-Laute werden gebildet, indem zusätzlich zum Verschluss im Mund ein Verschluss im Kehlkopf gebildet wird, der praktisch zeitgleich mit dem im Munde gelöst wird. Eine annähernde Entsprechung gibt es im Deutschen, wo in Worten wie Bergarbeiter oder Nachtarbeiter auf das *g* (ausgesprochen *k*) und das *t* ein »Knacklaut« folgt. Diese Lautfolge wird bei den Ejektiven aber praktisch synchron ausgeführt.
 - 30 Pugach, Africa, S. 76.
 - 31 Dazu gehörten als Erstes eine Grammatik und ein Wörterbuch in der anerkannten Orthographie, dann die Übersetzung der Bibel, die Erarbeitung von christlicher Erbauungsliteratur, aber auch die Entwicklung von Schulmaterial wie Fibeln, Lesebüchern etc.

- 32 Ebd.
- 33 Georg von Rheinbaben an Konrad von Studt, 25. Oktober 1902: GStA PK, I. HA Rep. 76 Kultusministerium, Va Sekt. 2 Tit. X Nr. 124 Adh. N Bd. 3, Bl. 9f.
- 34 Meinhof, Sprachen, S. 19.
- 35 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 4.
- 36 Dammann, Erinnerungen, S. 4.
- 37 Barzwitzer Scandal-Anzeiger, S. 2. Worauf sich das Pistolenschießen und das Vogelschießen beziehen, ist nicht bekannt. Der Taucher ist Meinhofs bereits erwähnter Schulfreund Taucher.
- 38 Duttge, Dempwolff, S. 6 und passim.
- 39 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 5.
- 40 Dempwolff, Brevier, S. 9.
- 41 Georg von Rheinbaben an Konrad von Studt, 25. Oktober 1902: GStA PK, I. HA Rep. 76 Kultusministerium, Va Sekt. 2 Tit. X Nr. 124 Adh. N Bd. 3, Bl. 2.
- 42 Meinhof, Sprachen, S. 20.
- 43 Ebd.
- 44 In den »Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen« veröffentlichte er, verteilt über die Bände 5 bis 8, auf fast 300 Seiten die Ergebnisse dieser Reise in der Arbeit »Linguistische Studien in Ostafrika«. Insgesamt umfasst die Studie (Kurz-)Beschreibungen von 15 Sprachen, darunter 12 Bantusprachen. In den einzelnen, den jeweiligen Bantusprachen gewidmeten Abschnitten behandelte er deren Lautlehre im Wesentlichen nach dem Muster, das er in seinem »Grundriss« entwickelt hatte. Zusätzlich war ihm durch das erheblich erweiterte Material die (Re-)Konstruktion von zusätzlichen Urbantu-Wortstämmen möglich geworden, die er im vierten Band der Mitteilungen publizierte.
- 45 Ebd. – Es handelt sich um einen stimmhaften velaren Frikativlaut, der im Deutschen dialektal vorkommt, z.B. im Berlinerischen *ik saɣə dia* »Ich sage dir.«

4. Berlin

- 1 Carl Meinhof an Eduard Sachau, 6. Juni 1902 und Eduard Sachau an Carl Meinhof, 7. Juni 1902: GStA PK, I. HA Rep. 208A Seminar für Orientalische Sprachen, Nr. 25, Bl. 2 ff.
- 2 Heymann Steinthal war ein bedeutender Sprachwissenschaftler und Anhänger der Sprachphilosophie Alexander von Humboldts. Steinthal lehrte seit 1865 als außerordentlicher Professor an der Universität Berlin und veröffentlichte 1867 – nicht gerade häufig im akademischen Betrieb seiner Zeit – eine größere Publikation über »Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet«, die die Sprachen Soso, Bambara, Mande und Vai behandelte (Holzman, Art. Steinthal).
- 3 Eduard Sachau an Konrad von Studt, 29. Juni 1902: GStA PK, I. HA Rep. 208A Seminar für Orientalische Sprachen, Nr. 25, Bl. 5 ff.
- 4 Eduard Sachau, Denkschrift über das Seminar für Orientalische Sprachen an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin von 1887 bis 1912, S. 18: Ebd., I. HA Rep. 76 Kultusministerium, Va Sekt. 2 Tit. X Nr. 124 Bd. 8, Bl. 137II.
- 5 Troele im Auftrage des Herrn Staatssekretärs des Reichsschatzamts [Max von Thielmann] an den Staatssekretär des Auswärtigen Amts [Bernhard von Bü-

- low], 29. September 1902: Ebd., VA Sekt. 2 Tit. X Nr. 124 Adh. N Bd. 3, Bl. 2f. – Der befürchtete Neid der Kollegen wurde später tatsächlich artikuliert. Das Problem wurde in der noch heute beliebten Weise gelöst, dass das Gehalt aller Dozenten im Seminar angehoben wurde.
- 6 Georg von Rheinbaben an Konrad von Studt, 25. Oktober 1902: Ebd., Bl. 9If.
 - 7 Troele im Auftrage des Herrn Staatssekretärs des Reichsschatzamts [Max von Thielmann] an den Staatssekretär des Auswärtigen Amts [Bernhard von Bülow], 29. Oktober 1902: Ebd., Bl. 14f.
 - 8 Georg von Rheinbaben an Konrad von Studt, 11. November 1902: Ebd., Bl. 24f.
 - 9 Wilhelm Richter an Konrad von Studt, 19. Juni 1903: Ebd., Blatt 77II. – Noch im selben Jahr wurde Paulus Wilhelm Karl Arlt als Pfarrer nach Zizow berufen, vgl. Cisowo (<https://de.wikipedia.org/wiki/Cisowo>) sowie Müller, Geistlichen, S. 387.
 - 10 GStA PK, I. HA Rep. 76 Kultusministerium, Va Sekt. 2 Tit. X Nr. 124 Bd. 8, Bl. 116.
 - 11 Konrad von Studt an Eduard Sachau, 24. November 1903: Ebd., Rep. 208A Seminar für Orientalische Sprachen, Nr. 25, Bl. 27f.
 - 12 Ebd., Bl. 20.
 - 13 Diedrich Westermann war nach Meinhof der zweite bedeutende deutsche Afrikanist. Nach intensiver Beschäftigung mit dem Ewe, der wichtigsten Sprache in Togo, arbeitete er in seinem ungeheuer produktiven Leben über eine Vielzahl afrikanischer Sprachen und veröffentlichte auch sehr bedeutende sprachvergleichende Untersuchungen zu den Sprachen Westafrikas. Vgl. Pasch, Art. Westermann.
 - 14 Eduard Sachau an Carl Meinhof, 13. Juni 1904: GSt PK, I. HA Rep. 208A Seminar für Orientalische Sprachen, Nr. 25, Bl. 48. – Josef Kottmann war später Lehrer an einer Regierungsschule in Kamerun, Paul Steffen Lehrer in Togo, beide begannen ihre Tätigkeit in Afrika im Zeitraum August 1904 bis 1905 (Sachau, Seminarchronik, S. V).
 - 15 So z.B. Meinhof, Besuch und ders., Christianisierung.
 - 16 Ders., Gesetz, S. 299.
 - 17 Ders., Die Afrikaner; ders., Die Wilden; ders., Rechnen.
 - 18 In den Bantusprachen sind dies Präfixe, also Formative, die vor den Stamm gesetzt werden (Vorsilben), in anderen Sprach(grupp)en können dies auch Suffixe sein, die nach dem Stamm stehen. Im Deutschen weisen Verben unter Umständen Präfixe auf wie in ver-geben, zer-reißen, be-sprechen. Suffixe wären Kasusendungen beim Nomen, z.B. des Tag-es, die Frau-en oder Konjugationsendungen beim Verb, z.B. du sag-st, wir frag-en.
 - 19 Ders., Grammatik, S. 27f.
 - 20 Johnston, Basis.
 - 21 Für die vorherigen Zitate Meinhof, Note, S. 20, 22 und 25.
 - 22 Das Leben, das Wirken, das soziale Umfeld und die literarische Produktion von Mtoro sind in dem Buch Wimmelbücker, Mtoro, ausführlich dargestellt, dessen Darstellung hier weitgehend gefolgt wird. – Der Wikipedia-Eintrag zu Mtoro sagt: »Seine Heirat mit einer Deutschen 1904 erregte öffentliches Aufsehen und trug zu politischen Diskussionen im Deutschen Kaiserreich bei, die letztendlich zu einem Verbot von Mischehen in den deutschen Kolonien führte.« Vgl. Mtoro Bakari (https://de.wikipedia.org/wiki/Mtoro_Bakari).

- 23 GStA PK, I. HA Rep. 76 Kultusministerium, Va Sekt. 2 Tit. X Nr. 124 Adh. N Bd. 4, Bl. 46f.
- 24 Mtoro bin Mwinyi Bakari an Eduard Sachau, 27. Mai 1905: Ebd., I. HA Rep. 208A Seminar für Orientalische Sprachen, Nr. 121, Bl. 55.
- 25 Carl Velten an Eduard Sachau, 25. Mai 1905: Ebd., Bl. 53f.
- 26 Gustav Adolf Graf von Götzen an das Auswärtige Amt, 19. September 1905: Ebd., Bl. 75f.
- 27 Ritter, Art. Dernburg. Siehe weiter oben S. 112.
- 28 Entgegen der heute ziemlich unterprivilegiert klingenden Bezeichnung dieser Stellen entsprachen sie eher den heutigen Wissenschaftlichen Assistenten mit entsprechendem Gehalt. – Dammann, Erinnerungen, S. 6 bemerkt zur Bezeichnung »wissenschaftliche Hilfsarbeiter« Folgendes: »Wir waren ja wissenschaftliche Hilfsarbeiter. Sehen Sie, ich habe es niemals zum Arbeiter gebracht, war Hilfsarbeiter. War im übrigen in der DDR nützlich, daß man sagen konnte, man hat es nur zum Hilfsarbeiter gebracht. Also, wir wurden doch niemals als Hilfsarbeiter oder auch nur als Angestellte behandelt, sondern er sah in uns Mitarbeiter, im wahrsten Sinne des Wortes.« (Dammann war lange Jahre als Nachfolger Westermanns an der Humboldt-Universität in (Ost-)Berling tätig.)
- 29 Eduard Sachau an Konrad von Studt, 27. Mai 1905: GStA PK, I. HA Rep. 208A Seminar für Orientalische Sprachen, Nr. 25, Bl. 96f.
- 30 Konrad von Studt an Eduard Sachau, 9. Juni 1906: Ebd., Bl. 98. Dort auch der Vermerk, dass das Patent Meinhof am 10. Juni geschickt wird.
- 31 Der Unterschied in der Höhe der Gehälter war in der Tat beträchtlich. Der Swahili-Kollege Velten, nur drei Jahre jünger und wesentlich länger am Seminar als Meinhof, bekam 4.500 Mark Gehalt (Eduard Sachau an Ludwig Elster, 30. August 1905: Ebd., Bl. 101ff.).
- 32 Eduard Sachau an Ludwig Elster, 30. August 1905: Ebd., Bl. 101ff. – Ob den Vorschlägen Sachaus zugestimmt wurde, konnte ich anhand der mir vorliegenden Akten nicht feststellen.
- 33 Heinrich Schnee, Legationsrat in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes.
- 34 Eduard Sachau an Konrad von Studt, 1. Mai 1908: Ebd., Bl. 115.
- 35 Ebd., Bl. 118ff.
- 36 Dammann, Erinnerungen, S. 10 bemerkt in diesem Zusammenhang: »Vielleicht war es, daß mit Velten irgendwann einmal eine Auseinandersetzung war. Denn Velten war ja auch Lehrer für Swahili am Afrikanischen [Orientalischen Berliner; LG] Seminar, war ja ursprünglich mal Dragoman des Deutschen Gouverneurs gewesen. Und er kam vorher ans Seminar als Meinhof. [...] Ich weiß nicht, man müßte wahrscheinlich intensive Studien treiben, wo da der Kern liegt für eine solche Ablehnung, die dann reichlich total war.« Vielleicht lag die weiter oben erwähnte (siehe S. 86f.) unterschiedliche Besoldung an der Wurzel des Zwistes?
- 37 Eduard Sachau an Carl Meinhof, 30. August Juni 1909: GSt PK, I. HA Rep. 208A Seminar für Orientalische Sprachen, Nr. 25, Bl. 129.
- 38 In Deutschland wurden in den Jahren 1902, 1905, 1910 und 1924 insgesamt vier Kolonialkongresse als Werbemaßnahmen für den kolonialen Gedanken abgehalten. Sie standen unter der Leitung des Vorsitzenden der Deutschen Kolonialgesellschaft, Herzog Adolfs zu Mecklenburg. Groteskerweise fand der letzte statt, als das Deutsche Kolonialreich schon längere Zeit der Vergangenheit angehörte. Meinhof besuchte alle Kolonialkongresse außer dem ersten, während

dessen er sich in Afrika aufhielt, und hielt auch – zum Teil mehrere – Vorträge. Die Themen stammten aus seinem Arbeitsfeld. So sprach er 1905, 1910 und 1924 über den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung und bot dabei eine knappe Übersicht über die Fülle von Arbeiten, die bis und seit 1905 veröffentlicht worden waren, und die einerseits Sprachdaten andererseits Klassifikationen der afrikanischen Sprachen behandeln. 1905 führte er eine längere Liste von Desiderata auf. 1910 sprach er u.a. das Problem der Hamitensprachen an. Auf beiden Kongressen gab es zum Teil abwegige Diskussionsbeiträge zu seinen Vorträgen. 1924 wies er darauf hin, dass im englischsprachigen Ausland das Interesse an afrikanischen Sprachen wachse. Auch das Interesse an der Edition alter Texte erwähnte er, neben Hausa und Swahili nannte er das Altnubische und äthiopische Sprachen. In allen drei Vorträgen hob er die Arbeit deutscher Wissenschaftler besonders hervor.

- 39 Meinhof, *Bedeutung*, S. 353. Meinhofs Stellung zu Afrikanern wird von Pugach, *Africa*, S. 87 folgendermaßen beschrieben: »Meinhof was a host of contradictions and decidedly ambivalent in his relationship to race and race theory. He was adroit at advancing his own intellectual objectives and not shy about criticizing others. He defended Africans against his colleagues' racist attitudes but did not consider them equals. [...] To label Meinhof simply as »racist« is, however, to remove him from historical context and judge him by contemporary standards.«
- 40 Ansonsten, so betonte Meinhof in demselben Vortrag, bestehe folgende Gefahr: »Nun ist kein Zweifel, dass die intelligenteren Afrikaner darauf brennen, so bald wie möglich eine europäische Sprache zu lernen. Dann kommen sie sich als halbe Europäer vor, und bei der Neigung des Afrikaners zur Eitelkeit fangen sie dann leicht an, unerträglich zu werden. Sie mögen nicht mehr Handarbeit tun, sondern wollen irgendeinen Posten bei der Verwaltung haben. Alle ungründliche, oberflächliche Lernerei pflegt eben den Menschen aufzublasen, ohne ihn wirklich zu bilden, und die nachteiligen Folgen pflegen sich dann bald genug einzustellen.« (Meinhof, *Bedeutung*, S. 354).
- 41 Zu nennen sind hier: Bolland, *Gründung*; Nicolaysen, *Anspruch*; Raßhofer, *Kolonialinstitut*; Ruppenthal, *Kolonialismus und Zimmerer, Geld*.
- 42 Vgl. Speitkamp, *Kolonialgeschichte*, S. 42f. Wie wenig wirkungsvoll dieses Budgetrecht sich in der Realität auswirkte, zeigte sich im Jahre 1906, als sich der Reichstag weigerte, die Gelder zur Niederschlagung des Aufstands in Südwestafrika zu bewilligen und Reichskanzler Bülow daraufhin den Reichstag kurzerhand auflöste.
- 43 Ebd., S. 140.
- 44 Ritter, *Art. Dernburg*, S. 607–608.
- 45 Bolland, *Gründung*, S. 29.
- 46 Ebd., S. 30: »Die Gesamtzahl der Besucher aller Veranstaltungen betrug im Winter 1905/06 über 73000.«
- 47 Die vielen Versuche, eine Universität in Hamburg einzurichten, und die Gründe für ihr Scheitern, sind kursorisch bei Bolland (ebd., S. 24–29) dargestellt.
- 48 Die Umstände, die zu dieser Stiftung geführt haben, werden ausführlich dargestellt in Gerhardt, *Siemers*, S. 74f. und 138f.
- 49 Meinhof, *Einweihung*
- 50 Gerhardt, *Begründer*, S. 25.
- 51 Vgl. hierzu auch Zimmerer, *Geld*, S. 38–44.

- 52 Gerhardt, Begründer, enthält Kurzbiographien aller dieser Stifter und einen kurzen Überblick über ihre kolonialen Aktivitäten.
- 53 Die Kolonialforderungen.
- 54 Hier: Johannes Semler an Johann Heinrich Burchard, 20. April 1907: StA Hbg., 364–6 Kolonialinstitut, 1, Bl. 1 ff.
- 55 Ebd., Bl. 9–13.
- 56 Am 27. Mai 1907 schickte er seine »Denkschrift über den Ausbau hamburgischer Einrichtungen zu einem Kolonialinstitut« an Werner von Melle: Ebd., Bl. 42 ff.
- 57 Bernhard Dernburg an den Senat der Freien und Hansestadt Hamburg, 12. Juli 1907: Ebd., Bl. 61 (Zitat) und 62.
- 58 Ebd., Bl. 70 ff.
- 59 Senatsdrucksache »Errichtung eines Kolonialinstituts im Anschluß an die Wissenschaftlichen Anstalten und das Vorlesungswesen«: Ebd., Bl. 142 und 144.
- 60 Werner von Melle an Julius Engel, 8. Februar 1908: StA Hbg., 364–6 Kolonialinstitut, 1, Bl. 148.
- 61 Ebd., Bl. 166, 168; vgl. auch Ruppenthal, Kolonialismus, S. 154; Nicolaysen, Anspruch, S. 170 und Bolland, Gründung, S. 34.
- 62 GStA PK, I. HA Rep 76 Kultusministerium, Vc Sekt. 1 Tit. XI Teil VII Nr. 37. Bd. 1: Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung Nr. 604 (27. Dezember 1909). – Der Artikel enthält die Randnotiz: Über die etwaige Urheberschaft des Artikels vermochte Herr GORR [Geheimer Oberregierungsrat; LG] Dr. Sachau keine Auskunft geben.
- 63 Ebd.: Tägliche Rundschau Nr. 596 (21. Dezember 1909).
- 64 Das Reichskolonialamt und Reichsmarineamt setzten zwar jeweils einen Kommissar ein, welcher die Verbindung nach Berlin aufrechterhalten sollte. Keiner von beiden trat allerdings je wirksam in Erscheinung. Vgl. Raßhofer, Kolonialinstitut, S. 21.
- 65 StA Hbg., 364–6 Kolonialinstitut, 28: Bericht Georg Thilenius an Werner von Melle vom 11. Mai 1908 über die Sitzung des Professorenrats am 9. Mai 1908, Bl. 2II.
- 66 Hamburgisches Kolonialinstitut, Bericht, S. 37.
- 67 Vgl. hierzu: StA Hbg., 364–7 Professorenrat des Kolonialinstituts, B IV b 6.
- 68 Gutachten über die Besetzung der Professur für afrikanische Sprachen: Ebd., [Bl. 1].
- 69 Professorenrat an Werner von Melle: Ebd. – Beim »Kaufmännischen Beirat« handelte es sich um ein »aus drei von der Handelskammer zu delegierenden Mitgliedern« bestehendes Gremium, »dem der Senatskommissar Gelegenheit geben wird, sich über alle wesentlichen das Kolonialinstitut betreffenden Fragen zu äussern, und der seinerseits das Kolonialinstitut betreffende Anträge und Wünsche an den Senatskommissar richten kann« (Gesetz, betreffend Errichtung eines Kolonialinstituts in Hamburg. 6. April 1908; vgl. auch Ruppenthal, Kolonialismus, S. 154). Dieses Gremium, das ursprünglich eigentlich gar nicht vorgesehen, sondern eine Konzession an die Handelskammer war, war dem Senatskommissar untergeordnet, der somit letztlich die Leitlinien bestimmte. Bei Institutsgründung bestand der Beirat aus Justus Strandes (als Vorsitzender; Hansing & Co.; Senator seit 1911), Paul Sachse (F.C. Paul Sachse; Senator seit 1914) und Max M. Warburg (M.M. Warburg & Co.; 1917 fast zum Senator erwählt).

- 70 Gustav Brandes an Carl Heinrich Becker, 13. Januar 1909: StA Hbg., 364–7 Professorenrat des Kolonialinstituts, B IV b 6, [Bl. 3].
- 71 Gutachten über die Besetzung der Professur für afrikanische Sprachen: Ebd., [Bl. 2].
- 72 Schreiben des Professorenrates an Werner von Melle, 2. März 1909 [Abschrift]: Ebd.
- 73 Archiv HWS: Niederschrift über die Sitzung des Kuratoriums der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung am 16. Juni 1909.
- 74 Werner von Melle an Carl Meinhof, 16. Juni 1909: StA Hbg., 364–7 Professorenrat des Kolonialinstituts, B IV b 6, Bl. 7.
- 75 Carl Meinhof an Werner von Melle, 17. Juni 1909: Ebd., Bl. 10.
- 76 Carl Meinhof an Eduard Sachau, 12. Juli 1909: GStA PK, I. HA Rep. 208A Seminar für Orientalische Sprachen, Nr. 25, Bl. 128/61.

5. Hamburg

- 1 Vgl. Hamburger Adressbuch von 1909 und spätere Jahrgänge. Als weitere Wohnungen Meinhofs sind in den Adressbüchern nachzuweisen: Blumenau 131 (ab 1912) und Beneckestraße 22 (ab 1919); diese Wohnung wurde bei dem ersten großen alliierten Bombenangriff auf Hamburg im August 1943 zerstört. In den 1960er Jahren fiel die gesamte Beneckestraße den Erweiterungsbauten der Universität zum Opfer.
- 2 Aufsichtsbehörde für die Standesämter an Carl Meinhof, 20. November 1909: StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, I 290 Personalakte Meinhof, Bd. 3, Bl. I.
- 3 Hannah Meinhof, Meinhof, S. 5.
- 4 Meyer-Bahlburg; Wolff, Sprachen, S. 207. – Dort sind auch alle Räumlichkeiten verzeichnet, in denen das Seminar bis 1986 untergebracht war. Wo genau in den teils katakombenartigen Räumen des Vorlesungsgebäudes das Seminar seine erste Heimat gefunden hatte, ist nicht mehr zu rekonstruieren.
- 5 Hannah Meinhof schreibt über die Zeit in Berlin (S. 5), dass ihr Vater täglich in vier bis fünf verschiedenen Sprachen habe unterrichten müssen.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.
- 8 Carl Meinhof an Werner von Melle, 17. Juni 1909: StA Hbg.: StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, I 290 Personalakte Meinhof, Bd. 1, Bl. 10.
- 9 Die gesamte Auseinandersetzung, die sich von Dezember 1909 bis Mai 1910 hinzog, findet sich im Staatsarchiv Hamburg in der Akte 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, I 290 Personalakte Meinhof, Bd. 2, aus der die folgenden Zitate stammen. Der Streit beschäftigte verschiedene Abteilungen und Behörden in Hamburg.
- 10 Meinhof, Unser Bismarck.
- 11 Hering, Art. Meinhof, Sp. 927.
- 12 Meinhof, Einheitssprachen.
- 13 Dammann, Erinnerungen, S. 14 sagt in diesem Zusammenhang: »Er war stolz auf seine Zeitschrift. [...] Er schreibt immer ›meine Zeitschrift‹. Ja, ich weiß nicht,

- kann man schreiben ›meine Zeitschrift‹? Er hat sie tatsächlich als sein persönliches Eigentum betrachtet [...].«
- 14 Archiv HWS: Niederschrift über die Sitzung des Kuratoriums der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung am 7. Juni 1937: »Das Kuratorium beschloß daher am 23. Mai 1935 die Herabsetzung aller Zuschüsse an die Zeitschriften ›Vox‹, ›für Eingeborenen Sprachen‹, ›Volkstum und Kultur der Romanen‹ sowie ›Der Islam‹ um je 20% für die beiden kommenden Jahre und sodann deren gänzlichen Fortfall.«; ebd., Hauptbuch 1932–1937, Bl. 146. – Auch nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung die 1951 stillschweigend in »Afrika und Übersee« umbenannte Zeitschrift immer wieder mit Druckkostenzuschüssen unterstützt, so z.B. 1952, 1958, 1980 und 2002.
 - 15 Vgl. <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hup1/afrikaunduebersee/>.
 - 16 Meinhof, Studium, passim.
 - 17 StA Hbg, 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, Philosophische Fakultät P3 Fakultätssitzungen vom 24. März 1921 – 1. August 1922: Sitzung vom 27. Mai 1922.
 - 18 Hannah Meinhof, Meinhof, S. 5.
 - 19 Ebd. – Zur Bedeutung Panconcelli-Calzias vgl. Richter, Vox; von Essen, Panconcelli-Calzia; Ternes, Panconcelli-Calzia.
 - 20 Panconcelli-Calzia, Verschußlaute.
 - 21 Archiv HWS, Hauptbuch 1906–1914, Bl. 184; Hauptbuch 1915–1920, Bl. 173; Hauptbuch 1932–1937, Bl. 145; für die Jahre 1921 bis 1931 vgl. die entsprechenden Niederschriften über die Sitzungen des Kuratoriums: Akte »Kuratorium Sitzungen 1914–1960«.
 - 22 Richter, Vox, S. 129.
 - 23 Dammann, Erinnerungen, S. 4.
 - 24 Neue Hamburger Zeitung Nr. 493 (19. Oktober 1912) – Meinhof hat diesen Vortrag im Jahre 1915 in der Zeitschrift »Vox« veröffentlicht.
 - 25 Carl Meinhof an Werner von Melle, 20. Oktober 1915: SUB Hbg., NvM: HG: Meinhof, Carl: 13–14. Der Briefwechsel ist inzwischen online auf der Homepage der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg einsehbar, vgl.: <https://www.sub.uni-hamburg.de/sammlungen/nachlass-und-autographensammlung/nachlass-werner-von-melle.html>.
 - 26 Meinhof, Hannah, Meinhof S. 5 f.
 - 27 Ebenso wie es heute Kritik an touristischen Vorführungen »authentischer« einheimischer Kultur gibt. Als eines von vielen Beispielen sei der Katalog des »Chamaeleon«-Reiseveranstalters zitiert: »Bis dahin weihen uns die San in ein anderes Geheimnis ein: Leben wie zu Zeiten des freien Nomadentums. Feuer machen, Spuren lesen, Fallen stellen und mit eigenhändig vergifteten Pfeilen das Mittagessen jagen.« (<https://www.chamaeleon-reisen.de/Afrika/Namibia/Sossusvlei>).
 - 28 Zitiert nach Lutz; Grollmuß, Ulrikab, S. 61.
 - 29 Altenberg, Ashantee, S. 57.
 - 30 Lutz; Grollmuß, Ulrikab, S. 29–42.
 - 31 Thode-Arora, Afrika, S. 36f.
 - 32 Ebd., S. 37.
 - 33 Ebd., S. 32.
 - 34 Mit dem Aufkommen des Films wurden die Völkerschauen wirtschaftlich un-

attraktiv und daher obsolet. Interessanterweise wurden sie erst von den Nationalsozialisten verboten, die befürchteten, dass in deren Umfeld »Rassenschan-de« drohe.

- 35 Zitiert nach Schmidt-Groß, Tropenzauber, S. 81 f.
- 36 Meyer, Werk, S. 144.
- 37 Haeckel, Vorwort, S. V.
- 38 Vgl. Meinhof, Sprachen, S. 20.
- 39 Ebd., S. 21.
- 40 Zu Luschan vgl. jüngst Aly, Prachtboot, S. 103–119.
- 41 Meinhof, Sprachen, S. 21.
- 42 Die in dem Buch »Die Sprachen der Hamiten« als Musterbeispiele hamitischen Sprachbaus behandelten Sprachen gehören nach den heute gültigen Klassifikationen den folgenden afrikanischen Sprachstämmen (Phyla) an: Ful – Niger-Congo (Untergruppe Atlantisch), Hausa – Afro-Asiatisch (Tschadisch), Schilh – Afro-Asiatisch (Berber), Bedaue und Somali – Afro-Asiatisch (Kuschitisch), Masai – Nilo-Saharanisch (Nilotisch) sowie Nama – Khoi-San (Khoe).
- 43 Als genetisch verwandt werden Sprachen im Sinne der vergleichenden Sprachwissenschaft dann bezeichnet, wenn sie sich aus einer früher gesprochenen Sprache entwickelt haben. Klassische Beispiele: die romanischen Sprachen als Nachfolgerinnen des Lateinischen; die Bantusprachen als Nachfolgerinnen des Urbantu.
- 44 Französisch, Deutsch, Ungarisch und Finnisch weisen Vorderzungenvokale auf, die mit gerundeten Lippen gesprochen werden (ü und ö). Sie gehören aber sehr unterschiedlichen Sprachfamilien an (Französisch und Deutsch: Indogermanisch; Finnisch und Ungarisch: Finno-Ugrisch).
- 45 In Klassifikationen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wurden diese Sprachen stets als »hamito-semitisch«, auch »semito-hamitisch«, bezeichnet. Da diese Bezeichnung eine Aufteilung des Phylums in zwei gleichberechtigte Zweige (semitisch vs. hamitisch) suggeriert, war das einer der Gründe, die Greenberg in seiner Klassifikation der afrikanischen Sprachen veranlassten, diesen Begriff durch »afro-asiatisch« zu ersetzen, da nur in dieser Sprachfamilie Mitglieder sowohl in Asien wie in Afrika zu finden sind.
- 46 Pierre Alexandre hat das in seinem Buch »Langues et Langage en Afrique noire« S. 44 ff. so formuliert: Pour parler plus précisément je vais, en mélangeant mes métaphores, m’efforcer des déboulonner des carnards qui n’ont que trop volé. Premier canard a déboulonner: les langues africaines sont pauvres. [...] Deuxième canard a déboulonner: les langues africaines ont un caractère essentiellement concret et ne se prêtent pas à l’expression de notions abstraites. [...] Troisième canard (bicéphale) a déboulonner: les langues africaines sont a) très faciles, b) très difficiles parce qu’elles n’ont pas de grammaire. Il n’existe pas de langue sans grammaire. En tout cas pas sur terre.
- 47 Klingenheben, Präfixklassen; ders., Suffixklassen.
- 48 So Meinhof, Hamiten, S. 4.
- 49 Ebd., S. 247. Die hier kursiv wiedergegebenen Passagen sind im Original gesperrt gedruckt.
- 50 Ebd., S. VII.
- 51 Vgl. Schuchardt, Meinhof.
- 52 Vgl. Stumme, Meinhof.
- 53 Greenberg veröffentlichte seine Klassifikation der afrikanischen Sprachen in

- den Jahren 1949–55 und endgültig 1963. Mit dieser betrat die amerikanische Afrikanistik mit Aplomb die internationale Szene.
- 54 Dammann, *Erinnerungen*, S. 10.
- 55 Johannes Lukas hat mir in einem lange zurückliegenden Gespräch einmal gesagt, dass Meinhof zeit seines Lebens Klingengehen nicht verziehen habe, dass er ihm die Hamitentheorie zerschossen habe. Am Ende seines Lebens räumte er dann ein: »Aber eine Hamitensprache ist sie [das Ful; LG] nicht.« (Meinhof, *Sprachen*, S. 21).
- 56 Gregersen, *Language*, S. 100.
- 57 Sasse, *Afro-Asiatisch*, S. 135.
- 58 Makembe half bei der Korrektur von Ernst Dinkelackers Duala-Wörterbuch, das 1914 als 16. Band der Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts erschien. Außerdem publizierte er selbstständig Duala-Texte in der »Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen«.
- 59 Über den Ausgang dieser Angelegenheit habe ich keine weiteren Dokumente gefunden.
- 60 Auch hier konnte ich den Vorgang nicht mehr weiterverfolgen.
- 61 Vgl. hierzu Meyer-Bahlburg; Wolff, *Sprachen*, S. 85–106.
- 62 Carl Meinhof an Karl Florenz, 19. Juli 1930: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, 79.
- 63 Jaunde in deutscher, Yaunde/Yaoundé in englischer/französischer Orthographie.
- 64 Messi war 1914 für zwei Jahre als Sprachgehilfe ans Seminar gekommen und blieb bis zum Wintersemester 1919/20 in Hamburg, da er im Krieg nicht nach Hause zurückkehren konnte. Meinhof beschäftigte ihn in diesen Jahren mit dem Niederschreiben von Jaunde-Texten (Meyer-Bahlburg; Wolff, *Sprachen*, S. 89).
- 65 Zum Vorherigen vgl. Quinn, Charles Atangana.
- 66 Fritz Adae an Bezirksamtman A. Kirchhoff, Schloss Brake, 1. August 1912: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, 185, Bl. 3.
- 67 Ebd., Bl. 30.
- 68 Karl Atangana an Carl Meinhof, 24. November 1913: Ebd., Bl. 40.
- 69 Darüber hinaus publizierte Atangana über Teilaspekte der Jaunde-Kultur in der Zeitschrift »Anthropos«.
- 70 Abudu Rashid, Lektor für Hausa und Ful am Kolonialinstitut in den Jahren 1913 und 1914. Vgl. Meyer-Bahlburg; Wolff, *Sprachen*, S. 88.
- 71 Ebd., Bl. 46.
- 72 StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, 185, Bl. 34. – Die Kopie des Briefes enthält außer einer Zeile mit p.p. (»und so fort«) keine Anrede. Im Übrigen sind Orthographie und Zeichensetzung original.
- 73 Ebd., Bl. 47f.
- 74 Meyer-Bahlburg; Wolff, *Sprachen*, S. 88. – Ihm folgte als Ewe-Lektor von 1917 bis 1919 Stephan Bischoff (ebd., S. 89).
- 75 Ebd.
- 76 Hannah Meinhof, *Erinnerungen*, S. 6.
- 77 Meinhof, *Sprachstudien* sowie ders., *Studienfahrt*.
- 78 Meyer-Bahlburg; Wolff, *Sprachen*, S. 40.
- 79 Die Darstellung des Lebenslaufes von Klingengehen orientiert sich an Brauner; Erbe und Dammann, *Klingengehen*.
- 80 Ternes, Einleitung in Heepe, *Lautzeichen* (dort auch die Angaben über die Kriegszeit).

- 81 Auf die langanhaltenden Auseinandersetzungen Heepes mit Meinhof wird weiter unten noch eingegangen (siehe S. 182 ff.).
- 82 Dammann, Erinnerungen, S. 15.
- 83 StA Hbg. 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, 82, Bl. 5: Oberschulbehörde an das Seminar für Kolonialsprachen, 20. September 1916. – Zu Maria von Tiling vgl. Meyer-Bahlburg, Maria.
- 84 Schopka-Brasch, Karrierewege, S. 402.
- 85 Dammann, Erinnerungen, S. 10f.
- 86 StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, IV 1732, Bl. 26: Carl Meinhof an Hochschulbehörde, 24. Dezember 1929.
- 87 So z.B. im Wintersemester 1913/14 die Anfängerkurse in Ewe und Duala, vgl. ebd., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 1712, Heft 7, Bl. 3: Auszug aus der Lehrplanakte des Kolonialinstituts.
- 88 Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches (https://de.wikipedia.org/wiki/Erklärung_der_Hochschullehrer_des_Deutschen_Reiches).
- 89 Hamburger Fremdenblatt Nr. 201 (23. Juli 1917).
- 90 Dempwolff, Meinhof.
- 91 Carl Meinhof an Werner von Melle, 24. Juli 1917: SUB Hbg. NvM: HG: Meinhof, Carl: 17–18. – In diesem Briefwechsel finden sich praktisch zu jedem Geburtstag von Melles Glückwünsche Meinhofs, so auch am 14. Oktober 1917, wo er neben den Glückwünschen, guten Wünschen für die kommende Universität auch kurz über seine eingezogenen Seminarmitglieder Klingenheben und Heepe berichtet; der eine sei in schweren Kämpfen gewesen, aber unverwundet, der andere in Frankreich interniert. (Ebd., NvM: HG: Meinhof Carl: 19–20).
- 92 Carl Meinhof an die Oberschulbehörde, 7. November 1917: StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, I 290 Personalakte Meinhof, Bd. 4, Bl. 18.
- 93 SUB Hbg., Carl Meinhof an Werner von Melle, 3. Februar 1918: NvM: HG: Meinhof, Carl: 21–29.
- 94 Carl Meinhof an die Oberschulbehörde, 21. Dezember 1917: StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, I 290 Personalakte Meinhof, Bd. 4, Bl. 19.
- 95 Als Kriegsfolge ist auch wohl einzuschätzen, dass das Papier, auf dem die Zeitschrift gedruckt wurde, von ausgesprochen minderwertiger Qualität war. Die Bände, die nach dem Krieg und während der Inflation erschienen, zerbröseln einem in der Hand. Zum Glück kam 1966 ein Neudruck auf besserem Papier heraus.
- 96 Protokoll der Sitzung der Philosophischen Fakultät am 25. September 1919: Ebd., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, Phil Fak P1.
- 97 Carl Meinhof, Die Erwerbung der Kolonien, S. 3f.: Privatarchiv Ludwig Gerhardt, Norderstedt. – Die Kopie dieses Manuskripts aus den Beständen der Abteilung für Afrikanistik und Äthiopistik ist auf ziemlich vergilbten Durchschlagpapier erhalten und lässt keinen genauen Rückschluss auf die Entstehungszeit zu. Der Vortrag ist weder in der Gesamtbibliographie von Emmi Meyer noch in der Bibliographie bei Hering, Art. Meinhof erhalten.
- 98 StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, 63.
- 99 Heepe, Probleme.
- 100 Meinhof, Heepe.
- 101 Ebd., S. 74.

- 102 Ebd.
- 103 Ebd., S. 77f.
- 104 StA Hbg., 361–6 Kolonialinstitut, I 290 Personalakte Meinhof, Bd. 1 enthält auf der ersten Seite den Hinweis »Zu dieser Personalakte Prof. Meinhof gehören 2 als Geheimsachen versiegelte Briefumschläge, die im Geheimschrank verwahrt werden.« Über diese Umschläge konnte mir keine der Mitarbeiterinnen des Staatsarchivs nähere Auskünfte geben. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass in ihnen aufbewahrt wurde, was zu dieser »Erklärung« geführt hat.
- 105 Meinhof, Besprechung, S. 159f.
- 106 Heepe, Jaunde-Wörterbuch.
- 107 Tauschexemplare wurden einem Seminar zur Verfügung gestellt, damit es Druckwerke anderer Institute durch Tausch der eigenen Publikation erwerben konnte. Das Seminar für afrikanische und Südseesprachen hat auf diese Weise auch in Zeiten von Devisenbewirtschaftung zeitweilig über 40 ausländische Zeitschriften halten können.
- 108 Im Staatsarchiv Hamburg findet sich eine ganze Reihe von Akten, die sich mit Meinhofs ständigen Beschwerden befassen: So finden sich im Bestand 364–5 I Universität I: P 40.20–A.04 Beschwerde und gerichtliche Klagen von Prof. Meinhof gegen die Geschäftsführung, 1923–28; ferner D 110.20.13 Beschwerde von Dr. Heepe gegen Prof. Meinhof wegen nicht erfolgter Drucklegung des Jaunde-Wörterbuches, 1921–28; D 110.20.15 Beschwerde von Prof. Meinhof gegen Prof. Francke wegen einseitiger Parteinahme für Dr. Heepe, 1922; D 110.20.16. Beschwerde von Prof. Meinhof gegen die Philosophische Fakultät wegen Umgehung seiner Person bei der Entscheidung über den Druck eines wissenschaftlichen Werkes, 1922–1929.
- 109 Carl Meinhof jr. (geb. am 23. Mai 1896) war später Vorsitzender des Erbgesundheitsobergerichts in Hamburg und Befürworter der Anwendung der Sterilisation von »rassisch Minderwertigen«; vgl. Hünemörder, Biologie, S. 1175.
- 110 StA Hbg., 364–5 I Universität I, P.40.20–A.04: Bericht von Prof. Schubring über den Prozess vom 28. Februar 1927 an die Universität, S. 3f.
- 111 Ebd., D 110.20.16: Walther Schubring an Otto Lauffer, 8. Januar 1923.
- 112 Ebd., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 2497, Bl. 4.
- 113 Für die folgenden Ausführungen vgl. Meyer-Bahlburg; Wolff, Sprachen, S. 90f.
- 114 Hamburger Abendblatt Nr. 76 (29./30. März 1952), S. 7.
- 115 Zitiert nach Groschek; Hering, Fatima: S. 143. Auf das tragische Liebesverhältnis, das sich zwischen ihr und dem Afrikanistik-Studenten Richard Heydorn entspann, gehen Groschek und Hering detailliert ein.
- 116 Ebd., S. 143.
- 117 Zur religionswissenschaftlichen Gesellschaft vgl. Hering, Wissenschaft, S. 117–135 und Gerhardt, Seminar, S. 836.
- 118 Meinhof, Besprechung.
- 119 Gerhardt, Seminar Nationalsozialismus, S. 61.
- 120 Für alle Zitate Meinhof, Carl: Begrüßung der Allgemeinen Evangelischen-Lutherischen Konferenz (Lutherisches Einigungswerk) am 28. August 1926: SUB Hbg., NvM: HG: Meinhof, Carl: 111.
- 121 Wollenberg, Jörg: Der Fall Theodor Lessing (<https://antifa.vvn-bda.de/2013/09/11/der-fall-theodor-lessing/>).

- 122 StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, Phil Fak P7: Protokoll zur Sitzung der Philosophischen Fakultät am 9. Juni 1926, S. 2. Vgl. hierzu auch Wittek, Cassirer, S. 36f.
- 123 Frederick John Dealtry Lugard, 1st Baron Lugard, besser bekannt als Sir Frederick Lugard, war ein wichtiger britischer Kolonialpolitiker und wesentlich an der Entwicklung des Konzeptes von »indirect rule« beteiligt, nach dem die Verwaltung der Kolonien in den Händen der einheimischen Eliten lag, deren Kontrolle jedoch den britischen Kolonialbeamten oblag.
- 124 Bedeutender französischer Sprachwissenschaftler, der sich vor allem auf dem Gebiet der westafrikanischen Sprachen große Verdienste erworben hatte.
- 125 Leo Amery war von 1924 bis 1929 Kolonialstaatssekretär in der Regierung von Stanley Baldwin.
- 126 Carl Meinhof an Werner von Melle, 7. Juli 1926: SUB Hbg., NvM: HG: Meinhof, Carl: 57–58.
- 127 Meinhof schrieb dieses übrigens auch allen Autoren seiner »Zeitschrift für Kolonialsprachen« vor.
- 128 Westermann, Script.
- 129 Carl Meinhof an Diedrich Westermann, 7. Mai 1927: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, 73.
- 130 Diedrich Westermann an Carl Meinhof, 9. Mai 1927: Ebd.
- 131 Carl Meinhof an Diedrich Westermann, 11. Mai 1927: Ebd.
- 132 Vgl. Schopka-Brasch, Karrierewege, S. 409ff. sowie Dammann, Erinnerung.
- 133 Es berichteten u. a. die »Hamburger Nachrichten« (Nr. 338 vom 22. Juli 1927), »Der Kolonialdeutsche« (Nr. 14 und Nr. 20 vom 15. Juli und 17. Oktober 1927) und die »Koloniale Rundschau« (Nr. 8 vom 10. August 1927).
- 134 Festschrift Meinhof. – Archiv HWS: Niederschrift über die Sitzung des Kuratoriums der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung am 26. April 1927.
- 135 Hannah Meinhof, Meinhof, S. 8.
- 136 Barzwitter Scandal-Anzeiger, S. 2.
- 137 Ebd., S. 4. – Heepe hatte in seinem Aufsatz behauptet, mehr oder weniger alle Konsonantenveränderungen in den Bantusprachen würden durch den Vokal »i« hervorgerufen.
- 138 Meinhof, Versuch; ders., Mitteilung; ders., Basis.
- 139 Hannah Meinhof, Meinhof, S. 7.
- 140 Es sind dies die Briefe aus dem Nachlass von Melle (SUB Hbg.: NvM: HG: Meinhof, Carl: 66–67 sowie 70–88), die im Folgenden zitiert werden.
- 141 In der »Niederschrift der Sitzung des Kuratoriums der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung am 3. Januar 1929« (Archiv HWS) ist allerdings nur von einer Nachbewilligung von 1.500 Reichsmark die Rede.
- 142 Vgl. Eiselen, Veränderung. – Eiselen war in späteren Jahren maßgeblich an der Entwicklung der »Bantu-Education« beteiligt, die im Apartheidsstaat systematisch eine adäquate Ausbildung der schwarzen Bevölkerung verhinderte.
- 143 Carl Meinhof an Karl Florenz, 19. Juli 1930: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität (Seminar für Afrikanische Sprachen und Kulturen), 79.
- 144 Denkschrift des Direktors des Seminars für afrikanische und Südseesprachen über die Lage und die Zukunft des Seminars: Ebd., 364–13 Fakultäten/Fach-

- bereiche der Universität (Seminar für Afrikanische Sprachen und Kulturen), 77, Bl. 10 und 12.
- 145 Dammann, Erinnerungen, S. 1.
- 146 Gerhardt, Seminar, S. 835.
- 147 Ernst Damman an Carl Meinhof, 9. Juli 1934: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität (Seminar für Afrikanische Sprachen und Kulturen), 86.
- 148 Vgl. z.B. Dammann, Erinnerungen, S. 10ff.
- 149 Die folgenden Angaben zu Ernst Zyhlarz stammen aus afrikanistik.at/pdf/personen/zyhlarz_ernst.pdf.
- 150 Im vorangehenden Semester war nur von »Berberisch« die Rede gewesen.
- 151 Gerhardt, Seminar, S. 831f.
- 152 Ebd., S. 836.
- 153 Vgl. Guhl, Wege, S. 297, der dem Entnazifizierungsverfahren Zyhlarz' ein eigenes Kapitel widmet: »Die verweigerte Rehabilitierung des Afrikanisten Ernst Zyhlarz zeigt eindrücklich, dass in den Entnazifizierungsverfahren die Bewertung des vergangenen Handelns unter jeweils aktuellen politischen Gesichtspunkten erfolgte.«
- 154 Den Wunsch nach Aufnahme in die NSDAP äußerte er in einem Schreiben an die Kultur- und Schulbehörde, Hochschulwesen, Hamburg, vom 11. Mai 1937: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität (Seminar für Afrikanische Sprachen und Kulturen), 88. Vgl. außerdem Gerhardt, Seminar, S. 835.
- 155 Meyer-Bahlburg, Lukas sowie Gerhardt, Lukas.
- 156 Privatarchiv Ludwig Gerhardt, Norderstedt.
- 157 Das Korana-Buch ging auf seine Feldarbeiten in Südafrika 1927 zurück. Außer mit dem Nama, einer im heutigen Namibia beheimateten Sprache, hat sich Meinhof in seinem gesamten umfangreichen Œuvre nie mit Sprachen aus der sog. Khoi-San Familie beschäftigt, obwohl ihn die in diesen Sprachen existierenden Schnalzlaute zeitlebens interessierten.
- 158 Paul de Chapeaurouge an die Senatskommission für die Verwaltungsreform, 19. Oktober 1931: StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, I 290 Personalakte Meinhof, Bd. 1, Bl. 56.
- 159 Es nimmt bei dieser Einstellung nicht wunder, dass Meinhof auch zu den »Deutschen Christen« zählte und innerhalb dieser Gruppierung eine führende Stellung einnahm (vgl. Hering, Art. Meinhof, Sp. 926).
- 160 Gerhardt, Seminar, S. 835.
- 161 Ebd., S. 836. – Bruno Snell war bedeutender Altphilologe und einer der wenigen Hamburger Professoren, die während des Dritten Reiches Abstand zum Regime hielten.
- 162 Ebd.
- 163 Ebd. S. 830.
- 164 Ebd.
- 165 Dr. Clausen an Adolf Rein, 11. April 1935: StA Hbg., 364–5 I Universität, I A.110.70.10, Lehrstuhl für afrikanische Sprachen, Bl. 2 sowie Entpflichtungsurkunde für den ordentlichen Professor Carl Meinhof, 6. August 1935: Ebd., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 0673, Bl. 5.
- 166 Privatarchiv Ludwig Gerhardt, Norderstedt.
- 167 Vorschlag der Philosophischen Fakultät für die Wiederbesetzung der Profes-

- sur für afrikanische Sprachen, 3. Juli 1935: StA Hbg. 364–5 I Universität, I A.110.70.10, Lehrstuhl für afrikanische Sprachen, Bl. 8f.
- 168 Vgl. hierzu auch Dammann, Erinnerungen, S. 16.
- 169 Meinhof, Westermann, S. 306–310.
- 170 Adolf Rein an Bernhard Rust, 4. Juli 1935: StA Hbg. 364–5 I Universität I, A.110.70.10, Lehrstuhl für afrikanische Sprachen, Bl. 6.
- 171 Vgl. z.B. Lukas, Emeritierung oder Hamburger Anzeiger 218 (17. September 1936).
- 172 StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 2497, Bl. 17.
- 173 Dammann, Erinnerungen, S. 13.
- 174 Im Vorwort des Buches (Entstehung, S. 7) bedankt Meinhof sich ausdrücklich bei der ersten Professorin an einer deutschen Universität, der Germanistin »Fräulein Professor Lasch«, die damals, wenngleich unter demütigenden Bedingungen, noch in Hamburg arbeitete. Als Jüdin wurde sie 1934 entlassen, lebte unter sich ständig verschlechternden Bedingungen bis 1942 in Hamburg, von wo aus sie nach Riga deportiert und dort von den Nazis umgebracht wurde.
- 175 Ebd., S. 26.
- 176 Ebd., S. 40: »Die Gründe, warum die eine Art der Sprache die alte Sprechweise, die unter der Herrschaft des musikalischen Tons stand, beibehielt, während die andere dem Stärkeakzente Rechte einräumte, die den Lautbestand der Sprache stark veränderten, kennen wir nicht. Hier spielt doch wohl der Unterschied der geistigen Anlage und der Lebensweise des Volkes eine Rolle. Der Hirt, der zugleich Krieger und Räuber zu sein pflegt, tritt als befehlender, als Herr, dem ängstlichen, sich duckenden Hackbauern gegenüber, und seine Herrenart mit ihrem starken Willen prägt sich in seiner Sprache aus. So wird es nicht zufällig sein, daß die Herrenvölker in Afrika Sprachen sprechen, in denen die musikalische Betonung zurücktritt, in denen aber der Stärkeakzent zur Herrschaft gekommen ist.«
- 177 Ebd., S. 105.
- 178 Carl Meinhof an Diederich Westermann, 7. Mai 1927: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, 73.
- 179 Weinreich, Languages, S. 1: »Two or more languages will be said to be in contact if they are used alternately by the same persons. The language-using individuals are thus the locus of the contact.«
- 180 Meinhof, Entstehung des grammatikalischen Geschlechts, S. 85.
- 181 Ders., Entstehung der Bantusprachen, S. 144ff.
- 182 Hamburger Fremdenblatt Nr. 53 (22. Februar 1937), S. 6.
- 183 Dempwolff, Brevier, S. 5 und S. 13.
- 184 Neben den Hamburger Tageszeitungen und anderen überregionalen Blättern berichtete auch der »Pressediens Hansa (Hamburg) am 23. Juli über das Ereignis. Dort verstieg man sich zu der Behauptung, die koloniale Bewegung der 1880er Jahre habe Meinhof veranlasst, sich mit afrikanischen Sprachen zu befassen. Dabei wurde (bewusst) verschwiegen, dass die primäre Motivation Meinhofs hierfür sprachwissenschaftlicher Natur war.
- 185 Vgl. vor allem die bereits erwähnte zweite Auflage der »Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen«, in die Meinhof noch viel Arbeit investierte, die allerdings erst posthum 1948 erschien. – Ebenfalls nach Mein-

hofs Tod kamen auch sein Vorwort und die Einleitung zum »Wörterbuch der Djaga-Sprache (Madjame-Mundart)« von Emil Müller« heraus; vgl. Meinhof, Einleitung und Vorwort. Die Einleitung hätte auch in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg geschrieben werden können, so wenig hatte sich an den methodischen und sachlichen Voraussetzungen in der Bantuistik verändert. Die Arbeit an ihr machte Meinhof offenbar wenig Freude, wie aus einem Brief an den Hallenser Kollegen Gerhard Stammler hervorgeht: »Meine eigentliche Arbeit ist so langweilig wie die Berechnung von Logarithmen, aber doch ebenso nützlich. Ich sehe das jetzt wieder an dem Wörterbuch, das ich herausgeben soll, und wo einer nach dem anderen darin stecken geblieben ist, dass er eine Einleitung schreiben wollte. Nun bleibt es auf mir hängen, und ich hoffe, es zu zwingen.« Carl Meinhof an Gerhard Stammler, 31. Oktober 1942: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, 232.

- 186 Vgl. für den vorherigen Absatz im Detail Meyer, Werk, S. 166f.
- 187 Meinhof, Heiban; Lukas, Meinhof, S. 90.
- 188 Adolf Rein an die Staatsverwaltung der Hansestadt Hamburg – Hochschulwesen, 23. März 1939: StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 0673, Bl. 50f. Die Goethe-Medaille wurde dann am 5. Juli 1939 an Meinhof verliehen.
- 189 Dieser Text ist aus meiner, mir von Emmi Kähler-Meyer übergebenen, gebundenen Ausgabe der »Zeitschrift für Eingeborenen-sprachen« entfernt. Er erschien in Band 31 (1940/41).
- 190 Vgl. Gerhardt, Seminar Nationalsozialismus, S. 54.
- 191 Ebd., S. 54f.
- 192 Über einberufene Studenten liegen keine Dokumente vor. Zu Heydorn vgl. Groschek; Hering, Fatima: S. 124 und S. 138, Anm. 330.
- 193 Oberbefehlshaber der Luftwaffe Führungsstab Ic an Carl Meinhof, 28. Mai 1940: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, 202.
- 194 Konstantin Tanré an Carl Meinhof, 7. Januar 1942 und Carl Meinhof an Konstantin Tanré, 10. Januar 1942: Ebd.
- 195 Marianne von Nostitz an Carl Meinhof, 19. November 1940 und Carl Meinhof an Marianne von Nostitz, 22. November 1940: Ebd. – Meinhofs Verbindung mit dem Verlagshaus Augustin war besonders eng, weil dort erst die »Zeitschrift für Kolonialsprachen«, später die »Zeitschrift für Eingeborenen-sprachen« gedruckt wurde. Meinhof hatte am 3. September 1938 auch im Auftrage der Hansischen Universität die Grabrede für den langjährigen Leiter des Hauses Heinrich Wilhelm Augustin gehalten.
- 196 Otto Richter an Carl Meinhof, 30. September 1942: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, 232. – In Meinhofs Artikel, der in der September-Ausgabe der »Afrika-Rundschau« erschien, finden sich in den letzten zwei Absätzen denn auch keine Ausführungen über Arbeiten der Missionen; vgl. Meinhof, Bedeutung.
- 197 Sieverts gehörte übrigens von 1964 bis 1980 dem Kuratorium der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung an.
- 198 Rudolf Sieverts an H. Siepman, 18. Dezember 1942: Ebd., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, I 290 Personalakte Meinhof, Bd. 7, Bl. 23.
- 199 Rudolf Sieverts an Dr. Peters, 18. Dezember 1942: Ebd., Bl. 21.

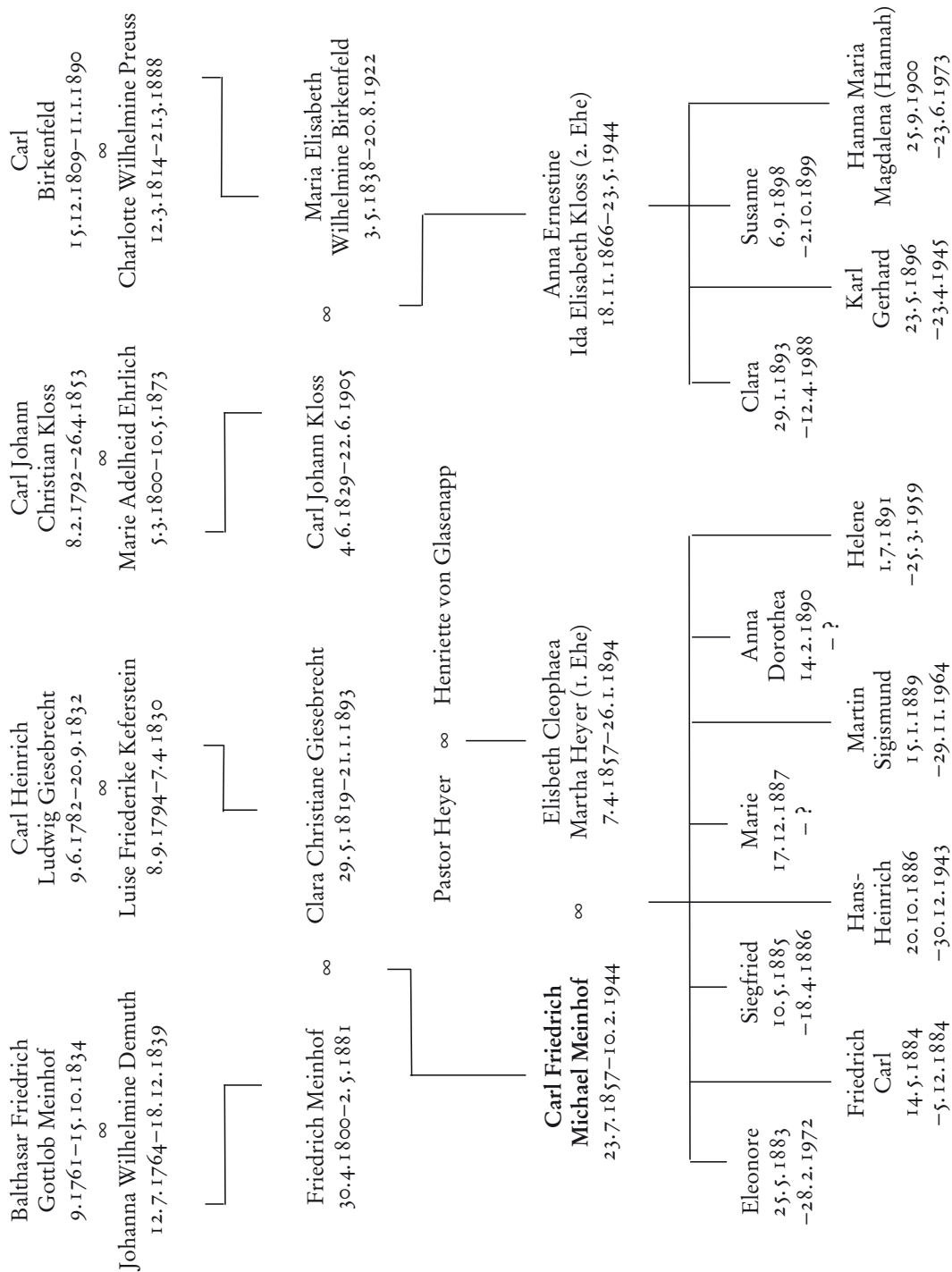
- 200 Gemeindeverwaltung der Hansestadt Hamburg – Sozialverwaltung an Rudolf Sieverts, 6. Januar 1943: Ebd., Bl. 25.
- 201 Arbeitsamt an die Staatsverwaltung der Hansestadt Hamburg (Rudolf Sieverts zur Kenntnis), 20. Januar 1943 sowie Rudolf Sieverts an H. Siepman, 9. Februar 1943: Ebd., Bl. 27 und 28.
- 202 Carl Meinhof an Carl Hoffmann, 11. Juni 1943: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität (Seminar für Afrikanische Sprachen und Kulturen), 150. – Carl Hoffmann hatte als Schüler bereits Vorlesungen bei Meinhof gehört und dann nach dem Krieg Afrikanistik studiert. Er war lange in Nigeria als Professor in Ibadan tätig, baute dort das hochrenommierte *Department of Linguistics and Nigerian Languages* auf und nahm 1980 den Ruf auf die neu gegründete Afrikanistik-Professur an. Vgl. Gudrun Mische: In memoriam Carl Hoffmann (<https://chadicnewsletter.wordpress.com/2007/09/13/in-memoriam-carl-hoffmann/>). Mit Hoffmann wird die vierte Afrikanisten-Generation, die neben ihm von Herrmann Jungraithmayr und Alfred Willms gebildet wurde, zum ersten Male aktenkundig. – Dieser Hexameter, allerdings in einem nicht antisemitischen und plausibleren Kontext findet sich in Gerhardt, Heimat in folgendem Wortlaut: »Was einem dagegen in Ostelbien in die Ohren tönte, das war etwa so, wie es jener Hexameter zusammenfaßt, der aufzählt, wohin dereinst die preußischen Referendare strafversetzt zu werden pflegten: Schrimm, Schroda, Bomst, Meseritz, Krotoschin, Schönlanke, Filehne.
- 203 Carl Meinhof an Carl Hoffmann, 11. Juni 1943: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität (Seminar für Afrikanische Sprachen und Kulturen), 150.
- 204 Carl Meinhof an Friedrich Schack, 15. Juni 1943: Ebd.
- 205 Rudolf Sieverts an Carl Meinhof, 23. August 1943: StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, I 290 Personalakte Meinhof, Bd. 7, Bl. 30.
- 206 August Klingenheben an Carl Meinhof, 1. September 1943: StA Hbg., 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität (Seminar für Afrikanische Sprachen und Kulturen), 150.
- 207 Hannah Meinhof, Carl Meinhof, S. 8.
- 208 Lukas, Meinhof.
- 209 Ansprache des Rektors bei der Beerdigung von Prof. Meinhof am 22. Februar 1944: StA Hbg., 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 0673, Bl. 81f.
- 210 Lestrade; Eiselen; Eeden; Bourquin, Meinhof, S. 73f.
- 211 Doke, Meinhof.

6. Was bleibt

- 1 Zitiert nach dem englischen Wikipedia-Artikel über Jacob Grimm (https://en.wikipedia.org/wiki/Jacob_Grimm).
- 2 Vgl. Meyer, Werk.
- 3 de Saussure, Cour.
- 4 Dempwolff, Bloomfield Tagalog, S. 316.
- 5 Ders., Bloomfield Language, S. 234 und 235.
- 6 So z. B. Pugach, Africa.

Anhänge

Stammtafel (Auszug)



Carl Meinhofs Lebensdaten im Überblick

- 1857 am 23. Juli geboren in Barzwitz, Kreis Schlawe/Pommern
1868 Besuch der Lateinschule der Franckeschen Stiftungen in Halle bis 1875
1875 Studium der Theologie in Halle und Erlangen; in Greifswald Studium der Germanistik
1878 am 2. Mai erstes theologisches Staatsexamen
1880 im Mai Staatsexamen für den Mittelschuldienst
1881 Lehrer für Hebräisch am König-Wilhelm-Gymnasium in Stettin
1881 im November zweites theologisches Examen (pro facultate docendi)
1882 am 14. April Heirat mit Elli Heyer; acht Kinder
1886 Pfarramt in Zizow; Zusammenarbeit mit Missionaren und deren Kindern sowie mit Njo Dibonge; erste eigene Veröffentlichung
1887 Bekanntschaft mit Büttner und der »Zeitschrift für afrikanische Sprachen«; Übergabe der bantuistischen Materialien Büttners an Meinhof
1887 Mitglied der deutschen Kolonialgesellschaft seit ihrer Gründung
1895 zweite Heirat mit Anna Kloss; vier weitere Kinder
1896 am 18. Januar in Berlin bei einem Waldspaziergang die Erleuchtung, wie das Bantu-Problem zu lösen ist
1899 »Grundriss der Lautlehre der Bantusprachen«; Anerkennung des Buches führt zu einem Stipendium; Bekanntschaft mit Otto Dempwolff
1902 zweimonatige Reise nach Zanzibar und Daressalaam, finanziert aus dem Dispositionsfonds des Kaisers
1903 Sprachlehrer am Seminar für Orientalische Sprachen der Universität Berlin
1905 Ernennung zum Professor
1906 Vorlesung über »Vergleichende Grammatik der Bantusprachen«
1909 Ruf nach Hamburg an das Kolonialinstitut
1910 Gründung der »Zeitschrift für Kolonial-Sprachen«
1910 populäre Vorträge, gezielt nicht-linguistisch
1910 Vertreter des Kolonialinstituts auf der Weltmissionskonferenz in Edinburgh mit Verleihung der Ehrendoktorwürde; Ablegen des Titels mit Beginn des Ersten Weltkrieges
1911 Ehrendoktorwürde der Universität Greifswald
1912 »Die Sprachen der Hamiten«; Kooperation mit Felix von Luschan
1914 Reise nach Afrika in den ägyptischen Sudan
1917/19 Fronteinsatz, um Vorträge über Afrika zu halten; Arbeit in Gefangenenlagern
bis 1919 Mitglied der Deutschen Konservativen Partei, bis 1903 stellvertretender Vorsitzender in den Kreisen Schlawe-Rummelsburg-Bütow; nach Ende des Ersten Weltkrieges Mitglied DNVP bis 1931
1919 Umbenennung der Zeitschrift in »Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen«
1919 Gründung der Hamburgischen Universität; Inhaber des Lehrstuhls für afrikanische Sprachen und Direktor des Seminars für afrikanische und Südseesprachen

- 1919 Leitung der Religionswissenschaftlichen Gesellschaft bis zu ihrer Auflösung 1933
- 1926 Gründung des International Institute of African Languages and Cultures in London, später International African Institute
- 1927 Ehrendoktor anlässlich des 70. Geburtstages durch die Universität Leipzig; erste Festschrift
- 1927 Reise nach Südafrika; Vorträge an zahlreichen Universitäten
- 1933 am 5. Mai Eintritt in die NSDAP; Anschluss an die »Deutschen Christen«
- 1933 Unterzeichner des Bekenntnisses der Professoren an deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat
- 1935 führende Stellung bei den »Deutschen Christen«; Drängen auf eine neue evangelische Kirchenverfassung
- 1936 am 30. September Emeritierung
- 1936 Goldene Ehrenmünze der Hansischen Universität
- 1937 zweite Festschrift anlässlich des 80. Geburtstages
- 1939 Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft
- 1943 am 24./25. Mai Zerstörung von Meinhofs Wohnung (Beneckestraße 22) durch Bomben; Umzug nach Greifswald
- 1944 am 11. Februar gestorben in Greifswald; beerdigt auf dem Ohlsdorfer Friedhof

Literatur

Es ist kein geschlossener Nachlass von Carl Meinhof erhalten. Viele Ego-Dokumente dürften wohl bei der Zerstörung seiner Wohnung 1943 verbrannt sein. Aus diesem Grund tauchen Meinhofs beide Ehefrauen und seine zwölf Kinder in dieser Biographie nur am Rande auf. Angesichts dessen ist ein Vorgang aus dem Jahre 1935 bemerkenswert, in dem es um Unterhaltszahlungen für Carl Meinhofs »arbeitsunfähige, ledige« siebte Tochter Anna Dorothea geht (im Staatsarchiv Hamburg, Bestand 361-6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 1385, Bl. 76ff.). Meinhof verweigerte ihr die Zahlung einer angemessenen Unterhaltsrente und provozierte dabei sogar gerichtliche Auseinandersetzungen – ein ähnliches Verhalten, wie er es auch im beruflichen Kontext immer wieder gezeigt hat.

(Unveröffentlichtes) Quellenmaterial zu Carl Meinhof befindet sich vor allem im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (Berlin), der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg und im Staatsarchiv Hamburg (die entsprechenden Bestände sind jeweils in den Anmerkungen genannt). Die Fotos seiner Afrikareisen sind im MARKK, Hamburg, zu finden. Nicht herangezogen wurden Dokumente aus den Archiven der evangelischen Missionswerke in Basel und Berlin, der British and Foreign Bible Society in Swindon sowie des Bundesarchivs Berlin.

1. Unveröffentlichte Quellen

- Barzwitzer Scandal-Anzeiger, S. 1–4, Hamburg 1927 [Privatarchiv Ludwig Gerhardt, Norderstedt]
Dammann, Ernst: Erinnerungen an Carl Meinhof, Hamburg 1996 [ungedruckter Vortrag, gehalten auf dem Kolloquium aus Anlass des 50. Todestages von Carl Meinhof; Bibliothek für Universitätsgeschichte, Hamburg]
Meinhof, Hannah: Carl Meinhof, o.O., o.J. [unveröffentlichte Erinnerungen hg. von Johannes Meinhof, Privatarchiv Hans-Georg Meinhof, Schiersfeld]

2. Zitierte Publikationen von Carl Meinhof

- Die Aussprache des Hebräischen, in: Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 54 (1885), S. 146–157
Das Zeitwort in der Duallasprache, in: Zeitschrift für afrikanische Sprachen 2 (1888/89), S. 1–34
Benga und Dualla, in: Zeitschrift für afrikanische Sprachen 2 (1888/9), S. 190–208
Das Verbum in der Isubu-Sprache, in: Zeitschrift für afrikanische Sprachen 3 (1889/90), S. 208–234
Das Zeitwort in der Benga-Sprache, in: Zeitschrift für afrikanische Sprachen 3 (1889/90), S. 265–284
Vorbemerkungen zu einem vergleichenden Wörterbuch der Bantusprachen, in: Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen 1 (1895), S. 268–281

- Grundriss einer Lautlehre der Bantusprachen nebst Anleitung zur Aufnahme von Bantusprachen, Leipzig 1899 (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes; 11, 2) [2. durchgesehene und vermehrte Auflage Berlin 1910; englische Übersetzung: Introduction to the Phonology of the Bantu Languages, Berlin 1932]
- Lautlehre des Venda, in: Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 55 (1901), S. 607–682
- Das Dahlsche Gesetz, in: Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 57 (1903), S. 299–304
- Die Afrikaner am Phonographen, in: Neue Preußische Zeitung Nr. 81 (18. Januar 1903)
- Ein Besuch bei der Universitäten-Mission in Sansibar, in: Die Evangelische Mission 9 (1903), S. 14–19
- Die Wilden, in: Neue Preußische Zeitung Nr. 597 (21. Dezember 1904)
- Die Christianisierung der Sprachen Afrikas, in: Baseler Missionsstudien 28 (1905)
- Die Bedeutung des Studiums der Eingeborenen-sprachen für die Kolonialverwaltung, in: Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905 zu Berlin, Berlin 1906, S. 343–359
- Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen, Berlin 1906 [2. völlig umgearbeitete Auflage Hamburg 1948]
- Note, in: Journal of the Royal African Society 7, 25 (1907), S. 20–25
- Rechnen mit den Fingern, in: Neue Preußische Zeitung Nr. 379 (14. August 1908)
- Unser Bismarck, in: Großlichterfelder Lokal-Anzeiger Nr. 81 und Nr. 82 (6. und 7. April 1909)
- Das Studium der Kolonialsprachen, in: Zeitschrift für Kolonialsprachen 1 (1910/11), S. 1–4
- Die praktische Bedeutung der Einheitssprachen für die Kolonien, in: Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses 1910 zu Berlin, Berlin 1910, S. 732–739
- Zur Einweihung des Vorlesungsgebäudes 13. Mai 1911. (Ode, angeregt durch die »deutschen Oden« von R. Alexander Schröder), in: Hamburger Correspondent Nr. 242 (13. Mai 1911)
- Die Sprachen der Hamiten, Hamburg 1912 (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts; 9)
- Nedderdütschland to Hop!, in: Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung 35 (1915/16), S. 11–13
- Eine Studienfahrt nach Kordofan, Hamburg 1916 (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts; 35)
- Sprachstudien im egyptischen Sudan, in: Zeitschrift für Kolonialsprachen 6 (1915/16), S. 161–205 und 264–284; 7 (1916/17), S. 36–80, 105–133, 212–250 und 326–335; 8 (1917/18), S. 46–74, 110–139, 170–196 und 257–267; 9 (1918/19), S. 43–64, 89–117, 167–204 und 226–255
- M. Heepe. 1. Jaunde-Texte von Karl Atangana und Paul Messe, Hamburg 1919; 2. Die Komorendialekte Ngazidja, Nzwani und Muali, Hamburg 1920; 3. Probleme der Bantusprachforschung in geschichtlichem Überblick, Z.D.M.G. Bd. 74 1920, in: Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 10 (1919/20), S. 67–78 und 159–160
- Zu meiner Besprechung S. 67/78 dieser Zeitschrift, in: Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 10 (1919/20), S. 158–159

- E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen. Teil I. Die Sprache. Berlin 1923, in: Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 14 (1923/23), S. 76–80
- D. Westermann, die westlichen Sudansprachen und ihre Beziehungen zum Bantu. Berlin 1927, in: Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 17 (1926/27), S. 306–310
- Mitteilung über die Südafrikareise 1928, in: Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 19 (1928/29) S. 70
- Versuch einer grammatischen Skizze einer Buschmannsprache, in: Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 19 (1928/29), S. 161–188
- The Basis of Bantu Philology. Vortrag in Kapstadt im Januar 1928, in: Africa 2 (1929), S. 39–56
- Der Koranadialekt des Hottentottischen, Berlin 1930 (Beiheft zur Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen; Beiheft 12)
- Die Entstehung flektierender Sprachen. Eine Untersuchung von Carl Meinhof, Berlin 1936
- Die Entstehung des grammatischen Geschlechts, in: Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 27 (1936/7), S. 81–90
- Die Entstehung der Bantusprachen, in: Zeitschrift für Ethnologie 70 (1938), S. 144–152
- Die neue Zeit, in: Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 31 (1940/41), vor S. 1
- Die Bedeutung der Religionsvorstellungen der Eingeborenen für das Wirtschaftsleben, in: Afrika-Rundschau 8 (1942/43), S. 55–56
- Das Heiban in Kordofan, in: Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 34 (1943/44), S. 94–130
- Was ich mit afrikanischen Sprachen erlebte, in: Afrika-Rundschau 10, 2/3 (1944), S. 17–24
- Vorwort und Einleitung, in: Müller Emil: Wörterbuch der Djaga-Sprache (Madjame-Mundart), Hamburg 1947 (25. Beiheft zur Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen), S. 5*–6* und 9*–55*

3. Veröffentlichte Literatur

- Alexandre, Pierre: Langues et langage en Afrique noire, Paris 1967
- Altenberg, Peter: Ashantee, Berlin 1897 [Neuaufgabe Wien 2008]
- Aly, Götz: Das Prachtboot. Wie Deutsche die Kunstschatze der Südsee raubten, Frankfurt a.M. 2021
- Bloomfield, Leonard: Language, London 1967 [erste Auflage: New York 1933]
- Bolland, Jürgen: Die Gründung der »Hamburgischen Universität«, in: Universität Hamburg 1919–1969, Hamburg 1969, S. 17–105
- Brauner, Siegmund: Das orientalistische Erbe der Afrikanistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig, in: ders.; Wolff, Ekkehard (Hg.): Progressive Traditions in African and Oriental Studies. Asia, africa, latin america, Berlin 1988 (Special Issue; 21), S. 7–25
- Brentjes, Burchard: Anton Wilhelm Amo – Der schwarze Philosoph in Halle, Leipzig, 1976

- Bruhns, Maike: Kunst in der Krise. Künstlerlexikon Hamburg 1933–1945, München, Hamburg 2001
- Dammann, Ernst: Art. Endemann, Karl Heinrich Julius, in: Neue Deutsche Biographie 4 (1959), S. 492
- Ders.: August Klingenheben als Wissenschaftler und Mensch, in: Brauner, Siegmund; Wolff, Ekkehard (Hg.): Progressive Traditions in African and Oriental Studies. Asia, africa, latin america, Berlin 1988 (Special Issue; 21), S. 26–35
- Ders.: Zur Erinnerung an Emmi Kähler-Meyer (1903–1998), in: Afrika und Übersee 81 (1998), S. 161–166
- Dempwolff, Otto: Carl Meinhof, in: Koloniale Rundschau Nr. 7/8 (1917), S. 248–251
- Ders.: Bloomfield, Leonard: Tagalog Text with grammatical Analysis. University of Illinois 1917, S. 316–317
- Ders.: Bloomfield, Leonard: Language, New York 1933, S. 234–235
- Ders. (Hg.): Brevier Meinhof, Berlin 1937
- Der Kolonialdeutsche Nr. 14 (15. Juli 1927); Nr. 20 (17. Oktober 1927)
- de Saussure, Ferdinand: Cour de linguistique générale. Hg. von Charles Bailly und Albert Sechehaye, Lausanne; Paris 1916
- Die Kolonialforderungen in der Budgetkommission. Ein Stimmungsbild aus dem Reichstage, in: Deutsche Kolonialzeitung 24 (1907), Sonderbeilage zu Nr. 16 vom 20. April 1907
- Doke, Clement M.: Carl Meinhof (1857–1944), in: Sebeok, Thomas (Hg.): Portraits of Linguistics. A Biographical Source Book for the History of Western Linguistics 1746–1963. Vol. 2: From Eduard Sievers to Benjamin Lee Whorf, Bloomington 1966, S. 110–122
- Duttge, Irmgard: Otto Dempwolff 25. Mai 1871–27. Januar 1938 – Tropenarzt, Sprachwissenschaftler, Völkerkundler, in: Dempwolff, Otto: Induktiver Aufbau des Urbantu, hg. und bearb. von Ludwig Gerhardt und Justus Roux, Köln 1998, S. 5–10
- Eiselen Werner: Die Veränderung der Konsonanten durch ein vorhergehendes i in den Bantusprachen, in: Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 14 (1923/24), S. 81–153
- Essen, Otto von: Giulio Panconcelli-Calzia, in: Afrika und Übersee 50 (1967), S. 1–2
- Festschrift Meinhof. Sprachwissenschaftliche und andere Studien, Hamburg 1927
- Gerhardt, Dietrich: Die Heimat Walthers von der Vogelweide – Randbemerkungen eines Slavisten, in: Zeitschrift für bayrische Landesgeschichte (36) 1973, S. 776–792
- Gerhardt, Johannes: Edmund Siemers. Unternehmer und Stifter, Hamburg 2014 (Mäzene für Wissenschaft; 16)
- Ders.: Die Begründer der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, Hamburg 2019 (Mäzene für Wissenschaft; 1)
- Gerhardt, Ludwig: Das Seminar für Afrikanische Sprachen im Nationalsozialismus, in: Meyer-Bahlburg, Hilke; Wolff, Ekkehard (Hg.): Afrikanische Sprachen in Forschung und Lehre. 75 Jahre Afrikanistik in Hamburg 1909–1984, Berlin, Hamburg 1986 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte; 1), S. 49–70

- Ders.: Das Seminar für Afrikanische Sprachen, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hg): Hochschulalltag im »Dritten Reich« – die Hamburger Universität 1933–1945. Teil II: Philosophische Fakultät, Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät, Berlin 1991 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte; 3), S. 827–843
- Ders.: Johannes Lukas zum Gedenken, in: Afrika und Übersee 88 (2005), S. 1–5
- Ders.: Swahili – eine Sprache, zwei Schriften, Leipzig 2005 (University of Leipzig papers on Africa, Languages and Literatures; 26)
- Greenberg, Joseph H.: The Languages of Africa, Bloomington ²1966
- Gregersen, Edgar A.: Language in Africa – An Introductory Survey, New York, Paris, London 1977
- Groschek, Iris; Hering, Rainer: Fatima und Richard – Ein Paar zwischen Deutschland und Afrika (1929–1943), Sulzbach 2017
- Guhl, Anton F.: Wege aus dem »Dritten Reich«. Die Entnazifizierung der Hamburger Universität als ambivalente Nachgeschichte des Nationalsozialismus, Göttingen 2019 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte; 26)
- Haeckel, Ernst: Vorwort zu »Über den Ursprung der Sprache« von W.J.H.Bleek, Weimar 1868
- Hamburger Abendblatt Nr. 76 (29./30. März 1952)
- Hamburger Adressbuch: verschiedene Jahrgänge
- Hamburger Anzeiger Nr. 218 (17. September 1936)
- Hamburger Fremdenblatt Nr. 201 (23. Juli 1917); Nr. 53 (22. Februar 1937)
- Hamburger Nachrichten Nr. 338 (22. Juli 1927)
- Hamburgisches Kolonialinstitut: Bericht über das 2. Studienjahr, Hamburg 1910
- Heepe, Martin: Probleme der Bantusprachforschung in geschichtlichem Überblick, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 74 (1920), S. 1–60
- Ders. unter Mitwirkung von P.H.Nekes PSM (Hg.): Jaunde-Wörterbuch, Hamburg 1926 (Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde; 22)
- Ders.: Lautzeichen und ihre Anwendung in verschiedenen Sprachgebieten. Von Fachgelehrten zusammengestellt unter der Schriftleitung von Martin Heepe, Hamburg 1983 [Nachdruck der Ausgabe Berlin 1928, mit einem einleitenden Kapitel hg. von Elmar Ternes]
- Hering, Rainer: Theologische Wissenschaft und »Drittes Reich«. Studien zur Hamburger Wissenschafts- und Kirchengeschichte im 20. Jahrhundert, Pfaffenweiler 1990 (Reihe Geschichtswissenschaft; 20)
- Ders.: Art. Meinhof, Carl, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 17 (2000), Sp. 921–960
- Holzman, Michael: Art. Steinthal, Chajim H., in Allgemeine Deutsche Biographie 54 (1908), S. 467–474
- Hubatsch, Walther: Art. Holtzendorff, Henning von, in: Neue Deutsche Biographie 9 (1972), S. 557–558
- Hünemörder, Christian: Biologie und Rassenbiologie in Hamburg 1933–1945, in: Krause, Eckart; Huber, Ludwig; Fischer, Holger (Hg): Hochschulalltag im »Dritten Reich« – die Hamburger Universität 1933–1945, Teil III: Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät, medizinische Fakultät, Ausblick, An-

- hang, Berlin 1991 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte; 3), S. 1155–1196
- Jäger, Henrik: Von der Verwebung der Textkulturen, in: *Forschung – das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft* (3/2019), S. 14–19
- Johnston, Harry H.: The Basis for a Comparative Grammar of the Bantu Languages, in: *Journal of the Royal African Society* 7, 25 (1907), S. 13–19
- Kern, Franz: Ludwig Giesebrecht als Dichter, Gelehrter und Schulmann, Stettin 1875
- Klingenheben, August: Die Präfixklassen des Ful, in: *Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen* 14 (1923/24), S. 189–222 und S. 290–315
- Ders.: Die Suffixklassen des Ful, Berlin 1941 (23. Beiheft der Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen)
- Koloniale Rundschau Nr. 8 (10. August 1927)
- Legère, Karsten: C. G. Büttner und die »Zeitschrift für afrikanische Sprachen«, in: *Asien, Afrika und Lateinamerika* 16 (1988), S. 1036–1048
- Lestrade, Paul; Eiselen, Werner; van Eeden, Bernardus; Bourquin, Walther: In memoriam of Carl Meinhof, in: *African Studies* 5 (1946), S. 73–81
- Lukas, Johannes: Emeritierung in Hamburg, in: *Koloniale Rundschau* 27 (1936), S. 482–483
- Ders.: Carl Meinhof, in: *Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen* 34 (1943/44), S. 81–93
- Lutz, Hartmut; Grollmuß, Kathrin (Hg.): Abraham Ulrikab im Zoo. Tagebuch eines Inuk 1880/81, Wesel 2007
- Lyons, John: *Introduction to Theoretical Linguistics*, Cambridge 1968
- Matthies, Volker (Hg.): *Tod am Juba – Die Dampfer-Expedition des Barons von der Decken ins Land der Somali*, Wiefelstede 2014
- Meinhof, Elly (Hg.): *Märchen aus Kamerun erzählt von Njo Dibone*, Straßburg 1889
- Meyer, Emmi: Das Werk von Carl Meinhof. Dargestellt in seinen Schriften, in: *Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen* 34 (1943/44), S. 131–172
- Meyer-Bahlburg, Hilke: Johannes Lukas. 7. Oktober 1901 – 4. August 1980, in: *Afrika und Übersee* 53 (1980), S. 161–170
- Dies.; Wolff, Ekkehard: *Afrikanische Sprachen in Forschung und Lehre. 75 Jahre Afrikanistik in Hamburg (1909–1984)*, Berlin, Hamburg 1986 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte; 1)
- Meyer-Bahlburg, Hilke: Maria Klingenheben née von Tiling – The First German Woman Africanist, in: Brauner, Siegmund; Wolff, Ekkehard (Hg.): *Progressive Traditions in African and Oriental Studies. Asia, africa, latin america*, Berlin 1988 (Special Issue; 21), S. 96–100
- Müller, Ernst: *Die evangelischen Geistlichen Pommerns von der Reformation bis zur Gegenwart. II. Teil: Der Regierungsbezirk Köslin. Die reformierten Gemeinden Pommerns. Die Generalsuperintendenten*, Stettin 1912
- Neue Hamburger Zeitung Nr. 493 (19. Oktober 1912)
- Nicolaysen, Rainer: Kolonialer Anspruch und Vehikel für die Universität. Zur kurzen Geschichte des Hamburgischen Kolonialinstituts 1908 bis 1919, in: Zimmerer, Jürgen; Todzi, Kim Sebastian (Hg.): *Hamburg: Tor zur kolonialen Welt. Erinnerungsorte der (post-)kolonialen Globalisierung*, Göttingen 2021

- (Hamburger Beiträge zur Geschichte der kolonialen Globalisierung; 1), S. 163–179
- Obst, Helmut: August Hermann Francke und die Franckeschen Stiftungen in Halle, Göttingen 2002
- Panconcelli-Calzia, Giulio: Über die aspirierten und nichtaspirierten Verschlusslaute sowie den Frageton im Suaheli, in: Zeitschrift für Kolonialsprachen 1 (1910/11), S. 305–315
- Pasch, Helma: Art. Westermann, Diedrich Hermann, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 24 (2005), Sp. 1531–1547
- Patemann, Helgard: Wie »Grundsteine«, »Kerne« und »Keimzellen« deutscher Kolonien entstanden, in: Hinz, Manfred O.; Patemann, Helgard; Meier, Armin (Hg.): Weiß auf Schwarz: 100 Jahre Einmischung in Afrika. Deutscher Kolonialismus und afrikanischer Widerstand, Berlin 1984, S. 49–53
- Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte, Darmstadt ⁶1960 [unveränderter fotomechanischer Nachdruck der 5. Auflage 1920]
- Petrich, Hermann: Pastor Meinhof. Aus dem Leben eines Missionszeugen im vorigen Jahrhundert den Missionsfreunden in diesem Jahrhundert erzählt, Berlin [1902]
- Pressedienst Hansa (Hamburg) Nr. 1572 (23. Juli 1937)
- Pugach, Sara: Africa in Translation. A history of colonial linguistics in Germany and beyond, 1814–1945, Michigan 2012
- Quinn, Frederick: Charles Atangana of Yaounde, in: The Journal of African History 21 (1980), S. 485–495
- Raßhofer, Veit: Das Hamburgische Kolonialinstitut, in: Paul, Ludwig (Hg.): Vom Kolonialinstitut zum Asien-Afrika-Institut – 100 Jahre Asien- und Afrikawissenschaften in Hamburg, Hamburg, 2008 (Deutsche Ostasienstudien; 2), S. 13–30
- Richter, Myriam Isabell: Vox Hamburgensis – oder: Die Stimme des Geistes. Standortfaktoren der Wissenschaftskonzeption Giulio Panconcelli-Calzias, in: Hoffmann, Rüdiger (Hg.): Elektronische Sprachsignalverarbeitung 2009. Tagungsband des Traditionstages Dresden 23./24. September 2009, Dresden 2010 (Studientexte zur Sprachkommunikation; 54), S. 125–146
- Ritter, Gerhard A.: Art. Dernburg, Bernhard Jakob Ludwig, in: Neue Deutsche Biographie 3 (1957), S. 607–608
- Rosenow, Karl: Aus Barzwitz, in: Rügenwalder Zeitung 4 (1928)
- Ruppenthal, Jens: Kolonialismus als »Wissenschaft und Technik«. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908–1919, Stuttgart 2007
- Sachau, Eduard: Seminarchronik für die Zeit vom Oktober 1904 bis August 1905, in: Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen an der Königlich Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (1905), S. I–V
- Sasse, Hans-Jürgen: Afroasiatisch, in: Heine, Bernd; Schadeberg, Thilo; Wolff, Ekkehard (Hg.): Die Sprachen Afrikas, Hamburg, 1981, S. 129–148
- Schadeberg, Thilo C.: Büttner's contribution to a comparative dictionary of the Bantu languages, in: Africana Marburgensia 3,2 (1970), S. 31–35
- Schäfer, Joachim: Art. August Hermann Francke, in: Ökumenisches Heiligenlexikon, Stuttgart 2011
- Schmidt-Gross, Caroline: Tropenzauber um die Ecke. Völkerschauen bei Hagen-

- beck, in: Möhle, Heiko (Hg.): Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – eine Spurensuche, Hamburg 1999, S. 81–86
- Schopka-Brasch, Lilja: Gehemmte Karrierewege. An der Hamburger Universität promovierte Frauen und ihre Berufsbiographien 1919–1965, in: Nicolaysen, Rainer; Krause, Eckart; Zimmermann, Gunnar B.: 100 Jahre Universität Hamburg, Band 1: Allgemeine Aspekte und Entwicklungen, Göttingen 2020, S. 398–421
- Schuchardt, Hugo: Besprechung von Meinhof, Carl: Die Sprachen der Hamiten, in: Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 26 (1912), S. 407–413
- Schwellnus, Theodor; Schwellnus, Paul: Wörterverzeichnis der Venda-Sprache. Enthalten in: Hofmeister, J.: Wörterverzeichnis der Wute-Sprache, Hamburg 1919 (Mitteilungen veröffentlicht vom Seminar für Kolonialsprachen in Hamburg)
- Speitkamp, Winfried: Deutsche Kolonialgeschichte, Stuttgart 2005 (Reclams Universalbibliothek; 17047)
- Stumme, Hans: Rezension von Meinhof, Carl: Die Sprachen der Hamiten, in: Orientalische Literaturzeitung 16 (1913), Sp. 311–313
- Taylor, Frank William: A practical Hausa Grammar: with exercises, vocabularies and specimen examination papers, Oxford 1923
- Ternes, Elmar, Art. Panconcelli-Calzia, Giulio, in: Neue Deutsche Biographie 20 (2001), S. 27–28
- Thode-Arora, Hilke: Afrika – Völkerschauen in Deutschland, in: Bechhaus-Gerst, Marianne; Klein-Ahrendt, Reinhard (Hg.): AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche – Geschichte und Gegenwart. Beiträge zur gleichnamigen Konferenz vom 13.–15. Juni 2003 in NS-Dokumentationszentrum (EL-DE-Haus) Köln, Münster 2004 (Geschichte und Gegenwart der afrikanisch-europäischen Begegnung; 3), S. 25–40
- Tschackert, Paul: Art. Zinzendorf, Nicolaus Graf von, in: Allgemeine Deutsche Biographie 45 (1900), S. 344–353
- Weinreich, Uriel: Languages in Contact – Findings and Problems, Den Haag 1967
- Westermann, Diedrich: A Common Script for Twi, Fante, Gã and Ewe, Accra 1927
- Wimmelbücker, Ludger: Mtoro bin Mwinyi Bakara (c. 1869–1927). Swahili lecturer and author in Germany, Dar es Salaam 2009
- Zimmerer, Jürgen: Geld, Geist und Wissenschaft. Die kolonialen Fundamente der Hamburger Universität, in: Nicolaysen, Rainer; Krause, Eckart; Zimmermann, Gunnar B.: 100 Jahre Universität Hamburg, Band 1: Allgemeine Aspekte und Entwicklungen, Göttingen 2020, S. 33–55

Bildnachweis

Trotz sorgfältiger Nachforschungen konnten nicht für alle Abbildungen die Rechteinhaber ermittelt werden. Sollte jemand in urheberrechtlicher Beziehung Rechte geltend machen, so möge er sich an die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung wenden.

- Umschlagfoto Foto: Carl von Salzen, in: Festschrift Meinhof. Sprachwissenschaftliche und andere Studien, Hamburg 1927
- S. 14 (links) Petrich, Hermann: Pastor Meinhof. Aus dem Leben eines Missionszeugen im vorigen Jahrhundert den Missionsfreunden in diesem Jahrhundert erzählt, Berlin [1902]
- S. 14 (rechts), 16,
36 (rechts), 56,
83, 97, 113, 140,
145, 161, 192 Wikimedia gemeinfrei
- S. 17 Bechstein, Ludwig (Hg.): Zweihundert deutsche Männer in Bildnissen und Lebensbeschreibungen, Leipzig 1854
- S. 19 Zeller, Joachim: Koloniale Bilderwelten. Zwischen Klischee und Faszination: Kolonialgeschichte auf frühen Reklamesammelbildern, Augsburg 2008
- S. 30 Gunthard Stübs
- S. 31, 32, 36 (links) Franckesche Stiftungen zu Halle
- S. 43 Informationen zur Politischen Bildung 100 (1962)
- S. 58, 206, 210, 220 Privatarchiv Ludwig Gerhardt, Norderstedt
- S. 59 Daheim-Kalender (1895)
- S. 61, 65, 134, 164 Fotos: Singkha Grabowsky
- S. 66 Meinhof, Carl: Die moderne Sprachforschung in Afrika, Berlin 1910
- S. 79 Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 21 (1931/32)
- S. 82 Landesarchiv Berlin, F Rep. 290 (01) Nr. 0155027;
Foto: Schwartz, F. Albert
- S. 91 Johannes Lukas (Hg.): Afrikanistische Studien, Berlin 1955 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Institut für Orientforschung; 26)
- S. 114, 119, 121 Fotos: Rudolph Dührkoop

- S. 117 Fotos: Sebastian Rechlin
- S. 127 Bundesarchiv, Bild 146-2005-0165
- S. 132 Staatsarchiv Hamburg, Plankammer
- S. 133 Archiv Edmund Siemers-Stiftung, Hamburg
- S. 138 Historische Aktustisch-Phonetische Sammlung (HAPS) der Technischen Universität Dresden
- S. 141 Bundesarchiv, Bild 183-R52035
- S. 155, 156 Fotos: L. Friederichsen & Co.
- S. 160 Dominik, Hans: Vom Atlantik zum Tschadsee, Berlin 1908
- S. 167 UHH Plessing/Scheiblich
- S. 168, 169, 202,
203 © Museum am Rothenbaum (MARKK), Hamburg
- S. 171 Institut für Afrikanistik und Äthiopistik der Universität Hamburg (Hg.): Meyer und Bahlburg. Texte. Anekdoten, Hamburg 2000
- S. 176 Dr. Anette Hoffmann, Köln
- S. 179 Zeller, Joachim: Koloniale Bilderwelten. Zwischen Klischee und Faszination: Kolonialgeschichte auf frühen Reklamesammelbildern, Augsburg 2008
- S. 196 Afrika und Übersee 61 (1978)
- S. 199 Foto: Carl von Salzen, in Festschrift Meinhof. Sprachwissenschaftliche und andere Studien, Hamburg 1927
- S. 208 http://www.afrikanistik.at/personen/zyhlarz_ernst.htm
- S. 228 Hamburger Anzeiger Nr. 170 (23. Juli 1942)

Dank

Die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung und vor allem ihr erster Präsident D. Werner von Melle haben über Jahrzehnte der Afrikanistik großzügigste Förderung zuteil werden lassen. Angesichts dieser Tatsache konnte ich mich der Bitte, eine Biographie des weltweit ersten ordentlichen Professors für Afrikanistik zu schreiben und damit einen Teil der Dankeschuld unseres Faches abzutragen, kaum entziehen.

Als ich mit dem Buch begonnen hatte, musste ich lernen, dass ich als Nicht-Historiker durchaus einige Fallen zu umgehen hatte, die sich wegen der doch einigermaßen unterschiedlichen Fachkulturen der Fächer Afrikanistik und Geschichte stellten. Wenn diese Fallen einigermaßen umgangen wurden, so verdanke ich das meinem Sohn Dr. Johannes Gerhardt, der sich aufopferungsvoll um sachgerechten Umgang mit den verschiedenen Archivalien und um all die notwendigen, aber unerfreulichen Details gekümmert hat, die die Herstellung eines Buches mit sich bringen.

Dr. Ekkehard Nümann, dem jetzigen Präsidenten der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung und Herausgeber der Reihe »Wissenschaftler in Hamburg«, danke ich für das mir entgegengebrachte Vertrauen.

Frau Renate Meinhof danke ich dafür, dass sie mir die Erinnerungen der jüngsten Tochter Meinhofs an ihren Vater zugänglich gemacht hat. Dieser Text hat durch das Schließen vieler Lücken in dem, was die Archivalien über Meinhof nicht berichten, mir den Menschen Meinhof durchaus näher gebracht.

Mein Dank gilt auch meinem langjährigen Kollegen und Freund, Prof. Dr. Ekkehard Wolff, dem das Buch einige wertvolle Ergänzungen in afrikanistischen Fragen verdankt, ebenso wie der Mitarbeiterin des Instituts für Afrikanistik und Äthiopistik, Frau Dr. Viktoria Kempf, die mich als »alten weißen Mann« auf eine Reihe von Passagen hingewiesen hat, die man heute besser nicht mehr so formuliert.

Ohne die tätige Unterstützung der Mitarbeiter in Archiven und Museen, besonders Herrn Jens Geinitz und Herrn Eike Daniel Loeper, vom Archiv der Universität Hamburg, wäre mir die Arbeit an dieser Biographie sehr viel schwerer gefallen, vor allem wäre das Buch eine Bleiwüste geworden, wie sie für die sprachwissenschaftlichen Arbei-

ten der Afrikanisten üblich ist. Für das zur Verfügung gestellte Bildmaterial danke ich herzlich. Ebenso gilt mein Dank Prof. Dr. Rainer Nicolaysen und Dr. h. c. Eckart Krause von der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte, von deren Materialsammlung und Expertise ich sehr profitiert habe.

Herrn Singkha Grabowsky, M.A. danke ich dafür, dass er mir bei der Beschaffung von Literatur und Bildmaterial behilflich gewesen ist, und mir bei verschiedenen Problemen im Umgang mit dem Smartphone lebenswichtige Hilfestellung geleistet hat. Frau Kasigwa Yango danke ich für die Erstellung des Personenregisters.

Meiner Familie bin ich dankbar für die moralische Unterstützung beim Schreiben dieser Biographie, meiner Frau Renate für das erste Korrekturlesen des Textes.

Meinem Amtsnachfolger, Herrn Prof. Dr. Roland Kießling, danke ich dafür, dass er das Geleitwort für diesen Band verfasst hat.

Letztlich wäre es aber unmöglich gewesen, diese Biographie ohne die finanzielle Unterstützung der Böttcher Stiftung zu veröffentlichen. Hierfür sage ich meinen herzlichsten Dank.

Norderstedt, im März 2022

Prof. Dr. Ludwig Gerhardt

Personenregister

Verzeichnet sind die Namen von natürlichen Personen, die in den Kapiteln 1 bis 6 genannt werden. Anmerkungen bleiben unberücksichtigt, ebenso der Name Carl Meinhof. Ein * verweist darauf, dass auf der angegebenen Seite (auch) ein Bild der jeweiligen Person beziehungsweise das Werk eines Malers oder Fotografen erscheint.

- Abdallah, Juma bin (1893–1952) 188, 189
Abernathy (Missionar) 180
Adae, Fritz (1875–1967) 161
Adler (geb. Giesebrecht), Julie (1824–1870) 14, 29
Adler, Theodor (1813–1883) 14, 29, 35, 36
Akwa (Aqua), King (Dika a Mpondo) (vor 1879–1905) 51, 52, 53
Altenberg, Peter (1859–1919) 142
Amery, Leo (1873–1955) 193
Arndt, Ernst Moritz (1769–1860) 224
Atangana, Charles (Karl) (1883–1943) 160, 161*, 162, 163, 164, 165, 182
Atangana (geb. Biloa), Marie 160
- Barth, Heinrich (1821–1865) 209
Bauer, Karl Paul Kleophas (1848–1902) 55
Bauer (geb. Meinhof), Clara Henrietta Maria (1855–1944) 55
Becker, Carl Heinrich (1876–1933) 102, 127*, 128, 129, 159
Beit, Alfred (1853–1906) 117
Bell, King (Ndumb´a Lobe) (1839–1897) 52
Berger, Paul (1909–1986) 188
Bismarck, Otto von (1865–1890) 42, 44, 111, 115, 135
Bleek, Wilhelm Heinrich Immanuel (1827–1875) 57, 58*, 144
Bleek, Dorothea (1873–1948) 201
Bloomfield, Leonard (1887–1949) 48, 198, 238
Böhme, Wilhelm (1673–1722) 34
Bourquin, Walther (1879–1974) 234
Brandes, Gustav (1862–1941) 128
Bremer, Otto (1862–1936) 69

Breusing, Alfred (1853–1914) 123
 Brockelmann, Carl (1868–1956) 171
 Büttner, Carl Gotthilf (1848–1893) 54, 57, 58, 59*, 60, 61, 62, 83, 85
 Burgdorf, Will (1905–1944) 192*
 Busse, Joseph (1907–1972) 188

Cassirer, Ernst (1874–1945) 190
 Curtius, Georg (1820–1885) 42
 Czermak, Wilhelm (1889–1953) 209

Dammann, Ernst (1904–2003) 38, 50, 54, 64, 77, 173, 204, 205, 206*, 207, 212,
 214, 216, 225, 226, 236

Decken, Baron Carl Claus von der (1833–1865) 58
 Delafosse, Maurice (1870–1926) 193
 Dempwolff, Otto (1871–1938) 21, 50, 64, 67, 78, 79*, 177, 200, 205, 211, 214, 221,
 225, 238
 Dernburg, Bernhard (1865–1937) 102, 106, 112, 113, 119, 120, 122, 123

Eeden, Bernardus van (1916–1983) 234
 Eiselen, Werner (1899–1977) 201, 234
 Elster, Ludwig (1856–1935) 105
 Endemann, Karl (1836–1919) 42
 Engel, Julius (1842–1926) 122
 Essen, Otto von (1898–1983) 188

Flitner, Wilhelm (1889–1990) 191
 Florenz, Karl (1865–1939) 159, 204
 Francke, August Hermann (1663–1727) 16*, 29, 32, 33, 34, 35, 126
 Freytag, Walter (1899–1959) 221
 Fülleborn, Friedrich (1866–1933) 120

Georg von Dänemark, englischer Prinzgemahl (1653–1708) 34
 Gerhardt, Ludwig (geboren 1938) 171*
 Giesebrecht, Benjamin (1741–1826) 24, 51
 Giesebrecht, Carl (1782–1832) 14, 24, 40

Giesebrecht (geb. Leithhäuser), Elisabeth (geboren 1756) 24
 Giesebrecht, Friederike (Friederike) (1787–1876) 29
 Giesebrecht, Ludwig (1792–1873) 24, 25
 Giesebrecht, Wilhelm (1814–1889) 24
 Göring, Heinrich Ernst (1839–1913) 58
 Goethe, Johann Wolfgang von (1749–1832) 145
 Götzen, Gustav Adolf von (1866–1910) 99
 Gottsche, Carl (1855–1909) 120
 Greenberg, Joseph Harold (1915–2001) 154, 215
 Grieg, Edvard (1843–1907) 202
 Grimm, Jacob (1785–1863) 235
 Grimm, Wilhelm (1786–1859) 47
 Grimme, Adolf (1889–1963) 192

Hagen, Karl (gestorben um 1934/35) 126
 Hagenbeck, Carl (1844–1913) 140, 141, 143
 Hahnemann, Ernst Friedrich Louis (geboren 1836) 37
 Haydn, Joseph (1732–1809) 202
 Heepe, Martin (1887–1961) 10, 102, 103, 160, 166, 167, 172, 173, 175, 182, 183,
 184, 199, 214, 236, 238
 Hersi Egeh (Nähmaschinen-Händler) 143
 Heydorn, Richard (1910–1943) 188, 226, 236
 Hilske, Bertha (1876–nach 1929) 99
 Hindenburg, Paul von (1847–1934) 192
 Hitler, Adolf (1889–1945) 192, 212, 226
 Hoffmann, Carl Friedrich (1925–2007) 230, 231
 Hoffmann, Harry (Lagerhalter) 163, 164, 165, 166
 Holtzendorff, Henning von (1853–1919) 49, 50, 51, 52, 53
 Hopf, Eduard (1901–1973) 228*

Irle, Jakob (1843–1924) 90

Johnston, Sir Harry (1858–1927) 96
 Jones, Sir William (1746–1794) 46
 Junker, Hermann (1877–1962) 209

Kähler, Hans (1912–1983) 188, 197

Kähler-Meyer (geb. Meyer), Emmi (1903–1998) 158, 196*, 206, 212, 236, 237
 Kant, Immanuel (1724–1804) 145
 Keeser, Eduard (1892–1956) 233
 Kersten, Otto (1839–1900) 58
 Kilian, Bartholomäus (1630–1696) 16*
 Klingenheben, August (1886–1967) 152, 159, 170, 171*, 172, 174, 176, 181, 196,
 197, 204, 210, 211, 212, 214, 215, 216, 217, 221, 231, 232, 236, 238
 Klingenheben (geb. von Tiling), Maria (1886–1974) 167, 171*, 173, 174, 175, 200,
 204, 211, 236
 Kloss, Carl (1829–1905) 49
 Knorr, Eduard von (1840–1920) 50
 Koch, Robert (1843–1910) 78
 Köstlin, Julius (1826–1902) 39
 Kottmann, Josef (geboren um 1877/78) 91, 92
 Kraepelin, Karl (1848–1915) 120

Lasker, Eduard (1829–1884) 230
 Lauffer, Otto (1874–1949) 192
 Lepsius, Karl Richard (1810–1884) 71, 194, 219
 Lessing, Theodor (1872–1933) 192*
 Lestrade, Gerard Paul (1847–1962) 234
 Lettow-Vorbeck, Paul von (1870–1964) 203
 Lippert, Ludwig Julius (1835–1918) 117
 Loewe, Carl (1796–1869) 24
 Lucanus, Hermann Karl Friedrich von (1831–1908) 77
 Lüttichau, Siegfried von (1877–1965) 1877
 Lugard, Sir Frederick (1858–1945) 193, 195
 Lukas (geb. Vagts), Annemarie (1907–2006) 171*
 Lukas, Johannes (1901–1980) 171*, 204, 205, 209, 210*, 221, 222, 228, 233, 236
 Luschan, Felix von (1854–1924) 146, 153, 155
 Luther, Martin (1483–1546) 39, 191
 Lyons, John (1923–2020) 48

Majiru, Mamboni (Mamboni binti Amiri Majiru) 97
 Makembe, Peter (Duala-Lektor) 158, 159, 163, 166
 Massaquoi(-Fahnbulleh), Fatima (1912–1978) 188, 189
 Massaquoi, Momolu (1869–1938) 181

Meinhof (geb. Kloss), Anna (1866–1944) 49, 168*, 169*, 203*, 237
 Meinhof (geb. Strecker), Auguste Joachime (1813–1850) 14
 Meinhof, Bertha (1842–1914) 21
 Meinhof (geb. Giesebrecht), Clara Christiane (1819–1893) 14, 24, 29, 51
 Meinhof (geb. Heyer), Elly (1857–1894) 49, 54
 Meinhof, Friedrich (1800–1881) 13, 14*, 15, 18, 20, 24,
 Meinhof, Hannah (1900–1973) 22, 34, 38, 41, 49, 51, 55, 56, 76, 137, 140, 141, 170,
 198, 232
 Meinhof, Johannes (Hans) (1859–1947) 76
 Meinhof, Clara Henrietta Maria (1855–1944) siehe Bauer (geb. Meinhof), Clara
 Henrietta Maria
 Meinhof, Sophie (1800–1845) 13, 14
 Melle, Werner von (1853–1937) 113, 114*, 116, 120, 121, 122, 123, 126, 127, 129,
 130, 131, 132, 133, 139, 140, 170, 176, 177, 193, 198, 201, 220, 221
 Messi, Paul (Jaunde-Sprachgehilfe) 160, 165
 Meyer-Abich, Adolf (1893–1971) 228
 Meyer-Bahlburg, Hilke (geboren 1935) 171*
 Mönckeberg, Johann Georg (1839–1908) 119
 Mohamad Nur (Somali-Lektor) 167*, 173, 175
 Mtoro, Bakari (1869–1927) 97, 98, 99, 100, 101, 102, 104, 158
 Müller, August (1848–1892) 39
 Müller, Emil (1868–1940) 74
 Muff, Christian Fürchtegott (1841–1911) 36*, 37
 Musa ben Adam el Fulani (Hausa- und Ful-Lektor) 159

 Nachtigal, Gustav (1834–1885) 209, 210
 Ngumu (Begleiter Marie Atangana) 161, 162
 Njo (Anjo) Dibonge (geboren um 1870) 49, 50, 51, 52, 54, 56, 57
 Nostitz (geb. Augustin), Marianne von (1909–1987) 227

 Osman Abdi (Swahili-Lektor) 173
 Ottens, Jürgen Karl Ferdinand (1851–1925) 117

 Panconcelli-Calzia, Giulio (1878–1966) 137, 138*, 139, 212, 221
 Paul, Hermann (1846–1921) 70
 Peters, Karl (Baudirektor) 230
 Petrich, Hermann (1845–1933) 13, 15, 18

Philippi, William (1854–1926) 117
 Post-Zyhlarz, Katja 208
 Predöhl, Max (1854–1923) 139
 Pugach, Sara (Professorin für Geschichte) 26, 50

 Rashid, Abdu (Abudu) (Hausa- und Ful-Lektor) 163, 165, 166
 Rathgen, Karl (1854–1921) 123, 129
 Raumer, Karl Georg (1783–1865) 40
 Raumer, Rudolf von (1815–1876) 40
 Redepenning, Michael Friedrich (1774–1823) 25
 Reimer, Dietrich (1818–1899) 107
 Rein, Gustav Adolf (1885–1979) 222
 Rhodes, John Cecil (1853–1902) 117
 Richter, Otto (Hauptschriftleiter Afrika-Rundschau) 228
 Richter, Wilhelm (Präsident Konsistorium der Provinz Pommern) 88
 Röhl, K. (Missionar) 227

 Sachau, Eduard (1845–1930) 81, 83*, 85, 90, 92, 98, 99, 104, 105, 106, 107, 108,
 109, 126, 136
 Samson Dido (Prinz aus Kamerun) 143
 Schack, Carl Friedrich (1886–1978) 231
 Schleicher, August (1821–1868) 42
 Schmidt-Ott, Friedrich Gustav Eduard Ludwig (1860–1956) 77
 Schnee, Heinrich (1871–1949) 55, 106
 Schröder, Franz Johann Wilhelm (Pfarrer) 139
 Schubring, Walther (1881–1969) 137, 185, 186
 Schwellnus, Paul (1877–1946) 56, 57
 Schwellnus, Theodor (1876–1926) 56, 57
 Sebeok, Thomas (1920–2001) 234
 Semler, Johannes (1858–1914) 118, 119*
 Siemers, Andreas (geboren 1956) 136
 Siemers, Edmund (1840–1918) 114, 139
 Siepman, Heinrich (1850–1892) 229
 Sieveking, Heinrich (1871–1945) 198
 Sievers, Eduard (1850–1932) 69
 Sieverts, Rudolf (1903–1980) 229, 230, 231
 Snell, Bruno (1864–1936) 212

Spener, Philipp Jacob (1635–1705) 15, 16*, 32
 Spieth, Jakob (1856–1914) 166
 Steffen, Paul (geboren 1878) 91, 92
 Steinthal, Heymann (1823–1899) 82
 Stumpf, Carl (1848–1936) 107
 Stumme, Hans (1864–1936) 154, 172, 204

Tanré, Konstantin 227
 Taucher, Fritz (Domänenpächter) 49, 55, 76, 77
 Taylor, Frank William (geboren 1887) 46
 Ternes, Elmar (1941–2020) 172
 Thilenius, Georg (1868–1937) 120, 121*, 122, 123
 Thode-Arora (geb. Thode), Hilke (geboren 1960) 142, 143
 Tholuck, August (1799–1877) 39
 Toso, Victor (um 1892/93–1916) 166
 Trittelwitz, Walther von (1870–1958) 55, 56, 74

Ulrikab, Abraham (1845–1881) 142

Valentini, Rudolf von (1855–1925) 76, 77
 Velten, Carl (1862–1935) 92, 97, 98, 99, 101, 107
 Völkner (Lehrer und Küster) 24
 Völkner, Max 24
 Völkner, Otto 24

Warburg, Aby (1866–1929) 139
 Warburg, Max (1867–1946) 116, 120
 Warneck, Gustav (1834–1910) 70
 Wazir, Abdallah bin (geboren um 1875) 166, 167
 Weiske, Gotthold Alexander (1824–1900) 37
 Westermann, Diedrich (1875–1956) 90, 91*, 145, 173, 193, 194, 195, 206, 209, 211, 214, 215, 218, 219, 238
 Wetzell, Eduard (Pastor) 42, 48
 Wilhelm II., Deutscher Kaiser (1859–1941) 89, 139, 141
 Willms, Alfred (1921–2007) 171*
 Winkler, Johann (1642–1705) 32
 Witt, Käthe (Haushaltshilfe) 230

Woermann, Adolph (1847–1911) 117, 159

Wolff, Christian (1679–1754) 33

Wolff, Emil (1879–1952) 192

Wundt, Wilhelm (1832–1920) 69

Zacharias, Eduard (1852–1911) 120

Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von (1700–1760) 16, 17*, 25

Zitzewitz auf Zitzewitz und Zezenow, Albrecht Wilhelm Theophil von (1848–
1917) 41

Zyhlarz, Ernst (1890–1964) 204, 205, 207, 208*, 212, 214, 221